
Heimatland OS
Ein Heimatbuch für die oberschlesische Jugend

Beuthen O.S. - Stadtarchiv

# Heimatland OS.

## Ein Heimatbuch
## für die oberschlesische Jugend

Zusammengestellt von F. Flott



Schriftenreihe der Landesgruppe Schlesien des Bundes Deutscher Osten, Breslau

Herausgeber: Landesgruppenleiter Schlesien des Bundes Deutscher Osten, Alfred Hartlieb

Breslau 1937

# Liebe oberschlesische Jungen und Mädel!

Das Buch „Heimatland OS." zeigt euch,
wie stolz ihr auf euer Oberschlesien sein könnt.
Schließt dieses Land tief in euer Herz ein.
Ihr Jungen und Mädel, die ihr unsere
Zukunft seid, denkt immer daran,
daß ihr in Schlesien auf Grenzwacht steht.

Hareick.

Landesleiter Schlesien des Bundes Deutscher Osten

Breslau, im Dezember 1937

Ich bin ein Deutscher.
Ich glaube an mein Volk.
Ich glaube an seine Ehre.
Ich glaube an seine Zukunft.
Ich glaube an sein Recht,
und ich trete ein für dieses Recht.

Ich trete ein für seine Freiheit,
und ich trete damit ein
für einen besseren Frieden
als den Frieden des Unsegens
und des Hasses der Vergangenheit.

Das glaube ich, und das bekenne ich
im Namen meines Volkes
vor der ganzen Welt.

Adolf Hitler

Oberschlesien, du bist mein Heimatland!
So reich und schön.
Du Land meiner Kindheit!
Du Land meiner Freude und meines Leides!
Du Land mit dem vielen Licht und Schatten!
Oberschlesische Heimat, du bist mein Gebet!

# Zum Geleit!

Oberschlesien ist unser Heimatland, das wir aus tiefstem Herzen lieben. Es ist unser Kinderland, wo unser Vaterhaus steht, Vater, Mutter, Brüder und Schwestern wohnen. Dort hat uns eine liebe Mutter groß gezogen, dort haben wir gespielt und gelacht, dort wohnen unsere Kameraden. Heimat ist unser Jugendland, das Land der weiten Felder und Wälder, der Oder, der tiefen Schächte, in denen der Berggeist wohnt, die blauen Sudeten- und Beskidenberge, die mit vielen Sagen und Märchen umrahmt sind, der Annaberg, der heilige Berg Oberschlesiens, der als Wahrzeichen unserer Heimat das Land bewacht.

Man kann die Heimat aber nur dann richtig lieben und schätzen, wenn man sie kennt, wenn man weiß, wie sie in der Geschichte gelitten hat und wenn man weiß, wie schön sie ist.

Wer die Heimat nicht liebt
Und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glückes
In der Heimat nicht wert.

Oberschlesien ist ein Stück des großen schlesischen Landes, von dem Breslau die Hauptstadt ist. Dieses Schlesien ist überall dort, wo die Brüder und Schwestern wohnen, die schlesischer Art und schlesischen Stammes sind. Zu Schlesien, unserer größeren Heimat, gehören also auch das Hultschiner Ländchen, Ostoberschlesien, Ostschlesien mit Bielitz und Teschen, das Sudetenland und die abgetrennten Grenzkreise um Reichthal und Lissa.

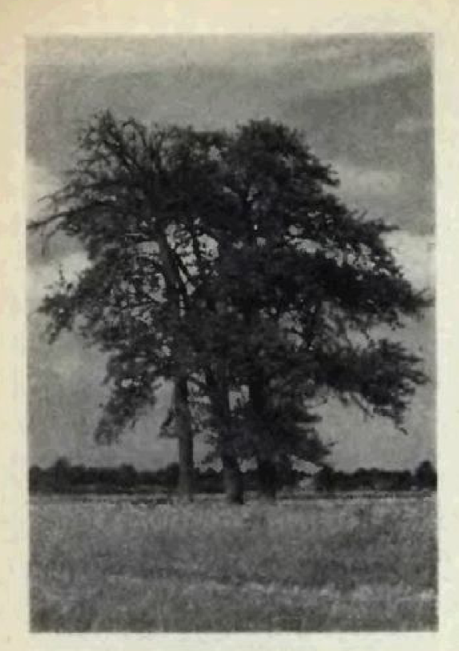
Oberschlesien ist Grenzland und hat im Osten die Wacht zu halten. Durch die Gewalt von Versailles hat es tiefe Grenzwunden erlitten und wertvolle Gebiete wie Hultschin und Ostoberschlesien verloren. Viele deutsche Brüder und Schwestern wohnen außerhalb der Grenze Oberschlesiens in Ostoberschlesien, in Hultschin, in Ostschlesien, in Sudetenschlesien. Sie gehören aber zu uns, und wir wollen sie niemals vergessen.

Oberschlesien ist von fremden Nachbarn umgeben, die uns nicht immer freundlich gesinnt sind, daher müssen wir gut aufpassen, auf der Wacht sein, damit unser Heimatland keinen Schaden erleidet.

Wenn wir später nicht mehr in unserem Oberschlesien wohnen, weit fort sind, irgendwo in einer deutschen Landschaft, dann wollen wir unser Heimatland niemals vergessen. Immer müssen wir für dieses Gebiet einstehen, für die Schönheiten unserer Heimat werben, damit alle im deutschen Vaterland wissen, wie groß und schön Oberschlesien ist.

**Oberschlesien, Glück auf!**

F. Flott



Aufn.: Dr. Pampuch

# Meine Heimat

Von F. Flott

Auf dem Felde meines Onkels stehen drei große Wildbirnbäume. Unter den Birnbäumen weidet meine Kuhherde. Ich will das Land weit übersehen und klettere auf den mittelsten der Birnbäume hinauf. Er ist sehr hoch, mindestens 20 Meter. Wenn man hinauf will, muß man gut klettern können. Von oben kann ich so schön das weite Odertal und die große oberschlesische Heimat übersehen. Als ich fast oben angelangt bin, fliegen krächzend die drei Krähen ab, die noch im Gipfel saßen, und wundern sich, was ich eigentlich dort oben will. Ich halte mich fest, denn der Wind pfeift scharf durch die Äste. Ich sehe nach unten, wie klein erscheint mir meine Kuhherde! In der Nähe der drei Bäume steht die Liese und guckt, was ich oben mache. Die Liese ist mein Reittier und von mir dressiert. Wenn ich sie rufe, kommt sie sofort an, trägt mir den Mantel auf das Feld und bleibt ganz still stehen, wenn ich reiten will. Das darf ich aber nur außerhalb des Dorfes tun, damit mich meine Mutter nicht sieht.

Nun sehe ich über die weiten Felder und Wiesen und über die Oder nach meinem Heimatdorf. So gerade in einer Linie wie die Soldaten stehen die Häuser an der Dorfstraße und spiegeln sich in der Oder. Da steht mein Vaterhaus, in dem meine liebe Mutter wohnt, die mir jeden Tag mehrmals auf den Hosenboden gibt, weil ich nicht folge und weil das so notwendig ist. Ich kann mich ganz genau erinnern, daß meine Mutter einmal sehr geweint hat, weil mein Vater ein Stück Acker verkauft hat, das „. . . . sie doch von ihren Eltern geerbt hatte". Da, im Bienengarten sehe ich auch meinen Vater, der mir immer Blumen vom Felde mitbringt. Im Auszugshause wohnt die Großmutter, die mich vor dem großen Bruder beschützt und bei der ich spielen, Bleigießen, Vogelbauer bauen, Drachen und eine Armbrust herstellen darf und noch vieles mehr. Sie weiß viele Märchen und hat mich sehr gern. In der Stube hat meine Großmutter alte Stühle, in denen ein Herz ausgeschnitten ist, bunte Teller und eine große Lade, die sie als Hochzeitsausstattung bekommen hatte. In der Lade gibt es für mich viele Geheimnisse, die Kriegsdenkmünzen meines Großvaters, alte Bilder und Bücher. Da ist auch der Großvater, der auf der Bank vor dem Auszugshause sitzt und mir viel aus seiner Soldatenzeit in Potsdam und von den Kriegen 1864/66 und 1871 erzählte. Er hat bei den Garde-Ulanen in Potsdam gedient. Der Großvater spielte mit mir Eisenbahn und hat immer pfeifen müssen, wenn der Zug halten sollte. Vor meinem Vaterhaus auf der Straße sehe ich auch meinen großen Bruder und die kleine Schwester, die ich im Kinderwagen fahren mußte, worüber ich als Junge immer tief gekränkt war. Wenn sie manchmal schrie, hat sie von mir Haue bekommen. In der Oder, gleich an der Fähre, baden meine Freunde, der Johann, der Josef, die Gertrud und andere.

Wie schön das Dorf an der Oder liegt! Ein Kohlenschiff mit einem aufgeblähten Segel zieht langsam an den Häusern vorüber und bringt die Kohle aus Beuthen nach Berlin. Im Hintergrund stehen auf dem Hügel die Windmühlen, die so recht in die Landschaft hineinpassen. Hinter den Windmühlen breitet sich das Waldland von Malapane und Stober aus, das ich als blau-grünen Streifen sehe. In diesem Walde hat Friedrich der Große viel Siedlungen angelegt. Ich sehe nach Osten hin und erblicke die Kreisstadt mit den vielen Schornsteinen der Zementfabriken, und dahinter, wenn es klar ist, kann ich den Annaberg sehen, von dem mir die Mutter schon viel erzählt hat. Und hinter dem Annaberg, weit im Osten, da sollen die Gruben und Hütten sein, von denen mir meine Großmutter erzählte. Dorthin fahren die Bewohner aus unserer Umgebung und verdienen viel Geld. Auch die Geschichten vom Berggeist hat mir die Großmutter erzählt. Im Süden sehe ich wieder viel Wald. Es sind die Wälder von Falkenberg und Tillowitz. Weit dahinter liegt das Sudetengebirge, das ich an klaren Tagen als blaue Schatten sehen kann. Es sieht aus

wie ein Märchen. Im Winter kann ich sogar den Altvater und den Glatzer Schneeberg sehen. Ich weiß, daß einmal in unserem Dorfe zwei Bauernburschen nach den Bergen wandern wollten, weil sie glaubten, daß sie ungefähr in vier bis fünf Wegstunden dort sein könnten, so nah sind ihnen die Berge erschienen. Als sie erfuhren, daß man ungefähr 80 Kilometer laufen muß, hat sie der Mut verlassen. Im Westen leuchtet die Oder wie ein Silberstreifen aus den alten Eichenwäldern hervor. Dort gibt es viele Teiche mit Fischen und Wasservögeln. Der Reiher, der dort wohnt, kommt manchmal auf unsere Wiese ...

Ich kann mich an alles in meiner Heimat erinnern. Ich bin schon lange fort aus meinem Dorfe und habe nichts vergessen. Ich weiß, wie mir als Kind mein Vater viel von Breslau erzählte, in dem er als Soldat gedient hatte. Ich habe ihm großzügig versprochen: Vater, wenn ich groß bin und einmal nach Breslau komme, werde ich dir zwei Mäntel kaufen, und zwar einen Pelzmantel und einen Lodenmantel! Ich habe dieses Versprechen schon längst eingelöst. Alles, was ich im Kinderland erlebte, ist immer noch lebendig. Ich weiß ganz genau, wie die drei Birnbäume auf dem Felde meines Onkels aussehen, wie man hinaufklettern muß, um sich nicht die Hosen zu zerreißen und all das andere.

Ich habe das Dorf, den Wald und die Oder nicht vergessen und werde sie niemals vergessen können, weil sie meine oberschlesische Heimat sind, die ich über alles liebe.

(Hierzu gehören auch die Bilder zwischen Seite 8 und 9)

# Oberschlesiens Lage und Wirtschaft

Von F. Flott

Der reichsdeutsch gebliebene Teil Oberschlesiens ist der südöstlichste Zipfel des Deutschen Reiches und liegt an markanter Stelle zwischen dem 50. und 51. nördlichen Breitengrad. Es hat eine Fläche von 9714,05 Quadratkilometer (2,07 v. H. der Reichsfläche) und 1 483 000 Einwohner (2,27 v. H. der Einwohner des Deutschen Reiches). Als der nach dem Osten vorgeschobenste Teil der Provinz Schlesien bildet es die Brückenzone zu Ost- und Südosteuropa. Auf drei Seiten wird dieses Gebiet von slawischen Völkern umgeben und hat somit die Aufgabe eines Bollwerkes der deutschen Kultur im Osten. Auf Grund seiner geographischen Lage bildet Oberschlesien die Schlüsselstellung nach Ost- und Südeuropa.

Oberschlesien, das der Mährischen Pforte vorgelagert ist, ist das Durchgangsland zwischen Norden und Süden. In ihm kreuzt diese Nord-Süd-Völker-Straße die Ost-West-Völker-Straße, die längs der Sudeten und Karpaten an das Schwarze Meer führt.

Landschaftlich gesehen, ist Oberschlesien ein reizvolles Land, das in dem Gegensatz seiner Landschaften viele Schönheiten bietet und nicht nur, wie man es so oft hört, „das Land der Schlote und der Halden" ist. Rechts der Oder liegt unfruchtbarer Boden, und deshalb hat sich auf dieser Oderseite der Waldbestand gehalten. Die oberschlesischen Wälder sind aus Eichendorffs Liedern in ganz Deutschland bekannt. Auf der linken Oderseite ist fruchtbarer Ackerboden, so daß dieses Gebiet das Bauernland Oberschlesiens genannt wird. Das Industriegebiet ist aus den oberschlesischen Wäldern gleichsam herausgewachsen und hat sich zur Industrielandschaft herausgebildet.

Oberschlesiens Wirtschaft ist sehr mannigfaltig. Auf der einen Seite finden in der Land- und Waldwirtschaft die Hälfte der Bewohner Arbeit, während die andere Hälfte in der oberschlesischen Industrie beschäftigt wird. Oberschlesiens wirtschaftliches Schwergewicht liegt in der Industrie. Als Industrie-

**Was groß sein will und groß werden soll,**
**muß hart und schwer erkämpft werden.**

Adolf Hitler

land ist es im ganzen Reiche bekannt. Die oberschlesische Bergindustrie gründet sich auf die Bodenschätze, und zwar Kohle, Eisen, Blei und Zink. Wichtig ist noch die Industrie der Steine und Erden, vor allem die Zement- und Kalkindustrie. Neben den großen Gebieten der Bergindustrie hat sich in Verbindung mit dieser eine Reihe von wichtigen Nebenindustrien entwickelt. Die oberschlesische Landwirtschaft ist auf der linken Oderseite im Bauernland und im Kreise Kreuzburg hoch entwickelt, auf der übrigen rechten Oderseite noch stark entwicklungsfähig.

Die oberschlesische Bergindustrie ist eine deutsche Schöpfung. Dreimal haben deutsche Bergleute versucht, sie aufzubauen. Das erstemal kamen sie im 13. Jahrhundert nach Oberschlesien, das zweitemal im 16. Jahrhundert und das drittemal in der Zeit Friedrichs des Großen, und erst dieses drittemal fassen sie in Oberschlesien festen Fuß. In der Zeit Friedrichs des Großen wurde hier in Oberschlesien im Jahre 1788 die erste Dampfmaschine auf dem europäischen Festland aufgestellt. Auch Goethe kam damals nach Oberschlesien, um sich das Wunder der Technik anzusehen und schrieb in das Knappschaftsbuch von Tarnowitz die berüchtigten Worte: „Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reichs ...", die deshalb oft mißverstanden werden, weil man den zweiten Teil des Spruches, der die Anerkennung der Leistung des Oberschlesiers enthält, nicht kennt, nämlich „. . . . wer hilft euch Schätze finden und sie glücklich bringen an das Licht? Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt." Durch die Teilung des Landes ist Oberschlesiens Industrie zerrissen worden.

Verkehrsgeographisch liegt Oberschlesien günstig. Doch kann sich seine Verkehrsgunst durch die Abschnürung den Nachbarstaaten gegenüber nicht auswirken. Oberschlesien muß seine Produkte auf den binnendeutschen Markt bringen und dabei Frachtwege von 300 bis 500 Kilometer überwinden, die die Erzeugnisse sehr verteuern.





Die Oder ist die Lebensader Schlesiens
Schwere Lasten trägt sie auf ihren Schultern nach allen deutschen Gauen

Aufn.: Dr. Pampuch



Das oberschlesische Dorf!
Wie ein Dreiklang — das Feld, das Dorf und der Himmel

Aufn.: Dr. Pampuch



Es ist, als ob ein Geheimnis in den oberschlesischen Wäldern liegen würde
Den Menschen, dem sie sich offenbart haben, geben sie niemals frei

Aufn.: Dr. Pampuch



In der Oder! — Ländlich, sittlich!

Aufn.: Dr. Pampuch

Über die Äcker, Felder und Wiesen unserer Heimat schritten dereinst unsere Väter und kämpften um sie ✠ Diese Erde hat deutsches Blut getrunken und ist uns deshalb heilig.

Unsere wesentlichste Aufgabe besteht darin, diese Heiligkeit der deutschen Erde dem deutschen Volke näher zu bringen.

Wenn alle Herzen von dieser Heiligkeit erfüllt sind, ist diese Erde geweiht. Erbaut Euch an der Schönheit der deutschen Heimat und schafft die Weihe für die deutsche Heimaterde!

Hans Schemms Vermächtnis

Heimat ist,
wenn man ihr Wesen
recht bedenkt, nicht nur Land-
schaft und Volkstum; was
uns im Innersten mit ihr ver-
bindet ist dieses:

Die Heimat ist die Pforte,
durch die uns das Ewige in
das Zeitliche entließ und
unsere Heimatliebe ist die
Sehnsucht nach diesem
Ewigen.

Landschaft und Volkstum
sind nur Gleichnisse dessen,
dem unsre tiefste Sehnsucht gilt.
Das letzte Geheimnis der Hei-
mat aber ist die Mutter.

August Winnig.

# Der Adolf=Hitler=Kanal

Ein Sinnbild der Fürsorge des Deutschen Reiches und des Willens unseres Führers, den Südosten zu einem Bollwerk deutscher Wirtschaft und deutscher Kultur auszubauen, ist der Adolf-Hitler-Kanal, der im Jahre 1934 durch den Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, feierlich begonnen wurde. Der Kanal verbindet die Oder, von Cosel ausgehend, mit dem Industriegebiet. Er ist unbedingt notwendig geworden, um die Frachten, wie Kohle und andere Bergerzeugnisse, aus dem Industriegebiet billig in den Umladehafen nach Cosel zu bringen. Der alte Klodnitz-Kanal, den Friedrich der Große gebaut hat, genügte den Ansprüchen der heutigen Industrie schon lange nicht mehr.

Der neue Adolf-Hitler-Kanal ist ein mächtiges Bauwerk und kann von Schiffen befahren werden, die bis 1000 Tonnen schwer sind. In Verbindung mit dem Adolf-Hitler-Kanal werden eine Reihe von Talsperren in Oberschlesien gebaut.

Wenn man durch die Landschaft fährt und über den Adolf-Hitler-Kanal kommt, so freut man sich immer wieder über diese schöne, neue oberschlesische Wasserstraße.

F. Flott



Aufn.: Poklekowski, Breslau

# Die oberschlesischen Heimindustrien

In Oberschlesien finden wir eine Reihe von Heimindustrien, die mit die Grundlage zu den heutigen Großindustrien wurden, so die Textil- und die Schuhwarenheimindustrie um Neustadt und Krappitz. An weiteren Heimindustrien sind die Kunsthäkelei um Oberglogau, die Strickindustrie um Oppeln und Malapane, die Teppichweberei im Südteil des Kreises Leobschütz und die Korbindustrie in Rutenau, Kreis Oppeln, zu erwähnen. In dem Waldgebiet werden auch Besenbinderei und Wurzelflechterei betrieben. Wurzelflechter gibt es nur wenige. Diese interessante Heimindustrie kann man nur noch in Ostpreußen und im Altvatergebiet antreffen. Im Industriegebiet, hauptsächlich in Beuthen, entwickelt sich die Bearbeitung von Kunstgegenständen aus Steinkohle. In Gleiwitz werden in der Schönwälder Stickstube nach alten Mustern schöne Handarbeiten hergestellt.

Die größte Verbreitung der Heimindustrie in Oberschlesien findet die Korbwarenindustrie um Rutenau. Hunderte von Männern und Frauen sind damit beschäftigt, Körbe und Korbmöbel herzustellen. Durch ganz Deutschland fahren die Lieferwagen oder die Lieferautos und bringen die Waren bis in das Saargebiet, an die Nordsee und nach Ostpreußen zum Verkauf. Ein Teil der Erzeugnisse ging früher nach England und sogar nach Amerika. Es lohnt sich, einmal den Ort Rutenau aufzusuchen, um sich diese interessante Arbeit anzusehen.

F. Flott

Um Deutschland
wird gerungen,
Versteh es doch!
Uns ist der Weg gelungen,
Was säumst du noch?!
Dich rufen deine Brüder,
So reih dich ein!
Hier bist du frei! Ein Müder
Bleibst du allein.
Lausch auf dein
Blut tief innen
Es spricht wie wir!
Was willst du noch besinnen?!
Steh auf! Ruf: hier!

H. Menzel

Glücklich, wer nicht kreuz und quer gelenkt,
wer der Heimat seine Kräfte schenkt, daß er wiederum
gekräftigt werde von dem Liebeshauch der Heimaterde!

Ernst Moritz Arndt

# Schlesien, Germanenheimat, deutsches Land immerdar!

Von Johannes Gottschalk, Hindenburg

Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, wie weit eure Ahnenreihe zurückreicht? Von Vater und Mutter, Großvater und Großmutter wißt ihr alle etwas, weniger schon von euren Urgroßeltern, und doch geht es von da an immer weiter in die Vergangenheit zurück, ins 18., 17., 16. Jahrhundert und so immer weiter. Das Blut in euren Adern läßt sich zurückverfolgen durch alle Jahrhunderte hindurch bis in Zeiten, die selbst den Geschichtsschreibern nur dunkel als Frühgeschichte und schließlich nur als Vorgeschichte bekannt sind. Immer lebte da eine Familie, deren Nachkommen ihr seid.

Wir Schlesier kommen im 12. Jahrhundert zu den Bauernfamilien, die aus Franken, Hessen, Thüringen oder aus der Pfalz in Schlesien eingewandert sind. Viele von uns würden ihre Vorfahren unter den Menschen finden, die damals bereits in Schlesien lebten, und es wäre fürwahr ein besonderer Stolz, wenn wir sogar von uns sagen könnten, daß unsere Ahnen jenem vornehmen Bauernstamm der germanischen Wandalen angehören, die seit dem 2. Jahrhundert vor der Zeitenwende den schlesischen Boden bebauten und unserer schlesischen Heimat durch einen ihrer Zweigstämme den Namen gaben. Zweifellos rinnt in den Adern vieler Schlesier jenes edle Germanenblut. Wenn wir auch nicht über die Ahnenforschung bis in jene Zeiten vordringen können, so wissen wir doch, daß das für alle Schlesier zutreffen muß, deren Vorfahren nicht aus anderen Gauen unseres Vaterlandes in Schlesien zugewandert sind. Denn eines steht fest, daß große Teile dieses Germanenvolkes in unserer Heimat geblieben sind, wenn auch die Stürme der Völkerwanderung gewaltige Massen von der Scholle losgerissen haben. Wissen wir doch, daß die bis nach Spanien und später sogar bis nach Nordafrika vordringenden Wandalen mit den in Schlesien zurückgebliebenen in steter Verbindung blieben und wiederholt von da Nachschub erhielten.

Auch Oberschlesien gehörte zur Wandalenheimat. Woher wissen wir das? Natürlich auch aus den Schriften der damaligen Geschichtsschreiber, aber am treuesten hat uns darüber unsere liebe Heimaterde berichtet, die die Spuren jener Menschen bis in unsere Zeit bewahrt hat.

Überall in Schlesien stößt man bei Erdarbeiten für Straßen-, Kanal- oder Häuserbauten auf Spuren des Lebens früherer Menschen. Bald sind es Waffen, bald Gebrauchsgegenstände, wie Krüge, Töpfe, Werkzeuge, bald Schmuckstücke, bald Reste ihrer Wohnungen. Sehr zahlreich sind die aufgedeckten Grabstätten, die neben körperlichen Resten der in ihnen bestatteten Toten auch vieles enthalten, was den Beerdigten von den Angehörigen ins Grab mitgegeben wurde. Aus all dem und der besonderen Anlage der Wohnungen und der Grabstätten kann man heute sichere Schlüsse auf das Alter der Fundstätten und ihrer Gegenstände und auch auf die völkische Zugehörigkeit jener Menschen ziehen. Die große Zahl der schlesischen Fundstätten (bis Juni 1937 über 2900, davon über 700 in Oberschlesien) ermöglicht es den Kundigen, immer wieder zu vergleichen, und so entstand eine Wissenschaft, die ihre Schlüsse mit Zuverlässigkeit zieht. Man nennt sie die Wissenschaft des Spatens, weil der Spaten jene Jahrhunderte deutscher Geschichte unserem Auge erschlossen hat. Allein aus der Wandalenzeit haben wir in Schlesien über 900 Fundstätten, davon in Oberschlesien weit über 200!

Seit längerer Zeit geht ein Streit um die Vergangenheit unserer Heimat. Polnische Gelehrte behaupten, die Ureinwohner Schlesiens seien Slawen gewesen; wir dagegen haben ihnen nachgewiesen, daß die Ureinwohner gar nicht Slawen gewesen sein

können, weil sie ja aus einer Gegend kamen, in der Slawen erst zweitausend Jahre später auftraten. Diese Ureinwohner Schlesiens waren die Illyrier, die aus den Ländern an der mittleren Donau in unsere Heimat eingewandert sind. Bis zum 8. Jahrhundert v. Ztw. hatten sie von der Mährischen Pforte aus ganz Schlesien mit Ausnahme der großen Waldgebiete und der niederschlesischen Heide besiedelt. In Oberschlesien saßen sie besonders dicht in den Gebieten der späteren Kreise Ratibor-Leobschütz und Oppeln-Groß Strehlitz.

Sie haben das schlesische Land dem damaligen Stande der Kultur entsprechend sehr gut bebaut, und unsere Heimat erlebte ihre erste Blütezeit. Ihr Werkstoff für Geräte und Schmuck war die Bronze, vom 8. Jahrhundert v. Ztw. an das Eisen. Über 120 schlesische Fundplätze aus jener Zeit beweisen mit Bronzewaffen, Bronzeschmuck und schön gemalten Tonwaren die hohe handwerkliche und künstlerische Fertigkeit der Illyrier. Funde aus dem 6. und 5. Jahrhundert v. Ztw. zeigen aber schon einen tiefen Verfall der illyrischen Kultur, und bald nachher erlag das Volk dem Ansturm der räuberischen Skythen und den aus der Gegend der Weichsel- und Odermündung nach Schlesien vorstoßenden Frühgermanen, den Basternen und Skiren. Die auf dem Kapellenberg und der Schwedenschanze bei Oswitz (Breslau), auf dem Siling und Geiersberg, bei Nimptsch und Girlachsdorf sowie bei Reichenbach entdeckten Ringmauern und Geröllanhäufungen sind die Reste der Verteidigungsanlagen der Illyrier.

Der erste Vorstoß der Basternen scheint diesen das Land rechts der Oder und den Glogauer Raum links der Oder gesichert zu haben. Die Hauptmasse der Illyrier zog sich südwärts an die Sudeten zurück. Ohne Zweifel waren es schwere kriegerische Zusammenstöße, die mit dem Siege der Basternen endeten. Das Schicksal der schlesischen Illyrier wurde aber erst besiegelt durch die etwa 200 Jahre später einsetzenden kriegerischen Angriffe von drei Seiten.

Durch die Mährische Pforte drangen die wilden Scharen skythischer Reiterheere ein und vernichteten mit Feuer und Schwert den mittelschlesischen Teil des Illyrierreiches. Zur gleichen Zeit erneuerten die Basternen ihren Vorstoß nach Süden, und nach dem Abzug der Skythen überfluteten von der Mährischen Pforte her Kelten den Süden Oberschlesiens und über das Sudetengebirge hinweg den Glatzer Kessel und die fruchtbare Ebene bis Breslau.

Über die reiche keltische Kultur geben uns vor allem die zahlreichen Funde aus dem Leobschützer Lande Aufschluß. Wundervolle Erzeugnisse ihrer Töpferarbeit — sie benutzten bereits die Drehscheibe — und ihrer Eisenschmiedekunst zeigen uns die schlesischen Museen. In Biskau im Kreise Leobschütz hatten sie ihren staatlichen Mittelpunkt, die erste Stadtanlage auf Schlesiens Boden überhaupt.

Von den Basternen wissen wir aus den Funden, daß sie ebenfalls Bauern und das erste durchaus nordische Volk unserer Heimat waren. Sie hielten sich in Schlesien übrigens nur etwa 200 Jahre auf, und schon um das Jahr 300 v. Ztw. bewohnte ihre Hauptmasse den Weichselbogen und das galizische Land rechts der Weichsel. 100 v. Ztw. finden wir sie bereits am Schwarzen Meer, wo sie dem römischen Reiche viel zu schaffen machten.

In die freigewordenen Plätze der schlesischen Fruchtebene rückten um 100 v. Ztw. die ostgermanischen Wandalen nach, deren hohe Bauernkultur unserer Heimat für ein halbes Jahrtausend das Gesicht gab. Auch sie kamen von den Niederungen der Weichselmündung. Wie die Basternen trieb auch sie die Raumnot nach Süden. Es muß eine riesige Völkerwelle gewesen sein, die um jene Zeit sich südostwärts in Bewegung setzte und die Wandalen nach Schlesien, die gleichfalls zur ostgermanischen Völkergruppe gehörigen Burgunden nach Posen und die Goten in die weiten Ebenen des heutigen Polens und Westrußlands führte.

Im ersten Jahrhundert v. Ztw. überfluteten die Wandalen die nordschlesischen Gebiete und die mittelschlesischen Wohnsitze der Kelten. Im ersten Jahrhundert n. Ztw. haben sie sich bereits weit nach Oberschlesien rechts der Oder und in die Coseler Gegend vorgeschoben. Aus dieser Zeit stammt der reiche Fund eines wandalischen Fürstengrabes bei Ehrenfeld (früher Wichulla) im Kreise Oppeln, der uns so recht die außerordentlich hohe Kultur dieses tüchtigen und vornehmen Germanenstammes zeigt. Im zweiten Jahrhundert nach der Zeitwende besetzen sie auch die keltischen Gebiete im Leobschütz-Ratiborer Lande, im vierten Jahrhundert n. Ztw. gehört ihnen ganz Schlesien mit Ausnahme der niederschlesischen Heide, die von den aus Posen nach Westen und Südwesten abziehenden Burgunden besiedelt ist. Übrigens beweisen zahlreiche Funde außerhalb Schlesiens, daß die Wandalen auch bis in den Weichselbogen und darüber hinaus bis an den Bug vorgedrungen sind.

Die überaus zahlreichen Funde aus der Wandalenzeit geben uns einen fast vollkommenen Einblick in die Kultur dieses Volkes.

Sie sind Bauern und bearbeiten den Boden nicht mehr mit dem hölzernen oder eisernen Hakenpflug, sondern mit dem Wendepflug, der das Umdrehen der Schollen ermöglicht. Sie besitzen bereits alle

heute bekannten Getreidearten und halten Schaf, Ziege, Schwein, Rind und Pferd. Das eigentliche Zugtier ist aber das Rind, denn das Pferd als heiliges Tier darf höchstens den Menschen tragen. Auch der Hund ist ihr Haustier. Milch, Butter und Käse sind Nahrungsmittel. Der Garten liefert bereits edles Obst, vor allem viele Arten von Äpfeln, außerdem eine ganze Reihe von Gewürzkräutern für die Küche. Wild und Fische sind Volksnahrung. Schafwolle und Leinen aus Flachs sind der Werkstoff für die Herstellung wirklich geschmackvoller Kleidungsstücke, die von den Frauen und Mädchen hergestellt wurden. Spinnrad und Webstuhl gehörten schon damals zur Aussteuer jeder schlesisch-wandalischen Frau. Überhaupt beweisen die reichhaltigen Funde nicht nur eine hohe Kunstfertigkeit und ein großes handwerkliches Können, sondern einen bedeutenden allgemeinen Wohlstand, und es ist bestimmt keine Übertreibung, wenn man zu dem Schluß kommt, daß die Kultur der schlesischen Wandalen hinter unserer heutigen Bauernkultur nicht nur nicht zurücksteht, sondern sie in der Breite und in der Tiefe vielfach übertroffen hat.

Kennzeichnend für den wandalischen Bauer ist seine Wehrhaftigkeit. Von seinen Waffen trennte er sich auch im Tode nicht, und wenn in einem wandalischen Grabe keine Waffen gefunden werden, dann handelt es sich um die Grabstätte eines Unfreien.

Die meisten wandalischen Wohnplätze lagen an und in der Nähe von Flüssen, Seen und Bächen. Den dichten Wald verschmähten sie. Sicherlich sind alle schlesischen Fruchtfluren, soweit sie nicht erst später aus Waldrodungen entstanden sind, bereits zu wandalischer Zeit besiedelt gewesen. Man schätzt die Zahl der wandalischen Bauernstellen auf mindestens 80 000.

Das wandalische Haus war ein hölzerner Rechteckbau mit zwei großen Räumen. Im vorderen Raume stand der Herd. Neben dem Wohnhaus lagen die Speicher, der Brunnen, Vorrats- und Abfallgruben. Die Anlage des Wohnhauses läßt auf Fachwerk- und Blockbau schließen und die Häuser mögen den in Gebirgsgegenden üblichen Bauernhäusern sehr ähnlich gewesen sein. Vielfach findet man neben dem Speicher den Backofen.

Vieles deutet darauf hin, daß wir bei den Wandalen bereits einen besonderen Handwerkerstand annehmen müssen, denn die saubere und künstlerisch hochwertige Ausführung der Werkzeuge, Waffen, Gebrauchsgegenstände usw. setzt bereits eine bedeutende Schulung der Ausführenden voraus. Der begehrteste und geachtetste unter den Handwerkern war wohl der Schmied, der neben Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen vor allem die Waffen herstellte: Lanzenspitzen, Speerspitzen, Schwerter, Schildbuckel für die Schilde, Schildfesseln und Parierstangen, Steigbügel und Sporen, alles wundervoll sauber verziert mit Stich-, Schlag- oder Aetzmustern. Bronze-, Silber- und Goldschmiede stellten mannigfachen Schmuck her, dessen ganze Schönheit man nicht schildern kann, den man sich in den Museen der schlesischen Städte ansehen muß. Wer vor den blinkenden Schätzen aus den Fürstengräbern von Ehrenfeld oder Sakrau gestanden hat, muß zugeben, daß unsere heutigen Kunsthandwerker und Künstler diese Kostbarkeiten trotz der heutigen verfeinerten Hilfsmittel nicht besser und schöner gestalten könnten. Nein, dieses Volk waren keine Barbaren, als die sie römische Schriftsteller hingestellt haben, es waren Menschen mit einer Kultur, wie sie nur ganz wenige Völker jener Zeit aufweisen können. Scheren, Kämme, Rasiergeräte, Nagelfeilen und die mannigfachen Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens lassen erkennen, daß diese Menschen in der äußeren Lebenshaltung den Völkern des Mittelalters keineswegs nachstanden. Ganz besonders schön sind auch die erhaltenen Töpferarbeiten, die nicht nur Gegenstände des gewöhn-

---

## Nach Ostland geht unser Ritt

Aus dem „Liederblatt der Hitler-Jugend", 1. Jahresband 1935

Nach Ostland geht unser Ritt, hoch wehet das Banner im Winde,
Die Rosse, die traben geschwinde;
Auf, Brüder, die Kräfte gespannt: wir reiten in neues Land.
Hinweg mit Sorge und Gram! Hinaus aus Enge und Schwüle!
Der Wind umwehet uns kühle, in den Adern hämmert das Blut,
Wir traben mit frohem Mut.
Laut brauset droben der Sturm, wir reiten trotz Jammer und Klage,
Wir reiten bei Nacht und bei Tage, ein Haufe zusammengeschart,
Nach Ostland geht unsere Fahrt!

H. A. v. Birckhahn

lichen Haushalts darstellen, sondern Beweise für eine geschmackvolle Wohnkultur sind.

Viele der in Schlesien gefundenen wandalischen Gegenstände tragen heilige Zeichen und Symbole, unter ihnen befindet sich sehr oft das Hakenkreuz in verschiedenen Formen und der Sonnenpunktkreis. Übrigens kann sich Oberschlesien rühmen, aus den Gräberfunden von Sedschütz im Kreise Neustadt und Neubrücken im Kreise Groß Strehlitz die älteste Runenschrift zu besitzen, die auf deutschem Boden gefunden wurde.

Auch über Religion und Sitte unserer wandalischen Vorfahren auf Schlesiens Boden wissen wir manches. Sie gehörten dem Wodanskult an und verehrten ein göttliches Brüderpaar, die Alken. Das Heiligtum der Wandalen befand sich im Lande der Silingen, einem Stamm der Wandalen, wahrscheinlich auf dem Siling (Zobten). Sie glaubten an ein Fortleben nach dem Tode, das alle irdische Freude übertreffen mußte. Deshalb wollten sie absolut rein in jene Gefilde der Seligen eingehen und verbrannten deshalb ihre Toten, denn Feuer ist rein und heilig. Da die Wehrhaftigkeit des Mannes der höchste Ausdruck des Lebens ist, wollten sie ihre Waffen in Walhall wiederfinden und so gab man sie den Toten ins Grab mit. Damit diese Waffen aber nur noch jenem höchsten Zweck dienen könnten, wurde ihre irdische Hülle gleichfalls vernichtet, indem man sie zerbrach oder verbog. Aus dem Scheiterhaufen wurden die sterblichen Reste der Toten sorgsam zusammengelesen und in Urnen zusammen mit den Scherben der Gefäße und den Resten der Beigaben in den sogenannten Brandgrubengräbern beigesetzt.

Wir Schlesier sind stolz auf diese prachtvollen Menschen, die wir unsere Vorfahren nennen dürfen. Unsere Heimat, die ein halbes Jahrtausend auch ihnen Heimat war, kann sich mit den anderen Gauen unseres Vaterlandes, die einmal Heimat der anderen edlen Germanenstämme, der Friesen, Sachsen, Cherusker, Franken waren, auf eine Stufe stellen. Und das Blut dieser stolzen Vertreter der nordischen Rasse fließt auch in unseren Adern! Und darum bleibt der Schlesier seinem Volkstum treu! Welches Blut könnte auch besser und welches Volkstum schöner sein als das aus echtestem Germanentum gewachsene deutsche!

(Anmerkung: Wandalenhaus im Landesmuseum Beuthen.) Aus: „Heimatbuch für das oberschl. Industriegebiet", H. 1, 1937



## Nach Ostland

Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland wollen wir gehn,
Frisch über die grüne Heiden, ja über die Heiden,
Da werden wir besser uns stehn.

Und als wir nach Ostland kamen zum Hause hoch und fein,
Da wurden wir eingelassen,
Sie hießen willkommen uns sein.

Wir trinken den Wein aus Schalen, und Bier, soviel uns beliebt.
Nach Ostland wollen wir reiten, da wohnt mir mein feines Lieb.

# Die deutsche Besiedlung Schlesiens, insbesondere Oberschlesiens

Von Gustav Freytag

Wir vermögen nicht nachzuweisen, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürstenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und junge Feldarbeiter mit gutem Versprechen unter das slawische Volk riefen. Viele Ansiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordsachsen. In den Städten fanden sich sofort Zugewanderte aus allen Teilen Deutschlands. Und im ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten Landschaften Mitteldeutschlands, aus Meißen, Thüringen, Franken. Aber sehr merkwürdig und unerklärt ist, daß der schlesische Dialekt, seit er in den Schriftdenkmälern erscheint, keineswegs als neue Mischsprache, sondern sofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigentümlichkeit redet und daß er in seinen ältesten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen/Meißen, sondern mit der des entfernteren Franken größere Ähnlichkeit aufweist. Der Sprache nach stammt die Hauptmasse der deutschen Schlesier von Franken oder ist diesen am nächsten verwandt.

Schlesien war um das Jahr 1200 nicht stark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt. Von dem befestigten Grenzwald der Preseka, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Heiden. In den Waldsümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildschweinen ihr Lager. Am Rand der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig. Und die Kiefernäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih. An den Flüssen aber baute zahlreich der Biber. Und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falken waren den Fürsten zuweilen teurer als ihre Leibeigenen. Und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehen mußte bei schwerer Strafe ...

Bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer zuweilen, wie in Polen, statt mit Geld mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen. Aber schon waren schlesische Bergwerke eröffnet; etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen; der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutsche betrieben. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Marktorten. Wie in Polen, wurde das Geldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Marktzoll und die Dörfer herum waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich, als etwa im äußeren Aussehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden: eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes Gemeinwesen, welches fest in sich selbst steht, das Recht hat, sich zu regieren und Besitztümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen. Und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache und dadurch eine Heimat werde für umsichtige Tatkraft und Reichtum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, welche oft bestritten wurde, endlich ganz aufhörte ... Seit lange war ihre Politik, deutsche Fürstentöchter zu heiraten. Der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten. Die Fürstenkinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehen durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchten bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpaten. Sie selbst schlagen ihre Adligen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slawensäbel zu Rittern und gewöhnen sie, sich in Malvasier und Reifal, statt in altem Met zu berauschen. Die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen. Ja, die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig wurde. So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft: feine Herren und abenteuerliche Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer. An die

Stelle der slawischen Kastellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren förderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land. Und das Bistum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogtum Neisse. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert ... Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem 13. Jahrhundert arbeitsame Zisterzienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die Heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrichs im Bart. Und das prachtvolle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die starken Steinmauern, und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereifter Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog, bis an seine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg, sah wohl mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort, wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten Brüder von Westen her gekommen; alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slawischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein. Der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Heide ihren Honig, sonst keinen Ertrag. Die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Dezem trug nicht viel. Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkeren und freien Händen, ihn zu führen. Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntnis der Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze Leben beruht — daß die Arbeit der Freien allein imstande ist, ein Volk kräftig, blühend unnd dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Teil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten und die so übergroß waren, daß sie wenig eintrugen. Die Fürsten verliehen ihnen als Gunst das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, das heißt: freie Kommunen zu schaffen, und als eine fürstliche Gnade wurde dies Privilegium eifrig begehrt, vielleicht am eifrigsten von der Geistlichkeit, von Zisterziensern, Augustinern u. a.

Die Anlage aber eines deutschen Ortes geschah regelmäßig nach derselben Methode. Fürsten oder Grundherren schlossen Verträge mit einem Unternehmer (Lokator). Er hatte die deutsche Stadt oder Bauernschaft einzurichten; dafür wurde er selbst Vogt der Stadt oder Schulze des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Heide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slawendorf besetzt werden sollte, wurde die Hufenzahl der Dorfflur festgestellt, zuweilen in feierlichem Zuge umschritten und dem Lokator die Schultisei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und unveräußerlichem Eigentum übergeben. Er war Obrigkeit, hatte Steuern zu erheben und abzuliefern und in Rechten und Pflichten seine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenossen saßen als freie Männer in erblichem Besitz. Zur Veräußerung mußte der Grundherr seine Genehmigung geben. Die neuen Ansiedler waren frei von Lasten auf mehrere Jahre.

Wo Gelegenheit zu einem Markt war oder wo sich hinter dem polnischen Stadtgraben größere Tätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Lokator die Befugnis zur Anlage einer Stadt nach deutschem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches, freies Eigentum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Revenuen von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen sogar die oberste. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fischerei- und Jagdrecht, zuweilen das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Die Bürger waren sämtlich persönlich frei und regierten ihr Gemeinwesen selbst. Statut und Recht holten sie sich bei einer angesehenen deutschen Stadt, und sie bezahlten es der Mutterstadt in der Regel mit gutem Gelde. Magdeburg wurde die große Quelle für Statut und Recht der schlesischen Stadtgemeinden. Und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte. Nicht gleich war das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach denselben Grundsätzen gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den

Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor; Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben, und die Rechte des Vogtes, vor allem seine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerschaft selbst zu. Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Übergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen. Sie verloren von ihren Freiheiten. Und manches Recht, das sie bei der Gründung im 13. Jahrhundert besessen hatten, wurde ihnen erst am Anfange des 19. Jahrhunderts wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oderlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden ... Und der neue deutsche Stamm stellte sich bald durch seine Mundart, seine Sitte, seine Bildung als eine neue Schattierung des deutschen Volkscharakters dar.

Aus: Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II, 1. Leipzig, S. Hirzel.

# Vivat, jetzt geht's ins Feld!

**Vivat, jetzt geht's ins Feld!**
**Mit Waffen und Gezelt,**
**Mit Waffen und mit meiner Kron',**
**Zu streiten mit dem Feind.**

**Und Friedrich der Große,**
**Er zeigt's den Feinden an,**
**Und ziehet dann ins Sachsenland,**
**Zwei Schwerter in der Hand.**

**General Daun, der steht vor Prag,**
**Und der ist wohl postiert;**
**Und Friedrich rückt in Böhmen ein**
**Und wird schon attackiert.**

**In drei Kolonnen frisch aufmarschiert,**
**Der König geht voran;**
**Er gibt uns gleich das Feldgeschrei**
**Und kommandiert: heran!**

**Schlagt an, schlagt an, schlagt an,**
**Schlagt an in schneller Reih',**
**Und weichet nicht von diesem Platz,**
**Bis sich der Feind zerteilt.**

**Groß Wunder ist zu sagen,**
**Was Friedrich hat getan:**
**Er hat den Feind geschlagen**
**Mit hunderttausend Mann.**

# Der Zietenritt und die Kavalleriegefechte bei Mocker, Bratsch, südwestlich von Leobschütz im Mai 1745

Von Oberleutnant W a g e n e r

Es gibt ein hübsches altes Bild, welches Zieten auf dem Kirchturm in Neustadt OS. darstellt; sein scharf geschnittenes Gesicht mit den lebhaften Augen hält Umschau nach der Stellung der Feinde.

Wie kommt Zieten nach Neustadt, und was hat er dort getan, wird mancher fragen!

Das war so: Im Frühjahr 1745, nach dem nicht glücklich ausgegangenen Feldzug von 1744, hatte Friedrich der Große einen Teil seines Heeres bei Ottmachau und Patschkau zusammengezogen und den Markgrafen Karl von Schwedt mit 10 000 Mann nach Jägerndorf geschickt, um Oberschlesien zu decken. Auch befand sich in Jägerndorf ein großes Magazin, dessen Vorräte der König nach Neisse schaffen lassen wollte. Die Überführung hatte der Markgraf auszuführen und zu schützen.

Hierzu wurden 400 Wagen beigetrieben, am 3. Mai beladen und am 4. Mai mit einer Bedeckung von 600 Reitern auf Neustadt in Marsch gesetzt. Zur Sicherung der Marschstraße waren nach Hotzenplotz, Roßwald und Peterwitz stärkere Besatzungen gelegt, die sich der durchkommenden Kolonne anschließen sollten.

Als die Spitze der Kolonne Mocker erreichte, begannen die in großer Stärke in der Gegend lagernden Österreicher, welche die preußischen Maßnahmen beobachtet hatten, einen Überfall. Zwischen Roßwald und Dobersdorf vorgehend versuchten ungarische Husaren, sich den Preußen vorzulegen, während von Türmitz her die Trenkschen Panduren gegen die preußische Nachhut andrängten.

Der Führer der Bedeckungsabteilung, General von Rochow, erkannte die Wichtigkeit, die Brücke zwischen Dobersdorf und Roßwald für den Weitermarsch im Besitz zu haben; sie wurde mit Infanterie besetzt, ein Offizier ritt nach Roßwald und Hotzenplotz, um die dort aufgestellten Abteilungen heranzuholen.

Die beiden Wagenstaffeln hatten inzwischen Mocker und Dobersdorf durchschritten und fuhren auf Befehl Rochows westlich Dobersdorf auf, während die Infanterie das Dorf besetzte und mit den über Mocker vordringenden Panduren in ein Feuergefecht trat; einige österreichische Geschütze begannen aus einer Stellung westlich Mocker ihr Feuer zu eröffnen. Als die zusammengefahrenen Wagen einige Treffer erhielten, ergriff der größte Teil der zum Vorspanndienst gezwungenen Fuhrknechte samt ihren Pferden die Flucht, so daß nur 80 Wagen bespannt blieben.

Die Lage der preußischen Abteilung wäre, angesichts des überlegenen Artilleriefeuers und der drohenden Umfassung, bedenklich geworden, wenn nicht — es war bereits 4 Uhr nachmittags — die Verstärkung aus Roßwald und Hotzenplotz, Kürassiere und Infanterie, angelangt wäre. Die ungarischen Husaren wurden vertrieben, und der Weitermarsch konnte, soweit die Gespanne noch da waren, angetreten werden, wobei Infanterie und Husaren die Nachhut bildeten. Gegen Mitternacht wurde Hotzenplotz erreicht und nach kurzer Rast am 5. Mai der Marsch bis Neustadt fortgesetzt.

Der König schrieb an den Rand der Meldung über dieses Gefecht: „Ich bin erfreut, daß die Kavallerie einmal ihre Schuldigkeit getan hat. Seid bei allen Gelegenheiten bestrebt, wenn irgend möglich, angriffsweise zu verfahren".

Vom General von Zieten war bis jetzt noch nichts zu berichten. Und doch war er in jener Zeit auch in der Nähe. Vielleicht steht im „Hoter Wald" bei Neustadt noch heute ein alter Baum, an dem ein Pferd der Zieten-Husaren angebunden war. Denn am 20. Mai 1745 war das ganze Husarenregiment von Zieten in diesem kleinen Busch nordwestlich von Neustadt und fütterte seine Pferde.

Zieten hatte einen besonderen wichtigen Auftrag.

Die Österreicher hatten sich mit 20 000 Mann zwischen den König und den Markgrafen von Schwedt, der befehlsgemäß in Jägerndorf sicherte, gelegt. Friedrich der Große wollte den Markgrafen wieder an sich heranziehen, denn zur Abwehr des bevorstehenden Angriffs der Österreicher wollte der König so stark wie möglich sein. Alle Versuche, dem Markgrafen eine Nachricht zukommen zu lassen, scheiterten an der Aufmerksamkeit des Gegners. Da erhielt Zieten den Auftrag, dessen Ausführung schon als unmöglich betrachtet wurde, er sollte, was es auch kosten möge, mit seinem Regiment zum Markgrafen durchstoßen und diesem den Befehl überbringen, nach Frankenstein zu marschieren und sich mit dem König zu vereinigen.

Zieten war, von Patschkau aufbrechend, am 20. Mai gegen 7 Uhr morgens mit seinen Schwadronen bei Neustadt angelangt.

Neustadt, mit mittelalterlicher Befestigung umgeben, hatte eine kleine preußische Besatzung, die gerade wieder einmal von den Österreichern angegriffen wurde. Zieten hörte den Kanonendonner und ließ sein Regiment sofort in den „Hoter Wald" abbiegen und sich darin verstecken. Er griff nicht in den Kampf ein, um sich nicht zu verraten; denn nur mit List konnte er hoffen, seinen schwierigen Auftrag auszuführen. In aller Stille wurde im Walde abgefüttert. Als aber das Geschützfeuer aufhörte und der Feind abzuziehen schien, wurde sofort in Neustadt eingerückt; Zieten bestieg, während die Schwadronen auf dem Marktplatz aufmarschierten, den Kirchturm. Von hier sah er den Feind in zwei Kolonnen auf Leobschütz zu marschieren. Schnell faßte Zieten einen kühnen Entschluß. Da die neuen Winteruniformen seiner Husaren den Österreichern noch unbekannt waren, schloß er sich dreist einer der feindlichen Kolonnen an, die in Richtung seines Zieles marschierten. Ohne Sicherheitsmaßnahmen, mit eingestecktem Säbel, wurden die Vorposten passiert, ganze Regimenter überholt, ohne daß diese den leisesten Verdacht schöpften. Als aber die feindlichen Kolonnen in ihre Lager westlich von Leobschütz gerückt waren und Zieten ruhig weitertrabte, wurde er von einem österreichischen Posten erkannt, der sofort das nächste Lager alarmierte. Ehe es jedoch zur Verfolgung kam, hatten die preußischen Husaren einen ziemlichen Vorsprung und waren über Roßwald hinaus gelangt. Doch war man immer noch mitten im Feind. Eine feindliche Husarenfeldwache an der Brücke zwischen Roßwald und Dobersdorf alarmierte die Truppen im Lager von Soppau. Starke Infanterie versuchte, Zieten den Weg zu verlegen, während von Soppau her Husaren gegen seine linke Flanke vorgingen und von Peterwitz andere Husarenschwadronen sich ihm entgegenwarfen. Die Infanterie wurde trotz ihres heftigen Feuers von Zieten überrannt, die Husaren wurden abgewehrt und Türmitz erreicht, wohin der Markgraf von Schwedt mit zwei Kavallerieregimentern und zwei Bataillonen auf das Gewehrfeuer hin geeilt war. Die nachdrängenden Gegner wurden mit starken Verlusten zurückgeworfen, die Vereinigung mit dem Markgrafen war durch Zietens List und Kühnheit gelungen.

Bei diesem ewig denkwürdigen Zietenritt hat das Regiment mehr als 75 Kilometer in 22 Stunden, die letzte Strecke im Galopp, unter mehrfachen Attacken zurückgelegt.

Markgraf Karl hatte den Befehl zum Aufbruch erhalten und traf hierzu schnell seine Vorbereitungen. Den Österreichern entging seine Absicht nicht: von Löwitz aus wurden die preußischen Maßnahmen beobachtet, und so kam es am 22. Mai, als die Preußen von Jägerndorf abgerückt waren, bei Bratsch zu einem scharfen Gefecht. Die dortige Gegend, so nah an der Grenze, bietet manche landschaftlichen Reize. Von den zahlreichen Bergkuppen ist die auffallendste der gegen 400 Meter hohe unbewaldete Huhlberg; es ist lohnend, von der Spitze dieses Bergkegels aus die schöne Aussicht auf das Altvatergebirge zu genießen. Das kleine sudetenschlesische Städtchen Jägerndorf mit altem Schloß und der benachbarte, von einer Kapelle gekrönte Burgberg ziehen den Blick des Beschauers besonders auf sich. Da, wo früher die alte Heerstraße führte, geht auch heute die Straße und die Bahnlinie von Leobschütz nach Jägerndorf.

Die Österreicher hatten sich mit ihrer Masse auf dem die Gegend überragenden Huhlberg aufgestellt. Der preußischen Vorhut und dem Haupttrupp gelang es, durchzubrechen und unter feindlichem Artilleriefeuer zwischen Huhlberg und Eichberg weiterzumarschieren, leider mit Verlust vieler Fahrzeuge; doch die Nachhut (zwei Bataillone und zehn Schwadronen) wurden in einer sumpfigen Enge südlich des Eichberges scharf angegriffen. Der Markgraf gab ihr den Befehl, den Feind zurückzuwerfen. Die Schwadronen unter General von Schwerin ritten zur Attacke an, der Einbruch in die feindlichen Infanterietreffen nördlich des Huhlberges gelang, die fliehenden Österreicher wurden bis unter die österreichischen Geschütze am Huhlberg und bei Bratsch verfolgt. Ein österreichisches Dragonerregiment, das versucht hatte, nördlich ausholend seiner Infanterie zu Hilfe zu eilen, wurde durch die Zieten-Husaren und Geßler-Kürassiere unter Zietens Führung in der Flanke gefaßt und geworfen.

So war der Angriff der 11 000 Österreicher auf die 6000 Mann starke preußische Abteilung glänzend abgewiesen worden, Geist und Wille hatten sich der Masse überlegen gezeigt.

Der Markgraf konnte seinen Marsch fortsetzen, und wenn er auch für den etwa 30 Kilometer langen Weg bis Neustadt volle 24 Stunden brauchte, seine Vereinigung mit dem König war damit gesichert.

Der Große König lobte das entschlossene Vorgehen seiner Kavallerie, für die mit dieser Waffentat die Zeit des Ruhmes anbrach.

In der „Geschichte meiner Zeit" im 12. Kapitel sagt der König über die Ereignisse folgendes:

„Im Jahre 1741 war die preußische Kavallerie die unbehilflichste, schwerfälligste und mutloseste in ganz Europa. Nun war sie einexerziert, hatte Gewandtheit, Mut und Selbstvertrauen erlangt und versuchte ihre eigenen Kräfte. Es gelang, und da ward sie verwegen. Lohn und Strafe, Lob und Tadel, zur rechten Zeit angewandt, verwandeln den Geist der Menschen und erfüllen sie mit Gesinnungen, die man ihnen im rohen Naturzustande nicht zugetraut hätte. Kommen dann noch große Beispiele von Tapferkeit wie das eben genannte hinzu, die ihre Bewunderung erregen, so ergreift Wetteifer alle Herzen. Einer will es dem andern zuvor tun und gewöhnliche Menschen werden zu Helden. Es empfahl sich daher, die Ruhmestat von Jägerndorf beim Heere recht herauszustreichen. Der Markgraf, General Schwerin und alle, die sich ausgezeichnet hatten, wurden im Triumphe empfangen."

Entnommen aus „Von Mollwitz bis Annaberg" von Günther Schwantes. Verlag Wilh. Gottlieb Korn, Breslau

**Tu recht, steh' fest, kehr dich nicht dran,**
**ob dich auch tadelt mancher Mann.**
**Der soll noch kommen auf die Welt,**
**der tut, was jedem Narr'n gefällt.**

Leitspruch des Herzogs Nikolaus von Württemberg, Carlsruhe OS.



Kunstgießerei, Gleiwitz

# Die Gleiwitzer Hütte

Von Alfons Hayduk

Unsere Heimat ist reich an unterirdischen Schätzen, vor allem an Kohle und Eisen. Schon vor siebenhundert Jahren kamen Bergleute aus Mitteldeutschland und lehrten die Oberschlesier den Bergbau und die Eisengewinnung. Der Mittelpunkt dieser Industrie (Erzeugung) war zunächst die nach deutschem Recht gegründete freie Bergstadt Tarnowitz und das Malapaneland. Erst viel später entstand der heutige Industriebezirk, in dem die Städte Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg, Kattowitz und Königshütte liegen. Es sind kaum zweihundert Jahre her, seit der Bergbau und die Eisengewinnung Oberschlesien zu einem der wichtigsten Industriegebiete Europas gemacht haben.

Der große Mann, der als erster den Wert der heimatlichen Industrie richtig erkannt hat, war Friedrich der Große. Nachdem er Schlesien, das seine Väter geerbt hatten, in drei Kriegen zu seinem Eigentum gemacht hatte, sorgte er wie ein Vater für dieses verwahrloste Land. Er schickte den Grafen Reden als Berghauptmann hierher. Im Auftrage des Preußenkönigs führte Graf Reden dessen Pläne aus. Die alten Industrieorte wurden ausgebaut und vergrößert. Viele neue entstanden. Manche Namen geben davon noch heute Kunde: Königshütte, Königshuld, Friedrichshütte, Friedrichswille, Redenhütte usw. Die wichtigsten Hüttenorte waren Malapane (gegr. 1753) und Gleiwitz (gegr. am 12. Juli 1791). In der Friedrichsgrube zu Tarnowitz hatte Graf Reden die erste Dampfmaschine auf dem Festlande von Europa aufgestellt. Die Gleiwitzer Hütte, deren Bau 1796 beendet war, erhielt nun den ersten Kokshochofen des Festlandes. Vorher wurden die Hochöfen nur mit Holz geheizt. Jetzt konnte man die heimatliche Kohle, aus der der Koks gewonnen wird, verwenden. Das war ein großer Fortschritt. Die Wiege der modernen oberschlesischen Eisenindustrie ist also Gleiwitz.

Die Gleiwitzer Hütte stellte zunächst Gebrauchswaren und Maschinen her. Im Jahre 1804 begann man auch mit dem Gießen von Kanonen. Das wurde für die Zeit der Befreiungskriege (1813—15) sehr wichtig. Denn in Gleiwitz konnte das unglückliche, von Napoleon besiegte Preußen die Waffen für seine Freiheit schmieden.

Neben Waffen — und Maschinenguß und der Herstellung von Geschirren, wie Töpfen, Pfannen, Tiegeln, Spaten, Rechen, Öfen usw., pflegte die Gleiwitzer Hütte auch den Kunstguß und errang damit eine große Berühmtheit. So wurden schon vor dem Jahre 1800 Medaillen und Schmuckgegenstände gegossen. In den Befreiungskriegen erhielt Gleiwitz den ehrenvollen Auftrag die höchste Kriegsauszeichnung herzustellen, nämlich das Eiserne Kreuz.

Groß war damals die Not des Vaterlandes, aber ebenso groß auch der Opfersinn des Volkes. Damit genügend Gold zum Kriegführen vorhanden sei, brachte es all seinen goldenen Schmuck, Ringe, Ketten, Armbänder, Broschen usw. und erhielt dafür Schmuckstücke aus Eisen. Diese wurden in Gleiwitz gegossen. Die Ringe trugen die Inschrift „Gold gab ich für Eisen"!

Noch vor hundert Jahren spielte die Gleiwitzer Hütte eine große Rolle. Ihre Kunstgüsse wurden in ganz Europa gekauft. In Paris gab es sogar einen eigenen Laden dafür. Langsam aber veraltete das Hüttenwerk, genau so wie der Klodnitzkanal, der die Wasserstraße zur Oder bildete. Ihm wird durch den Neubau des Adolf-Hitler-Kanals eine neue Bedeutung zukommen. Die Gebäude der Gleiwitzer Hütte aber stehen leer und verfallen schon zum Teil. Aber die Kunstgießerei besteht noch und liefert wertvolle Schmuckgegenstände, vor allem Plaketten. Auch ein Abzeichen des Winterhilfswerks mit dem Kopfe des Alten Fritzen wurde hier hergestellt. So ist der berühmte alte Gleiwitzer Kunstguß in der Gegenwart zu neuem Leben erwacht.

(Heimatbuch für das oberschl. Industriegebiet, Heft 1, 1937)



Industrieland Oberschlesien (Hochofen)

Aufn.: Schauwecker, Gleiwitz
Amt für Kulturpflege der Prov.-Verw. von OS., Breslau



Amt für Kulturpflege der Prov.-Verw. von OS., Breslau

# Friedrich der Große

hat Schlesien erobert und gegen übermächtige Feinde behauptet. Er hat nach mühsam errungenem Frieden seine Kräfte dem Wiederaufbau des Landes gewidmet und es zu einer blühenden Provinz gemacht, die ein Edelstein in der Krone Preußens wurde.

Er hat aber auch die Herzen der Schlesier gewonnen und nach und nach seine Schlesier allesamt zu guten Preußen gemacht. Das erscheint besonders groß, wenn man bedenkt, daß zumindest ein Teil der Bevölkerung starke und feste Bindungen zu Österreich und Habsburg hatte. Auch für die Schlesier war eben Friedrich der Große bald nicht nur der große Kriegsheld und der kluge und erfolgreiche Staatsmann, unter dessen Schutz es sich gut wohnen ließ, sondern er erhielt einen Platz im Herzen des Volkes und wurde der „Alte Fritz". In vielen Häusern, gerade auch in Oberschlesien, hing sein Bild, wohl behütet und geschützt zwischen den Hausheiligen, ein treffliches Zeichen dafür, was er unseren Vätern bedeutete. Dann geschah es wohl einmal, wie Klemens Lorenz aus seiner Jugend erzählt, daß ein wißbegieriger Enkel die Großmutter fragte, wie denn der Heilige im Dreispitz da an der Wand heiße. Und die Alte gab ihm mit bewegter Stimme den Bescheid: „Nu, mei Jingla, doas is halt da oale Fritz. A Heiljer woar a ja nu grade nich. Aber a woar halt a gutter Keenich."

(Georg Hyckel „Der Alte Fritz in Oberschlesien". Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln 1936)

## Die Bauern lernen Kartoffeln essen

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große den Kartoffelbau mit aller Macht einführen wollte, daß er aber dabei auf den einmütigen Widerstand der Bauern stieß. Der Landrat von Arnold sorgte darum mit etwas Nachhilfe dafür, daß an den Wegen rings um Neisse, die der König bei Besichtigung der Festungswerke immer zu benutzen pflegte, einige Felder mit Kartoffeln rechts und links dem Beschauer recht in die Augen stachen.

Als nun der König vom Fort Preußen kommend allein einen Feldweg entlangritt, traf er vor einem Kartoffelbeet einen alten Bauern, der sich die Herrlichkeit prüfend besah.

„Gehören ihm die schönen Kartoffeln?" redete Friedrich leutselig das Bäuerlein an, das ihn nicht erkannte.

„Nu ja, ja, nee, Herr Offizier, das is asu anne Sache, wam se gehiern. D'r Landrot keeft se, wir hoan d' Arbeet mit, und inse Schweinla und inse Könia, die tun se frass'n."

„So, so — und Ihr Hundsfötter von Bauern rührt sie natürlich nicht an?"

„Gott behütte, Herr Offizier, die Dinger sein ju giftig. De Leute sprechen, ma kriggts Friesen davoan."

Der König verbarg seinen Unmut hinter einer Prise, erkundigte sich noch recht freundlich nach dem Heimatorte des Alten und ritt nachdenklich davon.

Als nun die Kartoffelernte im besten Gange war, erschien im Dorfe des Bäuerleins ein Offizier mit einem Trupp schnauzbärtiger Husaren und beorderte alle Besitzer in den Gerichtskretscham. Hier mußten sie an einer langen Tafel Platz nehmen. In ängstlicher Stille harrten sie der Dinge, die da kommen sollten.

Es kam aber nichts als ein großer Waschkessel gekochter Schalkartoffeln. Die wurden vor ihnen auf den Tisch geschüttet, und dann eröffnete ihnen der Offizier: „Se. Majestät wünschen, daß außer ihm und den Schweinen auch Ihr verdammten Bauernlümmel die Kartoffeln fressen lernt. Also zugegriffen — und wer nicht ordentlich einhaut, dem sollen wir etwas nachhelfen."

Und so geschah's. Die Unteroffiziere paßten höllisch auf, und wenn einer lange Zähne machte, so tanzte ihm schon der Korporalstock auf dem Rücken. In zehn Minuten war der Tisch leer, und böse Zungen behaupteten, die Bauern hätten in ihrer Angst sogar die Schalen mit verschlungen. Das „Friesen" aber hat keiner bekommen.

Klemens Lorenz

(Georg Hyckel „Der Alte Fritz in Oberschlesien". Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln 1936)

## König und Sämann

1766 fuhr der Alte Fritz von Glatz nach Neisse und ließ sich von dem nebenherreitenden Landrat Bericht über den Zustand des Kreises erstatten.

Da sah er plötzlich mit Unwillen auf dem Felde einen Bauern, der saß rücklings auf dem Gaul und säte über den Schwanz des Braunen hinab gemächlich seinen Winterroggen. Ein Junge führte das Pferd am Zügel.

„Will Er sackermentscher Faulpelz wohl runter von dem Tier! Ich will ihm Beine machen!" schrie der König zu dem seltsamen Sämann hinüber.

„Das will ich mir gern gefallen lassen, Ew. Majestät", antwortete der Bauer, kam an den Weg herangeritten und meldete militärisch: „Korporal Linder, Kürassierregiment von Driesen. Seit Leuthen Invalide!" —

Mit Bestürzung gewahrte der König, daß der Mann an beiden Beinen Stelzfüße trug.

Eine ganze Weile blickte er den Ärmsten mitleidig an, dann sprach er: „Hör Er, Linder, ich hab ihm Unrecht getan. Das muß Er mir verzeihen. Er ist ein braver Kerl und weiß sich zu helfen. Hat Er auch sein gutes Auskommen?"

„Ja, Majestät, es langt für mich!"

Fritz: „Na, das hör ich gern, wenn es einem alten Soldaten gut geht. Aber sag Er, wächst Ihm auch das Korn, wenn Er's auf so verrückte Weise sät?"

Linder: „Majestät, ich habe keine schlechteren Ernten als die anderen, also muß es wohl nicht so verrückt sein."

„Na, nu, werde Er mir nicht gleich grob! — Übrigens: neue Beine kann ich Ihm leider nicht machen. Aber vielleicht braucht Er für die Feiertage ein Paar bessere Stelzfüße. Hier, nehme Er dies dafür!" Damit reichte er dem Bauer zehn Friedrichsdor.

Als Linder danken wollte, sprach der König: „Rede Er nicht, gehe Er wieder an seine Arbeit und lebe Er wohl!" Freundlich grüßend fuhr er weiter nach Neisse zu.

Klemens Lorenz

(Georg Hyckel „Der Alte Fritz in Oberschlesien". Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln 1936)

# Der Held von Cosel

Von Hanns Gottschalk

Am 16. April jährte sich zum 130. Male der Todestag eines Mannes, dessen Ruhm und Name für ewige Zeiten in den Annalen der Geschichte verzeichnet ist.

Wohl jeder Fremde, der die altehrwürdige Festungsstadt Cosel betritt, bleibt vor einem schlichten Denkmal, das in Form eines Obelisken aus Gußeisen errichtet ist, stehen, und sein Auge fällt auf eine Inschrift, die da lautet: „Friedrich Wilhelm III. dem heldenmüthigen Vertheidiger Cosels David von Neumann Königl. Preuß. Generalmajor und Kommandant dieser Veste. Geboren den 29. August 1735 (müßte „1734 zu Königsberg in Preußen" heißen) bei Wehlau in Preußen. Gestorben den 16. April 1807 zu Cosel."

1807! Wir erinnern uns: In den ersten Tagen des November 1806 — die Schlacht von Jena und Auerstedt war geschlagen — hatte ein aus Bayern und Württembergern zusammengeschweißtes französisches Korps Schlesien erreicht. Nach dem Fall Glogaus am 3. Dezember ergab sich Breslau am 5. Januar 1807, und am 17. Januar kapitulierte Brieg. Von hier aus wandte sich der bayerische Generalleutnant von Deroy gegen die Festung Cosel, wo er am 23. Januar eintraf.

Der junge Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff schrieb damals in sein Tagebuch: „Nachmittag fuhren wir zum erstenmal zu Schlitten in den Wald, wo wir von Coseler Bauern die Bestätigung von der Ankunft des Feindes hörten. Abends gen 11 Uhr kam noch ein Bote, der die erste bayrische Ordre brachte, die Lieferung betreffend. Auch hörten wir einige Canonenschüsse aus Cosel." Schon am nächsten Tage erging durch den bayrischen General Raglowich an David von Neumann die Aufforderung, die Festung zu übergeben. Neumann, das Vorbild eines preußischen Soldaten, ein Mann, der schon als junger Offizier ob seiner vortrefflichen Tüchtigkeit Friedrich dem Großen aufgefallen war und von dem es im Jahre 1780 in einer Berliner Zeitung hieß: „Se. Majestät der König haben den im letzten Kriege gewesenen Generaladjutanten und jetzigen Premier-Leutnant des v. Rothkirchschen Regiments, Herrn David Neumann, in den Adelstand erhoben", dieser Neumann beantwortete das Ansinnen Deroys mit folgendem Schreiben:

„Euer Exzellenz habe ich die Ehre, auf die an mich ergangene Anfrage folgendes zu erwidern: „Ich habe meinem Monarchen mein Ehrenwort gegeben, die mir anvertraute Festung bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen und keine Rücksicht auf irgend ein äußeres Verhältnis zu nehmen, sondern bloß für die Erhaltung und Verteidigung meiner Festung zu leben und zu sterben. Halten Euer

Exzellenz diese meine Äußerung für keine militärische Phrase der Prahlerei; mein Betragen wird Ihnen meinen Stolz verraten, durch Erfüllung meiner Pflicht nicht nur die Gnade meines Königs, sondern auch selbst die Achtung Euer Exzellenz zu verdienen.

v. Neumann."

Deroy ließ nun die Festung einschließen und vom 4. bis 12. Februar stark beschießen. Hören wir Eichendorff: „4. Februar 1807: Begann frühzeitig ein heftiger Canonendonner aus Cosel selbst, der die Verschanzungen der Bayern vernichtete und bis Nachmittag fortdauerte.

6. Februar 1807: Wieder früh starker Canonendonner ... Slawikauer Windmühle, die wir bestiegen, und durch ein Fernrohr den Rauch einer in Cosel in Brand geratenen Caserne bemerkten ...

7. Februar 1807 ... auch sah man heute bis um Mitternacht gen Cosel am Horizont mächtige Blitze (Pechkräntze) von Canonendonner begleitet ...

10. Februar 1807 ... abends oben vom Boden eine starke Röthe über Cosel mit häufigen Pechkrantzblitzen und Canonendonner beobachtet ..."

Am 24. Februar begann wiederum eine schwere Beschießung, die mit nur geringer Unterbrechung bis zum 4. März fortgesetzt wurde. Auch hier gibt uns Eichendorffs Tagebuchvermerk vom 25. Februar 1807 einen guten Aufschluß:

„Fing um Mitternacht eine Canonade in Cosel an, wie sie noch nie gehört worden, so daß uns das Klirren der Fenster kaum schlafen ließ. Wir fuhren daher früh auf die Slawikauer Windmühle ... Aus dem obersten Fenster der Mühle richteten wir nun unseren mitgenommenen Tubus, und sahen die gantze Festung Cosel deutlich vor uns; wir sahen, wie Cosel von zwei entgegengesetzten Seiten, aus den Waldthälern bei Clodnitz, und von den Bergen bei Wegschütz fürchterlich beschossen wurde. Wir sahen den Rauch jeder Batterie, so wie auch Bomben (als schwarze Wölkchen) aufsteigen. Der Commandant von Neumann beantwortete jeden Schuß tapfer von den äußersten Wällen."

Bald darauf erkrankte Neumann, und am 28. Februar glaubte Deroy, den Widerstand der Festung vollkommen gebrochen zu haben. Erneut forderte er Neumann zur Kapitulation auf. In der Kasematte auf dem Krankenbette liegend, diktierte dieser das Antwortschreiben: „Verzeihen Ew. Exzellenz, die mir anvertraute Festung zu übergeben, von mir aus Pflicht abweisen zu müssen ... Ihre Königliche Majestät, mein gnädigster Monarch, den ich nicht allein als Unterthan verehre, sondern auch liebe und anbete, weil er es verdient, hat mir in einem Allerhöchst Eigenhändigen Kabinettsschreiben durch einen Courier Seine Allerhöchste Willensmeinung über meine zu leistende Vertheidigung erklärt; diese Forderung meines Königs, des besten Monarchen auf Erden, ist noch nicht erfüllt, folglich darf und kann ich noch an keine Kapitulation denken ... Ob Cosel entsetzt werden wird oder nicht, hängt vom Waffenglück ab, welches seine Launen hat, und muß auf das Wesentliche meiner Vertheidigung und auf die Erfüllung meiner Pflicht keinen Einfluß haben. Der Vertheidiger der Festung muß sie mit Ehren fallen lassen, und dieses wird auch mein Wunsch und mein letztes Bestreben sein ... Nur das Gefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben, ist das, was den Krieger beleben und belohnen kann, kurz, der Grundstoff seines Lebens und Daseins. Darf ich Ew. Ex... v. Neumann."

Wie zufrieden Friedrich Wilhelm mit dem Verteidiger Cosels war, geht aus dem Schreiben vom 11. April aus Kydellen hervor, in dem es unter anderem heißt: „... Ich sehe sehr wohl ein, mit welchen Schwierigkeiten Ihr bei der Vertheidigung zu kämpfen gehabt habt. Um desto mehr Ehre macht es Euch aber auch, daß Ihr sie alle überwunden und die Festung erhalten. Ich erkenne solches mit verbindlichem Danke und werde eine schickliche Gelegenheit, Euch tätige Beweise Meiner besonderen Zufriedenheit zu geben, gewiß ebenso gern benutzen, als Ich bestimmt darauf rechne, daß Ihr einen neuen Angriff, wenn solchen der Feind etwa flectieren sollte, ebenso glücklich zurückweisen und die Festung auf keine Weise und unter keiner Bedingung in Feindes Hände kommen lassen werdet. Ich vertraue hierbei ganz auf Euren Patriotismus und Euren Eifer für den Dienst, wovon Ihr durch Eure ebenso kräftige als einsichtsvolle Vertheidigung derselben so unverkennbare Beweise gegeben habt ..." Der König schließt: „Als einen Beweis Meiner vorzüglichen Zufriedenheit mit Ihrem klugen und standhaften Benehmen, avanciere ich Sie hiermit zum Generalmajor und erwarte, daß dieses zu Ihrer ferneren Ermunterung dienen wird."

Leider erreichte den Kommandanten das Schreiben nicht mehr. In den Abendstunden des 16. April verschied Neumann mit den Worten: „Gott, warum läßt Du mich nicht so lange leben, bis ich meinen guten König noch einmal sehen kann!" Tiefste Trauer ergriff alle, die den Helden kannten, und selbst der Feind verneigte sich vor seiner Größe.

„Ich bedaure mit Euch den Hintritt Eures Gatten", schrieb der König an Frau von Neumann, „da ich in ihm einen treuen Diener verloren, der sich durch seine Anhänglichkeit an meine Person und den Staat und durch seinen Eifer für den Dienst mir besonders

werth gemacht hat ... Ich werde mich freuen, wenn sich künftig Gelegenheit findet, seinen Hinterbliebenen zu beweisen, wie gern ich auch noch in ihnen die Verdienste des Verstorbenen ehre ..."

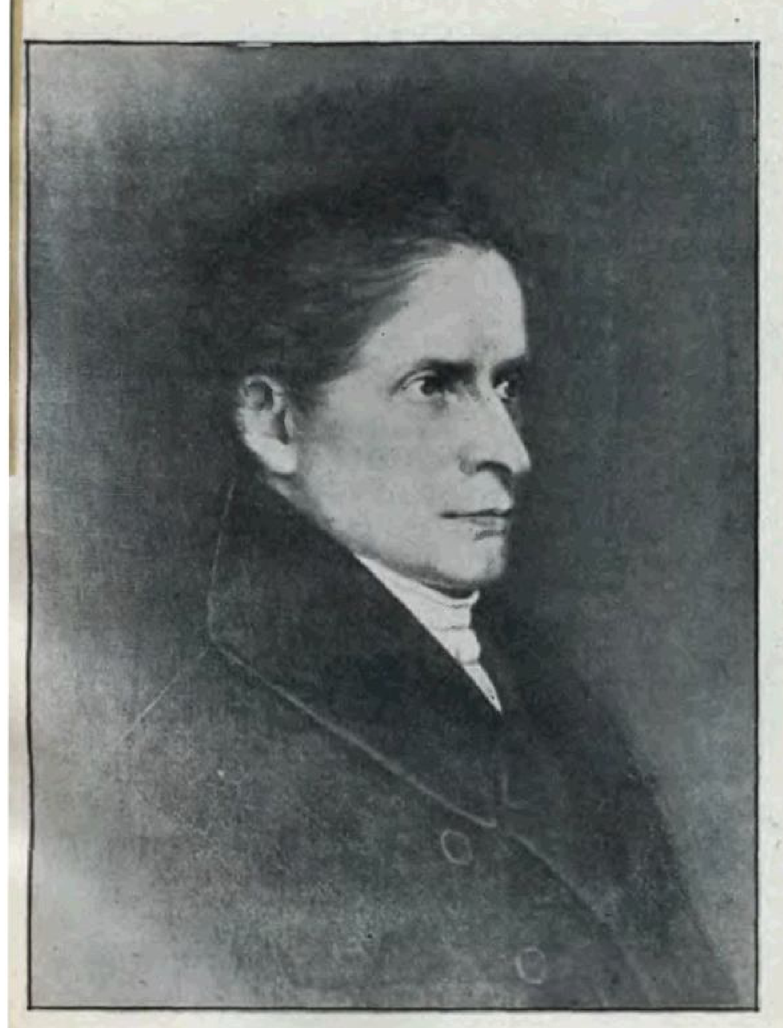
Im Casinogarten zu Cosel, in der Nähe der Kasematte, wo der greise, pflichtbewußte Kämpfer für König und Vaterland die letzten Befehle ausgeteilt, erhebt sich sein Grabhügel. Eine würdige Tafel trägt die Inschrift: „Ehre diesem Hügel! Er decket die Asche eines würdigen Mannes, des Generalmajors von Neumann, Kommandant zu Cosel. Er vertheidigte bei der Belagerung 1807 unerschrocken die Festung und erwarb sich selbst des Feindes Achtung. Selbständigkeit und Rechtschaffenheit waren die Gefährten seines Lebens. Unsterblichkeit kröne seinen Ruhm! Preußens Krieger ahmt ihm nach! Er wurde den 29. August 1734 zu Königsberg in Preußen geboren und starb den 16. April 1807 zu Cosel."

173 Tage lang wurde die Wasserfeste Cosel berannt und belagert, aber jeder Sturm wurde mit zähem Mut und mit einem bewundernswerten Geiste der Wachsamkeit abgeschlagen. Und so ist die „Oderburg" Cosel eine von den ganz wenigen Festungen, die in den Unglücksjahren Preußens keines Feindes Fuß betreten hat. Wie der Name ihres heldenmütigen Verteidigers ist auch sie in die Geschichte eingegangen und wird immer mit Ehren genannt werden.

# Eichendorff

## der Dichter des Waldes und des Wanderns

Von Karl Sczodrok



Wir Oberschlesier sind treue Kinder unseres großen und herrlichen deutschen Vaterlandes, dem wir soviel verdanken. In der Erzeugungsschlacht und im Kampf für die deutsche Freiheit und Einheit sind wir mit heiligem Eifer dabei, und wir fürchten keine Schwerarbeit. Das beweisen die Bergleute und Industriearbeiter ebenso wie die oberschlesischen Bauern und Waldarbeiter, die Handarbeiter und die Kopfarbeiter. Der Heldenmut der oberschlesischen Soldaten im Weltkrieg wird unvergessen bleiben.

Auch in früheren Zeiten hat Oberschlesien dem deutschen Volke große Männer geschenkt. Einer der besten Söhne unseres heimischen Volkstums ist der Dichter Joseph von Eichendorff.

Von 150 Jahren — am 10. März 1788 — wurde er auf dem Schlosse Lubowitz bei Ratibor geboren. Nach glücklichen Kinderjahren besuchte er das Gymnasium zu Breslau und studierte in Halle und Heidelberg. Als Lützowscher Jäger nahm er an den Freiheitskriegen 1813/15 teil, als Waffengefährte von Theodor Körner und des Turnvaters Jahn. In jungen Jahren zog es ihn nach Wien und zur blauen Donau, dann wurde er ein

pflichttreuer preußischer Beamter und wirkte als solcher in Königsberg, Danzig und in Berlin. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er in der alten Bischofs- und Soldatenstadt Neisse, wo er am 26. November 1857 starb.

Der Leib Eichendorffs wurde in Neisse zur Ruhe gebettet, aber die Erinnerung an den Dichter und seine Werke leben weiter und erstrahlen von Jahr zu Jahr heller und reiner.

Viele von Eichendorffs Gedichten sind zu richtigen Volksliedern geworden und werden gesungen, soweit die deutsche Zunge klingt. Auch Ihr kennt einige von ihnen. Manche stehen in unseren Lesebüchern. Ich nenne nur einige: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben" — „O Täler weit, o Höhen" — „Durch Feld und Buchenhallen, bald singend, bald fröhlich still" — „Ich reise übers grüne Land" — „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt" — „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad".

Eichendorffs „Taugenichts" ist eine köstliche Geschichte. In ihr geht es bunt und lustig zu. Sie schildert den deutschen Wanderjüngling, den die deutsche Fernensehnsucht in die blaue Weite lockt, bis in das Land Italien, den aber dann nach kurzer Zeit das Heimweh wieder nach Hause treibt. Der „Taugenichts" erfährt: In der Heimat ist es doch am schönsten, und „es geht doch nichts über das deutsche Waldesrauschen".

Im oberschlesischen Walde ist Josef von Eichendorff geboren, und er wurde der Sänger des deutschen Waldes. Der Zauber Eichendorffscher Wald- und Wanderlieder ist einzigartig schön.

Die schlesische Heimat, unser Oderland, hat Eichendorff die Kraft gegeben, so herrliche Dichtungen zu schaffen. Die Erinnerung an seine oberschlesische Heimat begleitete unseren Dichter bis an sein Lebensende.

Da ist das väterliche Schloß in Lubowitz, das „hohe weiße Haus". Da sind der Garten und der Park mit seinen Laubengängen, die urwüchsigen alten Bäume, in deren Ästen der Junge das Dichten lernte. Da ist die Aussicht ins tiefe Tal, hinab zur Oder, die wie ein silbernes Band durch bunte Felder und grüne Wiesen sich zieht. Da ist die Stelle, wo man weit schauen kann über Täler und Höhen, nach Süden über Ratibor hinweg bis in die blauen Berge. Wir alle lieben diese unsere Heimatberge, und wir denken daran, daß dort in jenen Bergen und hinter ihnen brave deutsche Volksgenossen wohnen, die heute in einem fremden Staat verzweifelt und tapfer um ihr Volkstum kämpfen müssen. Da sind neben Lubowitz aber auch die anderen oberschlesischen Eichendorfforte, nicht zu vergessen die Burg Tost im Kreise Gleiwitz, die damals vor 140 Jahren noch in ihrem vollen Glanze stand.

Während der französischen Fremdherrschaft unter Napoleon geriet der Vater des Dichters in die Hände von Wucherern, und der größte Teil des Besitzes ging verloren. Auch von Lubowitz mußte der Dichter sich trennen. Aber noch viele Jahre später, als er als Beamter in Berlin wirkte und in einer stillen Stunde von seiner Wohnung aus den Wolken zuschaute, die von Süden her, aus seiner schlesischen Heimat kamen, da packte ihn das Heimweh, und er klagt:

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her.
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr."

Und als Eichendorff nach einem Leben strenger Pflichterfüllung und harter Arbeit „müde wurde und alt", da zog es ihn unwiderstehlich in die Heimat zurück. Er ging nach Neisse, wo er nach kurzer Zeit vom Allmächtigen gerufen wurde in die ewige Heimat.

In Oberschlesien schloß sich der Kreis von Eichendorffs Leben: Der Beginn war Lubowitz, der Ausklang Neisse.

Eichendorff hat sich aber in die Heimat nicht eingeschlossen, er ist viel in unserem weiten und großen deutschen Vaterlande herumgekommen. Seine Heimatliebe wuchs zur Vaterlandsliebe. Für das deutsche Vaterland setzte er Gut und Blut ein, und über seinem Schaffen steht sein Weckruf: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!"

## Die Heimat

An meinen Bruder

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's mich riefe;
Am Abgrund grast das Reh;
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe. —
O stille! Wecke nicht! Es war, als schliefe
Dort unten ein unnennbar Weh.

Kennst du den Garten? — Wenn sich der Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh',
Erreichen wird dich das geheime Singen, —
Ach, dieses Bannes zauberischem Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Freiherr von Eichendorff

# Drei berühmte Oberschlesier

Von Friedrich Stumpe, Frauendorf

Der Dichter und Geschichtsschreiber

## Gustav Freytag

(Nach seinen eigenen Schriften)

Der Name Freytag ist ein altdeutscher Männername wie Hildebrand und Wilhelm. Die erste Silbe ist der Name der Germanischen Göttin Fryja, die zweite unser Wort Tag, welchem in alter Zeit die Nebenbedeutung: Licht, Glanz anhing. In Schlesien führt den Namen 1382 ein Bürger der Neustadt Breslau. Die Vorfahren aber, an deren Sippe sich das Wort als Familien-Namen befestigte, waren deutsche Landleute unweit der polnischen Grenze. In Schönwald lebte der älteste Vorfahr, von welchem Kunde erhalten ist, Simon Freytag (geboren 1578), ein Freibauer. Er und seine Nachkommen saßen auf Höfen mit fränkischen langen Ackerbeeten, sie bauten die Scholle und erlitten, was die Kriege der Fürsten und die Einbrüche wilder Haufen dem Landmann zu bereiten pflegten. Um 1700 heiratete Adam, ein Enkel jenes Simon, die Erbtochter einer Scholtisei von Schönwald. Durch sie kam der Scholzenhof in das Geschlecht. Der Vater dieses Simon, der Johann Freytag, nannte sich Jan Pionteк, oder seine Dorfgenossen nannten ihn so. Er hat also seinen Namen ins Slawische übertragen, wie manche andere Oberschlesier in dieser Zeit auch, die dem tschechischen Druck und der damaligen Mode nachgaben. Aber schon der obengenannte Sohn stellte den jahrhundertealten Zustand wieder her und nannte sich wieder Freytag. Der Urgroßvater unseres Dichters war Pastor, der Vater Arzt und später Bürgermeister der Stadt Kreuzburg. Da es im nahen Polen meilenweit keine Ärzte gab, mußte Dr. Freytag oft über die Grenze fahren, um auch dort seine Hilfe zu bringen. Da gab es oft lange Fahrten auf elenden Wegen, durch Kiefernwald und fußhohen Schnee in federlosen Wagen oder offenen Schlitten. Der Reisende saß in einem dicken grauen Mantel oder in die Wildschur gehüllt, den Arzneikasten unter dem Sitz, Säbel und Pistolen zur Seite. Denn die Grenzwälder waren durch umherstreifendes Gesindel unsicher und im Winter durch hungrige Wölfe. Diese unholden polnischen Gäste trabten damals zahlreich und gefürchtet durch die Wälder. Sie kamen noch viele Jahre später über die Grenze und umheulten im Winterschnee die Dörfer.

Am 13. Juli 1816 wurde unser Dichter als Sohn des Bürgermeisters Gottlob Freytag und seiner Ehe-



Zeitschrift „Der Oberschlesier", Oppeln OS.

Frau Henriette Albertine, geborene Zebe, in Kreuzburg geboren. Die liebe Mutter war eine helle Gestalt, welche sich und anderen das Leben angenehm zu machen verstand, eine ausgezeichnete Wirtin, erfindungsreich und anschläglich. Ob die Kleider der Kinder jemals Geld gekostet haben, ist zweifelhaft. Die Mutter schnitt und nähte aus der Garderobe des Vaters jede Art von Kleidungsstücken und wußte ihnen durch schöne Säume und besonderen Schnitt ein stattliches Aussehen zu geben. Und was Bäckerei anbetrifft, Einkochen von Früchten und dergleichen, so war ihr niemand überlegen. Bei aller Arbeit wurde ihr ältester Sohn (unser Dichter) ihr Vertrauter. Er stampfte die Gewürze, rieb als Gehilfe zu Weihnachten den Mohn mit einer großen runden Keule, lief Knäuel wickelnd um die Stühle, entblätterte Krautköpfe für den Hobel. Du liebe Zeit! Lesen lernte er schon als sehr kleines Männchen. Dazu hatte die Mutter geholfen und der Gockelhahn, welcher dem letzten Blatt des ABC-Buches rot und schwarz aufgedruckt war und mit ins Bett genommen wurde. Wenn der Kleine gut gelernt hatte, fand er am anderen Morgen im Buch das Gröschel, welches der Hahn ausgebrütet hatte. Noch im hohen Alter erinnerte sich der Dichter, welch große Freude ihn erhob, damals, als er die erste kleine Geschichte las und den Sinn verstand. Schon mit zehn Jahren begann er seinen ersten Roman zu schreiben, eine Geschichte, worin ein Vater mit seinen Kindern auf eine wüste Insel verschlagen wurde. Wenn die Schulzeit von täglich vier Stunden vorbei war, dann schwärmte er leicht beschwingt und glückselig mit seinen Gespielen umher und trieb im Hause lustige Künste, gewöhnlich mit dem kleinen Bruder zusammen. Sie schnitzten und pochten, waren tätig in Buchbinderei und malten Bilderbogen aus. Waren sie emsig über solcher Arbeit, dann kam wohl auch der Vater nachsehen, ob sie die Sache recht anfingen. Er lehrte sie Tischlerwerkzeuge gebrauchen, Pappkästchen ausmessen und zusammenfügen, Federn schneiden und mit der Heftnadel jede Art von Naht herstellen. Immer aber war die Mutter als guter Kamerad bei der Hand. Sie half ihnen, und die Jungen halfen ihr. In der Dämmerstunde saß der Vater bei ihnen in stillem Behagen, und sie erbaten unaufhörlich Geschichten. Der Vater wußte viel aus seinem Leben zu erzählen, die Mutter teilte am liebsten mit, was sie kurz vorher selbst gelesen hatte.

Mit dreizehn Jahren kam unser Dichter auf das Gymnasium nach Oels. Ostern 1829 brachten ihn die Eltern selbst dorthin. Am Morgen, an welchem die Eltern heimfuhren, wurde das bange Wehgefühl zu lautem Schmerz, und als der Wagen verschwunden war, schlich er sich in seine Stube und war einige Tage elend. Er war in der Fremde und allein. Das allerbeste war, solange er die Schule besuchte, die Heimkehr in das Vaterhaus. Sie wurde ihm fünfmal im Jahr vergönnt, und die Eltern sehnten sich nicht weniger danach als das Kind. Doch war die Reise von neun Meilen bei damaligen Verhältnissen keine Kleinigkeit. Sie dauerte einen ganzen Tag. 1833 verließ Gustav Freytag das Gymnasium und bezog die Universität Breslau. Seltener wurden nun die Besuche im Elternhaus, besonders dann, als der Lebensweg den Dichter nach Leipzig und später nach Wiesbaden führte.

1886 schrieb Gustav Freytag seine „Erinnerungen aus meinem Leben", denen die meisten hier beschriebenen Tatsachen entnommen sind. „Liebe alte Stadt! Oft sind meine Gedanken und immer meine guten Wünsche bei der Heimat". Auch in seinem Roman „Soll und Haben" und in seinem sechsbändigen Werk „Die Ahnen" zeigt er deutlich seine dauernde Hinneigung zu seiner schlesischen Heimat. Nicht vergessen wollen wir das Wort des Dichters: „Im Grenzland müssen die Menschen eng zusammenstehen!" Während die Dichter vor ihm gerne von Königen und Fürsten, Grafen und Herren geschrieben hatten, so suchte er in seinen Werken das Volk, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, bei seiner Arbeit, und er schrieb: „Wir gehören zu denen, die ein wenig für sich selbst leben und ein wenig für ihre Freunde, in der Hauptsache für ihr Volk". Bauern trugen ihn 1895 zu Grabe. Sein schlichtes Grabmal trägt die Inschrift: „Tüchtiges Leben endet nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in dem Gedanken des Volkes".

Benutzt: Gustav Freytag „Die Ahnen", 6. Bd. Karl Fleischer „Liebe, alte Stadt". „Der Oberschlesier" 1936, Heft 6.

**Der Begründer der oberschlesischen Zinkindustrie:**

# Karl Godulla

Was wird doch bei uns in Oberschlesien von Karl Godulla erzählt? Er war ein armer Junge aus Makoschau bei Preiswitz in Ostoberschlesien, er verlor durch die Cholera frühzeitig seine Eltern und wanderte aus, sich ein Unterkommen zu suchen. So kam er auch nach Tost zu einem Gastwirt, der ihn bei sich behielt, ihn verpflegte und bekleidete, und der Junge machte sich durch kleine Dienste in der Gastwirtschaft nützlich. Einst kam Graf Ballestrem in das Gasthaus, lernte ihn kennen und fand Gefallen an dem munteren und anstelligen Jungen. Der Graf nahm ihn mit und ließ ihn mit seinen eigenen Kindern aufziehen und unterrichten. Der Jüngling bekam dann eine Försterstelle. Im Kampf

mit Wilderern wurde er so schwer verwundet, daß er seinen Beruf aufgeben mußte. Er wurde Landwirt. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit chemischen Versuchen und fand dabei, daß man aus den als wertlos auf die Halden geworfenen Schlacken Zink gewinnen könnte, und kaufte seinem Herrn, dem Grafen von Ballestrem, für wenig Geld die Halden ab, verhüttete die Schlacken erneut und erzielte sofort einen Reingewinn von 50 000 Talern. Damit war der Anfang zu seinem Riesenreichtum gegeben. Godulla lebte einfach und einsam. 1848 floh er vor der Cholera nach Breslau, doch die Krankheit ereilte ihn auch hier, und er starb in jungen Jahren.

Diese Erzählung hört sich ganz gut an — und ist doch nicht wahr. Ein Kerl ist er schon gewesen, sonst hätten sich unsere oberschlesischen Landsleute nicht so mit ihm beschäftigt. Die Phantasie hat hier tüchtig mitgespielt, verändert und hinzugedichtet. Wie verlief nun das Leben dieses bedeutenden Oberschlesiers? Am 8. November 1781 „ist des herrschaftlichen Waldbereuters Joseph Godulla von seinem Eheweibe Franziska, geborenen Hanisch, früh gegen 1 Uhr geborenes Söhnlein getauft und demselben der Name Karl beigelegt worden. Paten waren: Augustus von Werner, des Herrn General-Leutnants von Werner Herr Sohn, und Augustine Geierin, Kammerjungfer bei Ihro Exzellenz der Frau Generalin von Werner." 1784 bis 1792 ist der Vater nicht mehr Förster oder Jägermeister, wie er bei seiner Eheschließung heißt, sondern Pächter der Güter Makoschau und Ellguth. Er war also doch wohl ein vermögender Mann. 1792 übernahm er die Pachtung des Gutes Klein Gorzütz, wohin die Familie Godulla übersiedelte. Im Jahr darauf ging unser Karl auf das Gymnasium in Rauden, wo er bis 1798 verblieb. Ob er sich daraufhin auf dem väterlichen Pachtgut oder auf dem Gute seines Schwagers der Landwirtschaft widmete oder auf einer Hochschule studierte, ist noch nicht festgestellt. 1808 ist Karl Godulla Verwalter der Gräflich Ballestremschen Güter und Industriewerke in Ruda. Dem siebenundzwanzigjährigen Verwalter unterstanden die Güter Biskupitz, Ruda und Slottogow und die Industriewerke Brandenburg- und Maximilian-Grube, Hallembaer Hammer, Plawniowitzer Frischfeuer u. a. Bei dem beginnenden Freiheitskampf begründet Godulla, der zeitlebens ein steifes Bein hatte, die Landwehr, deren Aufbau er mit Eifer betrieb. Nach dem Befreiungskriege erhält Godulla von seinem Herrn, dem Grafen von Ballestrem, 28 Kuxe (das sind Anteile) der Carl-Zink-Hütte in Ruda. Damit wird Godulla selbst ein Industriemann und begründet ein Industrieunternehmen, das heute noch den Stolz Oberschlesiens bildet und Weltbedeutung erhielt: Die oberschlesische Zinkindustrie, der heutige Besitz des Grafen Schaffgotsch. Der Kauf der Halden ist bisher nicht zu erweisen gewesen, fest steht allein, daß in den Jahren 1810 bis 1815 mehrere Halden der Wiederverhüttung zugeführt wurden.

Godulla kam durch seinen unerhörten Arbeitswillen, durch sein Organisationstalent und die günstigen Zeitverhältnisse zu großem Reichtum. Aber bei all seinem Reichtum ist er der schlichte Mann geblieben. In den Kreistag, dem er angehörte, zu den Besprechungen mit den Industrie-Gewaltigen erschien er in seiner einfachen Joppe und verschmähte jeden Luxus. Auf einer Geschäftsreise nach Breslau wurde er vom Tode ereilt. Ein Nierenleiden, das sich vielleicht infolge der Anstrengungen der Reise plötzlich verschlimmert hatte, war die Todesursache. Am Abend vor seinem Todestage machte er sein Testament. Universalerbin seines Millionen-Vermögens wurde ein Mädchen, das die Einsamkeit des schlichten Mannes geteilt hatte, Johanna Gryczik. Doch auch alle Kinder seiner verstorbenen Geschwister, auch die ihm unbekannten, bedachte er reichlich. Die kleine Millionärin mußte zunächst den Fluch des Geldes spüren. Später aber wurde Johanna Gryczik die Gräfin Schaffgotsch.

Benutzt: F r a n z k e „Wer war Godulla?" „Der Oberschlesier" 1936, 2. Heft.

**Der Bienenvater**

## Johann Dzierzon

Es war im Jahre 1821. Da trabte bei gutem wie bei schlechtem Wetter, bei Sonnenglut und Winterkälte ein zehnjähriges Bürschlein tagtäglich von Bienendorf nach Pitschen zur Schule. Die Bauersleute Simon und Maria Dzierzon schickten ihren Hans, der einen klugen Kopf hatte und außerdem recht fleißig war, ein Jahr in die eine Meile entfernte Stadtschule und ein Jahr darauf auf das Gymnasium nach Breslau. Hier ist nun unser Hans Klasse für Klasse der beste Schüler. Das soll was heißen! Da waren doch noch andere, die auch nicht dumm und auch nicht faul waren, und der Bauernsohn aus dem oberschlesischen Walde hat in allen Fächern die allerbesten Zensuren von allen. Schön war es in Breslau, doch noch schöner war es zu Hause. Wie gerne ist er in den Ferien nach dem stillen Bienendorf gefahren. Dort half er auf dem Felde und im Garten, am liebsten aber war er bei den Bienen. Der Vater hatte einige Stöcke, alte Klotzbeuten, und hier stand und saß Hans oft und freute sich über den unermüdlichen Fleiß der Bienen.


Bd. Dt. Osten, Landesgr. Schles., Breslau

Mit 19 Jahren ging er, ein glänzendes Zeugnis in der Tasche, auf die Breslauer Universität, wurde Geistlicher und kam 1834 als Kaplan nach Schalkendorf im Kreise Oppeln und schon im Jahre darauf nach Karlsmarkt im benachbarten Brieger Kreise. Hier blieb er fast 35 Jahre und war seinen Bauern Vorbild in der Landwirtschaft und besonders in der Bienenzucht. 300 bis 400 Völker hatte er, die er mit ganz wenigen Hilfskräften betreute. Da gab es Arbeit. Seinen Bienen galt sein Schaffen und sein Denken. Er erfand den beweglichen Wabenbau, der so viele Vorteile gegenüber der alten Art brachte. Durch dauernde Beobachtung und eingehendes Studium stellte er die Bienenkönigin als die Bienenmutter des ganzen Stockes fest und teilte seine Erfahrungen der Welt in mehreren Büchern mit: Seine Bücher zogen nun hinaus, und er selbst sollte zu Vorträgen sogar bis in den Kaukasus kommen. In Karlsmarkt erhielt er den Besuch von Fachleuten aus allen Gauen Deutschlands, aus England, Frankreich und Rußland. So wurde er berühmt, weltberühmt, vielleicht der berühmteste unter allen Oberschlesiern. Niemand zweifelt an seiner großen Bedeutung, nur gibt es Leute, die diesen Mann, der in deutschen Schulen der beste Schüler war, der nur deutsche Bücher geschrieben hat, der ein Deutscher war nach seinem Sinnen und Trachten, nur deshalb, weil er keinen deutsch klingenden Namen hatte, nicht zu den Deutschen zu rechnen. Seinen Lebensabend verlebte Dr. Johann Dzierzon in dauernder Gemeinschaft mit seinen Bienen in seinem Geburtsort, wo er als 95jähriger starb.

Die Grabinschrift trägt seinen Ausspruch und Lebensgrundsatz: „Wahrheit, Wahrheit über alles!"

Nun ist sein Geburtsort in Bienendorf umbenannt worden, um das Andenken an diesen großen deutschen Oberschlesier zu erhalten.

Benutzt: Dr. Johannes Dzierzon, der Altmeister der oberschlesischen und deutschen Imker. „Der Oberschlesier" 1931, 10. Heft.

# Unsere Bienen

Von F. Flott

Mein Vater ist ein großer Bienenfreund. Wenn er früh aufwachte oder spät vom Felde kam, ging er immer zu seinen lieben Freunden. Am Sonntag konnte er stundenlang den fleißigen Tieren zusehen. Ich hatte die Bienen auch sehr lieb, weil mir der Honig zu gut schmeckte. Immer wieder habe ich den Vater gefragt, wie die Bienen den Honig machen. Er sagte mir: „Die Bienen kochen den Honig. Lege einmal dein Ohr an den Bienenstock heran, dann hörst du, wie es darin kocht." — Ich tat es und hörte wirklich, wie es drinnen zischte und brodelte, wie in den Kochtöpfen meiner Mutter. — „Aber, Vater, wo haben denn die Bienen das Feuer, es


Aufn.: Dr. Pampuch

raucht doch nicht aus dem Stock?" „Ja," sagte der Vater, „sie haben ein Feuer, das nicht raucht." — Und das mußte ich glauben.

Ich mag ungefähr 7 Jahre alt gewesen sein, als mich im Garten eine Biene stach. Das konnte ich mir nicht gefallen lassen, holte einen langen Stock aus dem Schuppen, steckte diesen in das Flugloch hinein und fing an zu drehen, denn ich wollte mich rächen. Was geschehen ist, könnt ihr euch denken. Ich schrie ganz mörderlich, der Vater, der im Hofe war, kam schnell gelaufen und hat mich schnell weggetragen. Fünf Bienen hatten mich schon gestochen, die anderen hat der Vater abgewehrt. Ich war aber immer noch nicht versöhnt. Am nächsten Tage, als mein Gesicht zum Spott meines großen Bruders aussah wie eine dicke Kartoffel, nahm ich eine Handvoll Sand, warf diese gegen das Flugloch und verschwand. Aber wehe, wenn mich der Vater dabei erwischt hätte.

In unserem Garten stehen neben neuen Bienenstöcken ganz alte, aus einem Stamm herausgehauene Klotzbeuten. Sie sind schon mehrere Jahrhunderte alt. Sie haben viele Furchen im Gesicht und haben schon viel Honig hergeben müssen. „Früher", so sagte mein Vater, „standen diese Stöcke im Walde und waren vier Meter hoch, mit Nägeln verschlagen, damit sie der braune Bär nicht ausnaschen konnte." — Der Vater erzählte mir auch viel von dem großen Bienenforscher Dr. Dzierzon, der in Karlsmarkt wohnte und den er oft besuchte.

Die Bienen sind ein Stück meiner Heimat, sie waren mir immer ein Vorbild dafür, daß man durch Fleiß und Ordnung viel Großes schaffen kann.

# Abschied

O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vöglein lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles ernstes Wort
Vom rechten Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn.
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Von Joseph Freiherr von Eichendorff

**Das ist uns allen
Wie ein Gebet:
Wir mögen fallen,
Die Fahne steht.**

**Wir mögen vergehen
Namenlos . . .
Deutschland muß stehen
Ewig und groß!**

# Mutter Barbens Sohn

Von Hanns Gottschalk

Oberlehrer Olber hatte ihn Haselpeter getauft. Das war damals, als der kleine Peter durch eine Zaunluke in den Schulgarten kroch und seine geräumigen Taschen derart mit Haselnüssen anschwellen ließ, daß er sich durch die enge Luke beileibe nicht mehr hinauszwängen konnte. Also mußte eine Latte ihr Leben lassen. Das krachte und knallte. Und schon hatte sich Olber auf sachten Sohlen herangeschlichen und den verdutzten armen Sünder beim Schopfe gefaßt. Und jetzt knallte es noch lauter.

Seitdem waren Jahre verstrichen. Der Krieg hatte die Trommel gerührt, und die Söhne des Dorfes waren begeistert hinausgezogen. Ich war gerade in dem Alter, da man lesen und schreiben lernt. Wie glücklich und stolz war ich doch, als ich meinem Vater ins Feld den ersten Gruß schreiben konnte! Wohl hatte die Mutter noch irgendwie nachgeholfen, aber ich trug diesen Brief wie einen Schatz zur Post, drehte ihn kurz vor dem Einwurf noch oft in den Händen herum und fühlte ganz sacht mit den Fingern darüber.

Im Dorf war es sonderbar still geworden. Nur wenn die große und kleine Glocke im Chor vom Turme stürmten, da brauste Leben durch die Straßen. Nicht einzig die Begeisterung über die herrlichen Schlachten und Siege, von denen uns Olber soviel erzählte, warf unseren Lärm, der von Jubel und Juchzern begleitet war, in die Stille des Dorfes; weit mehr war es die kindliche Freude, daß wir wieder einmal einen Tag schulfrei hatten und hinter Schobern und Scheuern Soldaten spielen konnten.

Der Haselpeter schnitzte uns die Säbel. Ganz heimlich tat er das, sonst hätte es seine Mutter Barbe eine schlaflose Nacht mehr gekostet. Er war eben anders als alle die Burschen gleichen Alters im Dorfe, und schon längst war es Barbe aufgegangen, daß sie keinem Duckmäuser das Leben geschenkt hatte. Aber das stimmte nicht ganz mit der alten Gewohnheit des dörflichen Daseins überein. Schon seit Haselpeters Kindheit nicht. Solange er da an Mutters Halse hing, beteuerte und gelobte er immer wieder, alles nach ihrem Willen und Wunsch zu tun; kaum aber sah er sich außerhalb ihres Blickfeldes, waren auch schon irgendwelche Streiche, so harmlos sie auch waren, ausgeheckt. Daran vermochte selbst die großangelegte Feier seines 17. Geburtstages, in deren Verlauf der Ortspfarrer Mainke mit warmen und drohenden Worten wahrhaftig nicht kargte, nichts zu ändern. Und fast immer, wenn nun einer von uns Buben ein klein wenig aus der Art fiel, sprang Olber auf die Kanzel des Katheders, hob seinen durchsichtigen Zeigefinger und hämmerte uns ein, daß schon das winzigste Abbiegen vom Wege der Tugend in die Tapfen eines Haselpeters lenken kann. Tugend? Haselpeter? Das wollte nicht so recht in unsere Köpfe. Was hatte Olber nur gegen den Haselpeter? Hatten es ihm damals die paar Nüsse wirklich so angetan? Wir begriffen den alten Schulmeister nicht. Uns gefiel der Haselpeter, und das gerade deshalb, weil er nicht wie irgendeiner war. Er schnitzte uns die Säbel, der führte uns zum Kampf: er war ein Kerl! Und je mehr man wider ihn zu Felde zog, desto inniger liebten wir ihn und hingen mit ganzer Seele an ihm.

Wieder einmal stellte Olber die Art Haselpeters als den Inbegriff alles Kranken und Schlechten hin. Da öffnete sich die Tür, und Schnieder, der zweite Lehrer, huschte in die Klasse. Ganz geheimnisvoll tat er, winkte Olber hinter die große schwarze Tafel und sprach dort recht lebhaft mit ihm. Erst nach geraumer Zeit kam Schnieder allein aus dem Winkel hervor und wandte sich uns zu.

„Ihr kennt doch alle den Haselpeter?"

„Ja!" scholl es wie aus einem Munde.

„Er ist am heutigen Vormittag, als aus noch unbekannten Gründen am Kreuzweg die Pferde scheuten, vom Heufuder gestürzt und liegt im Sterben."

Ein Murmeln lief durch die Klasse. Leid und Mitleid und Entsetzen ergriffen uns. Wir rutschten unruhig auf unseren Sitzen, sahen uns an und um, und plötzlich schossen wir wie auf ein Zeichen aus den Bänken, stauten uns in der Tür und stürmten in polternder Hast die Treppen herunter.

Im Nu umsäumten wir Haselpeters Lager. Seine Mutter stand wie gelähmt in einer Ecke. Nachbarinnen und Frauen aus dem Dorfe trösteten zwar die Unglückliche, warfen sich aber, über deren Schulter hinweg, nicht mißzuverstehende Blicke zu. Derweil lag der Haselpeter bleich und still in den bunten Kissen, als wäre er längst gestorben.

Wir verharrten in tiefem Schweigen. Ich weiß, daß ich leise weinte und betete, und meine Schulkameraden weinten und beteten auch. Und dann lispelte einer etwas von Säbeln und Soldaten. Und jetzt schluchzten wir laut in die Rockärmel hinein.

Da schlug Haselpeter die Augen auf. Er sah uns, lächelte warm und schlief wieder ein.

Mit gesenkten Köpfen verließen wir das Zimmer. Olber empfing uns, als wäre nichts vorgefallen, und wir wunderten uns.

Wie mir am nächsten Morgen meine Mutter erzählte, soll ich in der Nacht wild geträumt und immer nur „Haselpeter" gerufen haben. Benommen drehte ich mich zur Seite. „Dummerl", lenkte meine Mutter ein, hob mich auf ihren Schoß und küßte mich wie nie zuvor. „Ich habe so sehr Angst", wimmerte ich. „Er darf nicht sterben, der Haselpeter, hörst du, Mutter? Er darf nicht sterben!" Stürmisch und doch wie Schutz suchend umschlang ich ihren Hals. Von nun an achtete sie mehr denn je auf mich. Ich wurde irgendwie still. Oft hockte ich wo in einem Winkel, das Weinen saß mir in der Kehle, und ich wußte nicht, was mit mir war. Erst als wieder einmal die große und kleine Glocke im Chor ertönten und Olber von Sieg und Sehnsucht sprach, da horchte ich auf; aber ganz erwachte ich erst, als der Haselpeter noch selbigen Tags durch einen Sprung aus dem Bette den Tod verscheuchte und uns heimlich wie einmal die Säbel schnitzte. Nun war ich wieder der alte lustige Junge. Wohl wußte ich nicht, was von mir abgefallen war, ich glaubte nur zu ahnen, daß uns, schon als Kinder, bisweilen etwas anpackt, das mehr als ein Lausbubenstreich und hart wie eine Faust ist.

Weiter spielten wir hinter Schobern und Scheuern Soldaten. Und der Haselpeter führte uns. Mit welch einem Feuer er das tat! Ich sehe ihn noch.

Seine Mutter Barbe hingegen konnte es nicht sehen. Sie schalt ihn einen Nichtsnutz und schlug ihn: vor unseren Augen schlug sie ihn. Sie konnte nicht anders. Und der Haselpeter schwieg und ließ alles über sich ergehen. Ein Kind war er, wenn er vor seiner Mutter stand, ganz klein erschien er und war doch irgendwie groß. Wir fühlten das nur zu deutlich, aber wir waren zu unausgereift, um diesem Gefühl einen Namen geben zu können, und deshalb nahmen wir dies alles mit offenem Herzen, aber wie mit zugemachten Augen auf.

Eines Tages lief eine seltsame Kunde durch das Dorf. Die einen steckten die Köpfe zusammen, die anderen schüttelten sie ratlos, und wieder andere murmelten und murrten.

Der Haselpeter war verschwunden!

Und er blieb verschwunden. Alles Suchen war umsonst.

Barbe, seine Mutter, ging des Nachts allein in die Wälder und rief seinen Namen. Einmal traf ich sie, als ich früh in die Schule eilte. Erst jetzt kam sie den Weg vom Walde. Ich grüßte sie, obwohl ich es vorher nie getan. Diesmal fuhr mir die Hand von selbst nach der Mütze, und ganz demütig sprach ich den Gruß. Das war, weil ich niemals eine Mutter so lieben und leiden gesehen hatte.

„Er wird sich gewiß nichts angetan haben", sagten die Leute zu Barbe, und im Innern hatten sie den Haselpeter schon längst aufgegeben.

Wir Jungen glaubten nicht an die Reden der Alten. Sonderbar mutete uns das Schweigen Olbers an. In der Schule spitzten wir die Ohren und warteten Tag für Tag auf eine Erklärung oder irgendein abfälliges Urteil, doch Olber verlor nicht ein Wort darüber.

Wochen vergingen. Wieder brütete ein Sommer überm Land, und braungebrannte Frauenarme griffen nach den Sensen.

Barbe war aus der Kirche gekommen. Sie hatte wie alle Tage der Mutter Gottes eine Kerze geopfert und für ihren verschollenen Sohn gebetet. Nun stand sie im Felde. Ihre Blicke strichen über die Ähren, als suchten sie was. Die Sonne stieg.

Barbe mähte noch immer nicht. Warum mähte sie nicht? Ich zupfte sie an der Schürze. Sie konnte doch den Tag nicht so vertun. Und ich war gekommen, um ihr zu helfen. Abraffen wollte ich, Garben binden, die Sense blitzen sehen. Und dann wollte ich auf dem langen Leiterwagen stehen und mit der Peitsche über den Rücken der Pferde knallen. Wie ich mich darauf freute! Am liebsten hätte ich gleich einen Juchzer ausgestoßen, aber da erschrak ich auch schon, als ich jetzt Mutter Barbe an dem Schaft der Sense mehr hängen als sich an ihm stützen sah. Es war, als müßte sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Immer tiefer bog sie sich nach vorn, die Hände glitten, Stück um Stück, an dem Sensenschaft herunter: wenn sie umfiel, mußte sie in die Schneide fallen. Ich weinte und wußte nicht, was ich tun sollte.

Da hallte eine Stimme weit über das Kornfeld hin.

„Mutter Barben! Mutter Barben!"

Sie hörte nichts. Die Leute auf den Feldern reckten die Hälse, das Sirren der Sensen verstummte.

„Mutter Barben!"

Noch einmal und lauter rief die Stimme. Und als die Angerufene auch jetzt nicht antwortete, bahnte sich der alte Andreas, des Dorfes Postbote, mitten durch das Korn seinen Weg. Man sah nur seinen Kopf und eine Hand, die etwas Graues über den Ähren schwenkte.

„Er lebt! So hört doch, Mutter Barben! Er lebt: der Haselpeter lebt!"

„Haselpeter . . .?"

Barbe erwachte wie aus einem tiefen Schlafe. Noch ein zweites und ein drittes Mal hauchte sie den Namen, dann stand der alte Andreas, ganz außer

Atem, neben ihr. Mit zitternden Händen griff sie nach dem Brief und riß ihn auf.

Sie las.

Indessen waren alle, die auf den angrenzenden Äckern den Ruf des Alten gehört hatten, herbeigeeilt und harrten neugierig auf die erste Kunde von Haselpeter. Um nicht weggedrängt zu werden, klammerte ich mich an Mutter Barbens Rock. Dabei ruhten meine Augen auf ihrem zerrissenen Gesicht. Aber jetzt schien es sich zu glätten; so licht, so unsagbar hell wurde es, als wäre alles Leid, das lange Jahre in die Runzeln und Runen eingebrannt hatten, mit einem Male wie verlöscht. Ein unerklärliches Staunen erfaßte mich, und ich konnte es kaum abwarten, bis Mutter Barbe zu berichten begann. Unruhig zerknüllte ich ihren Schürzensaum.

Endlich faltete sie den Brief.

„Na?" schmunzelte der alte Andreas, als er das seltene Leuchten in ihren Augen sah.

„Gefallen ..." sagte sie nur, „als Freiwilliger gefallen."

Das riß wie ein Blitz in mein Herz. Wohl hatte ich in dem Schreiben etwas anderes vermutet, und der Gedanke, daß der Haselpeter nicht mehr wiederkommen sollte, rüttelte an mir, aber viel tiefer traf und entsetzte es mich, daß Mutter Barbe die schreckliche Kunde aufnahm und sie hinsagte, als hätte ihr Andreas eine Freudenbotschaft gebracht. Wie sie dastand und verklärten Gesichts über das sommerliche Kornfeld blickte! Das wollte mir nicht aufgehen: das konnte ich nicht begreifen. Und seit dieser Stunde haßte ich Mutter Barbe, die ich in ihren Tränen so lieben gelernt hatte, und ging ihr wie einem bösen Geist aus dem Wege.

*

Erst Jahre später, als ich auf einer Gedenktafel für die Gefallenen des Weltkrieges Haselpeters Namen fand, wußte ich um das Gesicht eines Sieges. Es drängte mich, Mutter Barbe aufzusuchen. Sie war sichtlich älter geworden, aber ihre Augen strahlten noch dasselbe Leuchten wie damals im Kornfeld aus, als sie aus einer geschmückten Lade ein Bild hervorholte und sagte: „Ich habe ihn nie verstanden, den Haselpeter; wer aber wie er für seine Heimat zu sterben weiß, der kann nicht schlecht sein."

Und sie küßte das Bild ihres Einzigen.

(Heimatkalender des Kreises Cosel OS. 1938)

*

## Mein Oberschlesien

Du, unser Mutter Schmerzenskind,
So scheu und treu,
So wild und fromm,
So arm und reich,
So trüb und licht:
Wer gäb' dir seine Liebe nicht?

Wilhelm Rothe

# Die Abstimmung

20. März 1921. Abstimmungstag in Oberschlesien. Schicksalstag! Was wird er bringen?! Ergebnis:

709 348 Stimmen für Deutschland,
479 747 Stimmen für Polen!

60 v. H. aller Wähler sind also dafür eingetreten, daß Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland bleibt.

Das ist der Sieg. Freuet euch! Deutscher Boden ist für die deutsche Heimat gerettet.

Korfanty aber und seine französischen Helfer denken anders. Was Recht ist, muß durch Gewalt in Unrecht verkehrt werden.

Die Franzosen rufen den Völkerbund an. Über Polens Absichten berichtet das „Blatt der Heimattreuen" unter dem 29. April:

„Nach zuverlässigen Meldungen bereiten die Polen neue Unruhen vor. Offenbar verfolgen sie damit den Zweck, noch vor der Entscheidung durch den Obersten Rat in Paris vollendete Tatsachen in Oberschlesien zu schaffen. So soll am 3. Mai 1921 der große polnische Putsch losbrechen.

Wir haben Beweise dafür in der Hand durch einen in unsere Hände gelangten Geheimbefehl der 23. polnischen Infanterie-Division sowie durch einen Geheimbefehl des Generals Haller."

Korfanty aber hatte schon am zweiten Tag nach der Abstimmung einen Aufruf an die Bevölkerung erlassen, in welchem er — die Oder als Grenze Polens forderte.

Auch in Polen selbst war man rührig. Der 16. April sieht eine riesige Volksversammlung in Warschau, die mit großem Pathos ganz Oberschlesien für Polen fordert.

Wo meldet sich die deutsche Regierung?

Von neuem beginnt der Kampf um das Grenzland: heroisch auf der einen, brutal und grausam auf der anderen Seite.

Aus: „Grenzkämpfer". Von Walter Kubiank. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main



Bund Dt. Osten. Landesgruppe Schlesien, Breslau

# Der Sturm auf den Annaberg

Gleich dem Kemmel, der die flandrische Ebene beherrscht, schaut der Annaberg mit seinen 385 Metern weit über das Oderland hin, der Annaberg, zu dessen Kirchlein Jahr für Jahr andächtige Pilger hinaufzogen.

Er wurde zum Brennpunkt des Kampfes.

Polnische Truppen hatten ihn zu einer stark befestigten Stellung ausgebaut und beherrschten von hier aus mit Geschützen und Maschinengewehren in weitem Bogen das Oderland, bis hin nach Gogolin—Krappitz—Kandrzin—Kosel.

Der Annaberg mußte genommen werden, um den Weg in das Industriegebiet hinein freizumachen.

Die Vorbereitungen begannen mit reger Aufklärungsarbeit der Freikorpsleute.

Selbst Frauen und Mädchen stellten sich in den Dienst der deutschen Spionage. Wehe denen, die in die Hände des Herrn Chodzko, des polnischen Oberkommandanten auf dem Annaberg, fielen. Furchtbar waren die Vernehmungen, die man mit diesen Unglücklichen anstellte. Gequält und gemartert, zu Tode geprügelt, wanderten sie in die Gefängnisse oder wurden kurzerhand an die Wand gestellt und erschossen. Ob schuldig oder unschuldig, danach zu fragen, hatte man nicht Zeit, wollte auch nicht danach fragen.

Eine Erkundung im großen wurde durch 250 Angehörige eines Freikorps ausgeführt. In weiter Auflösung durchschwammen sie die Oder, um die polnische Stellung am Klodnitzkanal zu erkunden.

In der Nähe von Kandrzin kam es zu einem schweren Zusammenstoß mit den Polen, der sich bis nach Kosel hinzog. Kosel geriet in die Kampfzone, wurde durch die polnischen Geschütze schwer mitgenommen und durch die Insurgenten ausgeplündert.

Es gelang den Deutschen, sich nach Alt Kosel hinein zu retten. Hier glaubten sie sich unter dem pflichtgemäßen Schutz der Franzosen, welche die Oderbrücke besetzt hatten, in Sicherheit. Heimlich aber hatten die Franzosen mehrere polnische Bataillone in die

„Ihr dürft wissen, daß ihr nicht allein seid, daß Oberschlesien heilige deutsche Erde ist und ein deutsches Volkstum hat, für das die ganze Nation die Kraft des ganzen deutschen Volkes, des ganzen Vaterlandes einstehen muß."

Göring — 3. November 1933 — Beuthen OS.

Stadt hineingelassen, denen die Deutschen nun unerwartet gegenüberstanden. Aus allen Fenstern sahen sie plötzlich die Gewehrläufe auf sich gerichtet. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich zu ergeben.

Jan Chodzko gab angeblich den Befehl, die Gefangenen in Internierungslager bringen zu lassen. Dieses Schicksal sollen aber nur vier gehabt haben. Die anderen stellte man truppweise an die Wand und knallte sie herunter. —

Auch Schlageter ist wieder zur Stelle. Hauenstein hat ihn telegraphisch aus seiner Heimat zurückrufen lassen. Seine alten Getreuen sind bald wieder bei ihm. Aus verschrotteten Waffenlagern werden Gewehre gebrauchsfertig gemacht. Sogar ein Geschütz kann wieder zusammengesetzt werden. Eine Kompanie Freiwilliger findet sich zusammen. Es kann losgehen. Schlageter ist wieder in seinem Element.

Schon bei den ersten Gefechten in der Nähe von Gogolin, die den Sturm auf den Annaberg vorbereiten sollten, ist Schlageter „mittendrin". Durch Handstreich hatten die Polen versucht, sich des Bahnhofs Gogolin zu bemächtigen. Schlageter läßt sofort seine Leute antreten. Kurzer Sturmangriff: Der Pole läuft. Ein bißchen mit den MG.-Maschinen hinterhergespritzt, und der Bahnhof ist wieder in deutscher Hand.

Der Hauptträger des Sturmes auf den Annaberg soll das Korps Oberland sein. Es kommt von Neustadt her. Major Horadam hat das Kommando. Bataillon „Heinz", Schlageters Sturmtruppe, marschiert von Krappitz aus in seine Sturmstellung an der Straße zwischen Gogolin und Groß Stein.

Am 21. Mai, nachts 1 Uhr, treten sie an zum Sturm. In langen, allzudünnen Linien arbeiten sie sich durch den Morgennebel an den Feind heran. Noch ist alles still. Lautlos schreiten sie durch taunasse Wiesen. Winke und Zeichen ersetzen die Kommandos. Die Nerven sind gespannt zum Zerreißen. Da vorn ist nur der Tod zu holen, kein stolzer Sieg, kein Dank des Vaterlandes. Es treibt sie niemand. Ihr Tun ist freiwillige Mannestat. Aber der Krieg ist ihr Leben geworden. Lieber tot, als in einer entehrten Heimat leben. Vorwärts!

Flüsternd werden die Beobachtungen weitergegeben. Flüsternd wird der Anschluß aufrechterhalten. Der Feind drüben am Waldrand soll nichts merken, solange wie irgend möglich. Jeder unbeobachtet gewonnene Meter Boden verringert die Verluste an Menschenleben. Menschenleben sind wertvoll. Die deutsche Schar ist nur gering. Reserven gibt es nicht.

Also Vorsicht!

Der Feind erwartet den Angriff von Süden her. Deshalb hat ihn die deutsche Sturmleitung von Norden her angesetzt.

Stille. Stille ringsum. — —

Peng!!! — — —

Der erste polnische Posten schießt!

Ein jähes Aufwachen bei den Polen.

In wenigen Augenblicken ist die Hölle los!

„Sprung auf! Marsch—Marsch!"

Befreit von dem Druck der unheimlichen Stille hallen die deutschen Kommandos durch den Morgen.

„Sprung auf! Marsch—Marsch!"

Von allen Seiten gehen die deutschen Gruppen vor — suchen Deckung — und springen aufs neue vorwärts.

Polnische Maschinengewehre hämmern dazwischen.

Schlageter erkennt eine Lücke in der polnischen Front, arbeitet sich mit seinen Leuten hinein, kann den Gegner so von der Seite fassen und die polnische Artillerie isolieren.

Die Polen schleudern Minen auf die Angreifer. Es gibt Tote.

Aber der Angriff wird vorgetragen.

Wie die Stiere schlagen die Bayern dazwischen, mit den Kolben, wie mit Dreschflegeln. Pardon gibt es nicht.

Es geht die Anhöhen aufwärts.

Die Polen erhalten ihre eigenen Handgranaten in den Rücken.

Jeder Oberländer führt den Krieg auf eigene Rechnung. Jeder trägt seinen eigenen Haß im Herzen.

Vorwärts! Aufwärts!

Die Kirche ist weithin sichtbar Ziel- und Richtungspunkt. Eine Schar von Insurgenten reckt die Hände hoch.

Pardon gibt es nicht!

„Wir sind zu wenige! Ihr seid zuviel!"

Minen krachen! Der Himmel hängt voller Schrapnellwölkchen!

Vorwärts! Vorwärts!

Sturmabteilung Heinz stürmt Höhe 310.

Sturmabteilung!! Ganze zwanzig Mann hat Leutnant Seidel in seiner Sturm„abteilung". Er nimmt mit ihnen Ruine Ellguth, muß zehn Mann opfern, wird durch starke feindliche Übermacht abgedrängt und muß stundenlang ohne jegliche Deckung schutzlos im Steinbruch unter dem tollsten feindlichen Feuer aushalten.

Eine Mine erschlägt ihm zwei Mann.

Ein MG. tastet an ihnen herum.

Vier sind sie nur noch.

Sie versuchen den Platz zu räumen.

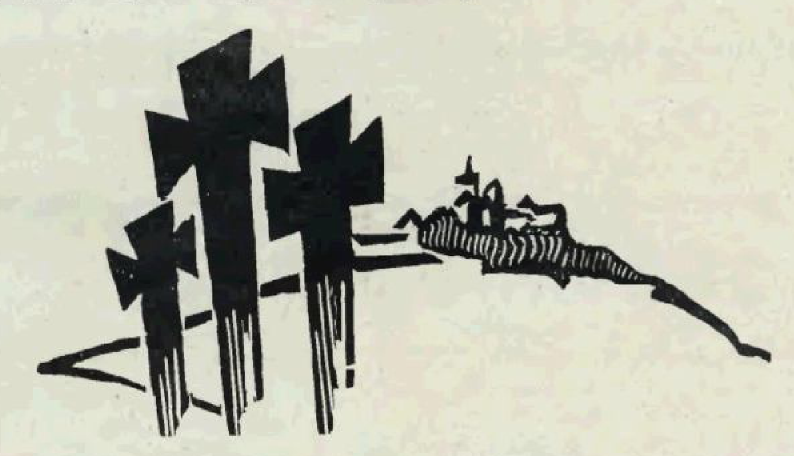
Ein MG. aus der Flanke löscht alle vier aus.

Fast haben die Oberländer Höhe 310 erreicht, da setzt Chodzko seine Truppen zum Gegenangriff ein. Zehnfach ist die Übermacht. Aber die Bayern können nicht nur raufen. Jeder von ihnen ist Scharfschütze. Schuß auf Schuß sitzt, ruhig und besonnen gezielt, wie auf der Oktoberwiese. Die Polen machen kehrt, bringen Verwirrung in ihre eigenen Reihen. Die „Oberländer" stoßen nach. Um zehn Uhr ist Oleschka in ihrer Hand.

Die Stellung der Polen ist erschüttert. Chodzko läßt noch einmal alle Kampfmittel spielen — und verdrückt sich zu seinen französischen Freunden nach Kosel.

Mit unheimlicher Ruhe setzt die deutsche Welle zum letzten Sturm an.

Um 12,10 Uhr stehen die Deutschen auf dem Annaberg.



## Widmung

Den Männern des Selbstschutzes in Oberschlesien, der Blüte der deutschen Jugend, die die heimatliche Scholle gegen polnische Begehrlichkeit verteidigte und die aus allen Gauen des Vaterlandes herbeieilte, um dem deutschen Bruder in seiner Not zu helfen, sei dieses Buch gewidmet. So wie wir uns zusammenfanden ohne Rücksicht auf Partei, Konfession, Bildungsgrad und Beruf und eine feste, für unsere heilige Muttererde kämpfende, begeisterte Truppe schufen, so mögen in des Vaterlandes Elend endlich alle Deutschen ihren Hader vergessen und eine Notgemeinschaft bilden, deren Glieder weiter nichts wollen, wie echte Deutsche sein! ....

Nimmer soll, was ihr vergossen,
Euer Blut umsonst geflossen,
Nimmer soll's vergessen sein!

Aus: Bernhard von Hülsen „Der Kampf um Oberschlesien"

## Ostoberschlesien

1918—1937

Hart liegt die Faust von Versailles auf Oberschlesien! Gewalt zerreißt Land, Menschen und Industrien.

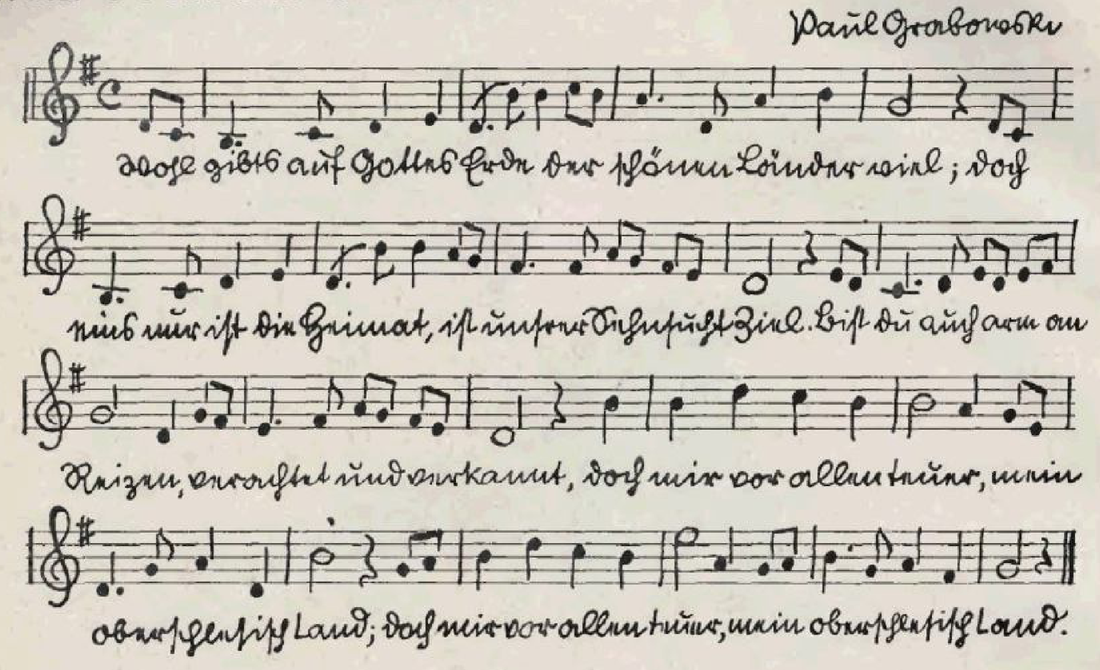
Deutsches Schicksal in Ost-Oberschlesien!

Brüder und Schwestern kämpfen dort um ihr Deutschsein. Hart im täglichen Kampf. Kämpfen um ein Land, dem deutsche Kraft und deutscher Fleiß alles gebracht haben, dessen deutsches Gesicht sich nicht hinwegwischen läßt. In den Fördertürmen und Schornsteinen starrt es gegen den Himmel; — in den Schächten greift es tief in das Reich des Berggeistes hinein — und abgrundtief ist es in die deutschen Herzen gesenkt!

F. Flott



# Mein oberschlesisch' Land




Ob deinem Schlotenwalde wehn Rauch und Ruß im Wind.
Es reckt sich grau die Halde, wo Berggeists Reich beginnt.
Hier schürft nach Erz und Kohle des Knappen emf'ge Hand
:,: Und bringt dich hoch zu Ehren, mein oberschlesisch Land. :,:

Du zeigst im Tageslichte dich rauchgeschwärzt, bestaubt,
Doch eine Lichterkrone setzt dir die Nacht aufs Haupt
Und Hüttenfeuergluten lohn auf am Himmelsrand, —
:,: Wie bist du dann so herrlich, mein oberschlesisch Land. :,:

## Hultschin!

Am 4. Februar 1920 wurde das Hultschiner Ländchen dem Deutschen Reich ohne Abstimmung entrissen. Rund 50 000 brave Hultschiner wurden gegen ihren Willen der Tschechoslowakei zugeteilt. Eine durchgeführte Probeabstimmung ergab 93,7 v. H. der Stimmen für das Deutsche Reich.

Trotz Gewalt und Terror haben die Wahlen von 1935 im Hultschiner Ländchen 74 v. H. der Stimmen für die deutschen Listen ergeben. Und dieses 15 Jahre nach einem rücksichtslosen Entdeutschungskampf. Man bedenke, daß heute noch, 17 Jahre nach der Zuteilung, das Land unter Ausnahmezustand steht. Mit allen Mitteln wird der Ausrottungsfeldzug gegen alles Deutsche geführt. Sogar die Feuerwehren hat man verboten. Das Gefängnis in Troppau wird auf Grund seiner Bestimmung von den Hultschinern das „Deutsche Haus" genannt.

Das Unrecht an Hultschin werden wir niemals vergessen.

F. Flott

## Die niederschlesischen Grenzkreise

Durch den Machtspruch von Versailles wurden Teile der niederschlesischen Grenzkreise ohne Abstimmung gegen den Willen der deutschen Bevölkerung zu Polen geschlagen. Obwohl es in der Sprache von Versailles „kleine Objekte" sind, die uns entrissen wurden, so sind sie doch ein Stück unseres zerrissenen Ostens, ein Stück „Versailler Diktat".

90 Gemeinden mit 26 248 Menschen und 51 156 Hektar Land gingen an Polen verloren. Die Grenzziehung in diesen Kreisen bietet wahre Museumsstücke der europäischen Nachkriegspolitik.

F. Flott



# Mit dem Führer im Flugzeug von Ostpreußen nach Schlesien

Von Wilhelm Scholz, Kreisleiter

Im Oktoberwahlkampf 1932 war es, in den Tagen, da Adolf Hitler auch in Oppeln und Breslau sprach. Viele Oberschlesier werden sich dessen noch erinnern.

Im Wahlkampf sprach ich als Gauredner der Partei, wie alle Redner, tagtäglich in öffentlichen Kampfversammlungen im Gau Ostpreußen. Eines Tages ruhten alle Kleinversammlungen in den Städten und Dörfern. Alles konzentrierte sich nach der großen ostpreußischen Industriestadt Elbing: „Der Führer spricht in der großen Maschinenhalle der Komnik-Autowerke." Auf nach Elbing! —

Am Abend drängen sich 12 000 Menschen, ausschließlich Handarbeiter, meistens Erwerbslose, in der riesigen Komnik-Halle, um den bestgehaßten, aber auch bestgeliebten Mann zu hören.

Der Führer spricht. Er steht auf dem blumengeschmückten Podium und schmettert die alten wuchtigen Parolen in die begeisterten Massen: „Bürger, hört auf Bürger zu sein, dann wird der Arbeiter aufhören Proletarier zu sein. Werdet wieder Deutsche!" Tausende erwerbsloser Arbeiter fiebern ihm entgegen und jubeln auf, als er spricht: „Es ist nicht so wichtig, daß ich zur Wahl komme, als daß ich das halte und erfülle, was ich meinen Arbeitern, Bauern und Mittelständlern versprochen habe!" ...

Mitten in diesem Erlebnis der Massenkundgebung fällt mir plötzlich ein, daß ja der Führer morgen Abend in Breslau, meiner Heimathauptstadt, sprechen soll. Donnerwetter, du willst doch morgen früh selbst mit der Bahn deine schlesische Wahlversammlungsreise antreten, — denke ich — wie wär's, wenn du mit dem Flugzeug des Führers mitfliegen könntest? Und schon ist der Gedanke, so kühn und anscheinend unerfüllbar, in die Bahn der Erfüllung eingelenkt. Rasch einen Zettel dem Gauleiter geschrieben, der muß ihn dem Führer vermitteln. Meine Augen hängen am Führer. Wird er einwilligen? Ist überhaupt noch Platz im Flugzeug? — „Du Tor, was wagst du nur zu träumen", — sagt die eine Stimme in mir, — die andere: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!" Also einfach ran an den Führer.

Im Deutschlandlied klingt die Kundgebung unter rasender Begeisterung der Zwölftausend aus. — Ich zwänge mich durch die SS.-Kette, — da flitzt der Gauleiter gerade in den Wagen, der Führer sitzt schon darin. „Kann ich mit?" ...? — Im Zuklappen der Wagentür und Anbrummen des Motors höre ich noch: „Morgen früh nach Königsberg!" In mir jubelt es schon siegesgewiß.

Draußen peitscht der Regen durch die Nacht, als ich zum Bahnhof eile, um nach Hause zu fahren.

Am anderen Morgen um 5 Uhr — Der Bummelzug fährt mir viel zu langsam. In den Mantel gehüllt, sitze ich schläfrig träumend allein im Abteil. Die ewige Nachtstunde hat mich nicht schlafen lassen. — Zwei Stunden später, im Eilzug nach Königsberg wird es in mir lebendiger. Ich bin schon in Gedanken über den Wolken, über dem polnischen Korridor und dann über dem schlesischen Heimatland. Heimat! O, der Gedanke, dich wiederzusehen vom Flugzeug aus, in dem ich zusammen mit dem Manne meines höchsten Ideals über dich dahinfliege! Heimat, du stießest mich einst vor Jahren von dir ab, als reifes Samenkorn, das nunmehr draußen in der Welt sich eine neue Heimat suchen sollte. Jedoch: „Von dir, von dir nur träumte, wo still ich ging und stand, mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!" —

Gegen die Scheiben des Abteilfensters presse ich meine heiße Stirn. Tränen wollen mir hochsteigen. Ich schüttelte den Kopf. Narr du, vielleicht wird gar nichts daraus. Aber die Stimme in mir dringt durch: „Halt dich dran!" Und dann endlich sind die Stunden bangen Wartens vorüber.

Der Gepäckwagen hat meinen Rucksack schon längst nach dem Flughafen mitgenommen, trotzdem es noch gar nicht feststeht, ob ich mitkomme.

Draußen vor dem Zentralhotel wartet eine vielhundertköpfige Menge. Schupo und SS. halten sie zurück.

Jetzt kommt der Augenblick der Entscheidung. Der Führer erscheint plötzlich im Treppenflur. Kommandos der SS., Hackenklappen, Photographen heben ihre Kameras. — Ich sehe das alles nicht. Stürze auf den Führer los. Ein Schauer durchzuckt meinen Körper, da mich seine ernst und doch so gütig strahlenden Augen anschauen: „Also Sie sind der Patient, der mitfahren will? — das wird nicht gehen!" — Das ist nicht möglich, diese Augen können meine Bitte nicht abschlagen: „Mein Führer, erfüllen Sie mir die größte Bitte, nehmen Sie mich mit!" Da greift rettend der schmunzelnde Gauleiter ein: „Also die Verantwortung übernimmt er selbst, den Revers hat er schon unterschrieben." „Na, dann machen Sie mir nur nicht die luftige Stube voll, wir haben heute schweren Sturm, das ist keine Vergnügungsfahrt." Zum Gauleiter Koch: „Ja, Platz ist noch, wir sind 14 Mann."

Also doch!

Schon jubeln Heilrufe der Menge draußen dem Führer zum Abschied. Blumen fliegen durch die Luft — im letzten Auto finde ich noch einen Platz. Im Nu sind wir draußen auf dem Flughafen. Vor der großen Halle steht zitternd mit brausenden Motoren die dreimotorige Maschine des Führers. Durch den Propellerlärm dröhnen wieder die Heilrufe einer dichtdrängenden Menschenmenge. — Erstaunt, ungläubig schütteln mir die bekannten Amtsleiter der Gauleitung zum Abschied die Hand. — Die angetretenen Ehrenformationen der SA. und SS. stehen in strammer Haltung, mit leuchtenden Augen und grüßen den Führer.

Schneller als gedacht ist die Begleitmannschaft in den wartenden Riesenvogel geklettert. Plötzlich werde auch ich den um die Nase wehenden Wind gewahr. Der Gauleiter mahnt: „Na, machen Sie nur, daß Sie reinkommen in die Kiste, die fliegt schneller ab, als Sie denken, sonst bleiben Sie hier." Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Eben ist der Adjutant des Führers, Pg. Brückner, eingestiegen, lachend winkt er zurück. Hinter dem Führer klettere ich als letzter hinein. Da liegt auch schon mein Rucksack. „Suchens nur a Plätzle, ganz gleich, welches S' nehmen", spricht mich die Stimme eines lustig dreinschauenden SS.-Mannes an! Es ist Pg. Schaub, der ständige Begleiter des Führers. Eine Weile beäuge ich erst einmal das Innere des Vogels. Donnerwetter, wieviel sind wir denn? Vorn in der Führerkabine sitzt der Flugkapitän Pg. Bauer mit zwei Maschinisten. Gleich vorn rechts auf dem ersten Platz hat der Führer seinen Sitz genommen, neben ihm links sein Adjutant. Zwischen zwei schmalen Sitzen läuft ein schmaler Gang durch die Mitte des Rumpfes. Ich setze mich auf den zweiten Platz hinter dem Führer. Vor mir sitzt Pg. Dietrich (der heutige Reichspressechef), links neben ihm der Parteipresse-Photograph Pg. Hoffmann. Neben mir an der linken Seite hat Pg. Dr. Hanfstaengl Platz genommen. Hinter mir sitzen Pg. Schaub und die übrigen Begleiter. — Das Innere des Flugzeuges ähnelt dem eines schmalen D-Zugwagens. Die halb liegend nach hinten geneigten Sessel haben weiche Lederpolster und sind mit Leibgurten versehen, zur Sicherheit der Fluggäste. Jeder Sitz hat einen Luftventilator. Eine Ledertasche für jeden Fluggast enthält vorsorglich steife Papiertüten. Wozu diese bestimmt sind, sollte ich noch im Laufe der Zeit zu meinem Grausen erfahren. „Kotzen's mi aber net in's G'nick, wenn's droben anfängt zu schaukeln", lachte mich wieder der SS.-Mann, Pg. Schaub, an. Die anderen fallen auch gleich in die Prophezeiung der Luftkrankheit ein.

Die Tür ist schon geschlossen, es soll losgehen. Auf einmal wird noch nach einem Namen gefragt. Oh weh, der ist noch nicht drin. Aber schon kommt er angepustet und schimpft auf bayrisch was von „Sakra, saudumm" usw. durcheinander; der Auto-

## Schwur

Und reißt ihr uns auch hart entzwei
Durch Grenzen und durch Schranken,
Wir bleiben doch einander treu
In Liebe, ohne Wanken.

O Oberschlesien! Heimatland!
Ob hüben oder drüben,
Umschlingt uns ein gemeinsam Band:
Des Deutschtums heißes Lieben.

Du armes Land! Du reiches Land,
Wo Flammenöfen brennen!
Wir schwör'n aufs neu mit Herz und Hand:
Kein Grenzpfahl soll uns trennen.

Benno Hein, Beuthen

Aus: „Das Erlebnis der oberschlesischen Volksabstimmung". Sonderdruck der Monatszeitschrift „Der Oberschlesier", Märzheft 1931

fahrer hatte ihn falsch gefahren, und so kam er gerade noch im letzten Augenblick zurecht. Der Flugkapitän kontrolliert noch einmal die Kabine. Mir fährt ein Schreck durch alle Glieder. Sollte ich doch noch am Ende überzählig sein? Aber es sind gerade alle Plätze besetzt.

Stärker und stärker brausen die drei Motoren. Draußen stehen flaggenwinkende Luftpolizeibeamte und geben das Abflugzeichen.

Jetzt erst überwältigt mich das Gefühl der Sicherheit, wirklich im Hitler-Flugzeug zu sitzen und mit nach Schlesien zu fliegen. In mir jubelt und jauchzt es wie kaum in meinem Leben. Ich winke so gut ich kann zum Fenster hinaus, den draußen winkenden Parteigenossen zu. Gauleiter K o ch und Gruppenführer L i tz m a n n stehen mit erhobenem Arm und um sie herum der Stab von Amtswaltern, SA.- und SS.-Männern. — Der Führer schaut ruhig und ernst hinaus und winkt nur kurz mit der Hand. Dann nimmt er sofort die neueste Nummer der Ostpreußischen Gauzeitung, die ihm eben frisch vom Druck zum Lesen mitgegeben wurde und vertieft sich in ihr Studium.

Derweilen rollt das Flugzeug bis ans andere Ende des Flugplatzes, macht kehrt, um nun mit gewaltiger Geschwindigkeit gegen den Wind aufzusteigen. „Sie bewegt sich, schwebt!" Die Erde bleibt zurück. Plötzlich Sonnenschein, glitzernde Dächer, ragende Türme, spiegelnde Wasserflächen. — Unter uns der Flughafen, da im Häusermeer das Königsberger Schloß, der Hafen, rauchende Schlote, der Hauptbahnhof und dann hinaus übers grüne Land, durchzogen von silbernen Bändern. Herrlich! Herrlich! „Sind's noch nie g'flogen?" „Nein!" — Fast wundere ich mich über die anscheinende Gleichgültigkeit der anderen Kabinengefährten. Alle lesen die Zeitung, während sich draußen das herrlichste Bild zeigt. Aber mir fällt ein, daß sie ja alle Tage dasselbe Bild erleben, vielleicht oft noch schöner, wenn im Reich drüben die Berg- und Seenlandschaften, dazu mit schönsten Wolkengebilden, das schauende Auge erfreuen. Für mich ist es ein unfaßbares Erlebnis! Bald schau ich rechts, bald links hinaus und hinunter. Noch sind wir nur wenige hundert Meter hoch. Bald steigen wir langsam an über tausend Meter. Unter uns wird die Landschaft immer zierlicher. Da liegen sie, die ostpreußischen Bauernhöfe, kleiner als Streichholzschachteln, und eines lieblicher als das andere. Menschen sind kaum noch zu erkennen. Aber da! Der Schienenstrang nach E l b i n g ! Ein D-Zug rast dahin, wie das niedlichste Kinderspielzeug. Und auf dem Haff die kleinen Fischerboote — und das Meer! — Weiße Gischtkronen wirft der Sturm ans Land. Weit draußen muß es gehörig schaukeln heut.

Nach der ersten Freude am Bild da draußen, halte ich eingehend Umschau in der Kabine. Schade, daß man sich nicht, oder nur wenig (wegen des Propellerlärmes) unterhalten kann. Der lustige bayrische SS.-Mann reicht mir die vom Führer ausgelesene Zeitung. Hinter mir schnarchen bereits zwei Mann schlafend in ihren Sesseln, — die dauernde Raserei und die Nachtanstrengung der Versammlungen hat sie übermüdet.

Der Führer selbst hat erst eine Zeitung nach der anderen gelesen, dann blickt er eine Weile schweigend zum Fenster hinaus in die blaue Flut der Ostsee. In seinen blauen Augen, die ernst ins Weite starren, spiegelt sich das Schicksal seines Volkes wider. Ernst, hart und doch zukunftsstark und gläubig. Dann schaut er auf das Land hinunter, über dessen fleißige Bauernhöfe wir nun hinwegbrausen. Man spürt ordentlich, was in ihm vorgeht beim Anblick dieses preußischen Siedlungslandes, nunmehr als „Polnischer Korridor" zwischen Ostpreußen und dem Reich gelegen. — —

Eben bringt der Flugkapitän Pg. B a u e r den ersten Standbericht und ruft, — nein, er schreit laut in den Propellerlärm hinein: „Wir haben noch starken Sturm zu erwarten!" Der Führer schaut sich um und winkt mir freundlich zu. Nach einer Weile sehe ich ihn in Unterhaltung mit dem Adjutanten B r ü ck n e r. Sie müssen sich die Worte in die Ohren schreien, so laut lärmen die Propeller.

Ich fühle mich glücklich, wenigstens in unmittelbarer Nähe hier oben im Flugzeug stundenlang den Führer und seine Begleiter beobachten zu können. Natürlich und ungezwungen wirkt ihr wahres Wesen. Und es ist, wie immer, wo der Führer im Volke steht: Dieselbe Entschlossenheit im Gesichtsausdruck, Herzlichkeit und Güte, und neben ihm der kraftstrotzende Hühne von Gestalt, der Frontsoldat B r ü ck n e r. Strahlende durchdringende Augen schauen einen an bis auf die Seele. —

Jetzt nimmt der Führer ein Buch in die Hand und schlägt es auf. An der Illustration erkenne ich: „Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes." — Also das ist des Führers Unterhaltungslektüre während des Fluges. Mit Brückner zusammen vergleicht er Kopf und Gestalten der abgebildeten Personen. Sicher schaut der Führer an Hand dieser Rassenkunde sich jeden Volksstamm genau an, bei dem er Tag für Tag weilt. Gestern in Ostpreußen, heut in Schlesien, morgen — —?

Der Flugkapitän erscheint. Interessiert läßt sich der Führer von dem Stand der Maschine berichten. Eifrig studiert er die Flugkarte.

Auf einmal fängt die Kiste an zu schaukeln. Vor uns steht eine dunkelgraue Wand, und es dauert auch nicht lange, da jagen Wolkenfetzen an uns vorbei. Rucks. Hopla, wir sacken zehn Meter tief ab! Rucks! Jetzt zehn Meter hinauf, vielleicht waren es noch mehr, aber mein Magen, — noch mehr sein Inhalt, — es ist bei jedem Ruck, als ob der Magen oben oder unten blieb. Plötzlich steigen mir dieselben Gefühle herauf, wie bei der letzten Seekrankheit zwischen Swinemünde und Danzig. Und da geht's auch schon los. Vorsorglich reicht mir Pg. Dietrich eine von den Papiertüten. Verständnisinniges Grinsen ringsum. Sogar der Führer und Brückner schauen sich nach mir um und lachen. Jetzt geht mein Magen über Bord! — Am Ende des Fluges hatte ich eine Batterie mehr oder weniger angefüllter Tüten um mich herumstehen. Ich muß wohl kreidebleich geworden sein. Der SS.-Mann bemuttert mich mit besorgtem Gesicht und schraubt meine Rückenlehne zu bequemer Lage zurück. (Später im „J. B." sehe ich mein gottsjämmerliches Gesicht wieder, das Pg. Photo-Hoffmann verewigt hatte.)

Das Schaukeln wird immer toller. Die andern liegen still in ihren Sesseln. Vom Führer sieht nur noch die Lederkappe über der Lehne hervor. Auch er schläft wohl jetzt eine Weile.

Funkspruch: „Soeben das Begleitflugzeug in Breslau gelandet. Wir flogen 260 Kilometer Geschwindigkeit gegen 60 Kilometer Sturmgeschwindigkeit." — Draußen zerrt es an den Tragflächen. Sicher aber arbeiten die Motoren. — Allmählich gewöhnt sich mein Magen an das Geschockel.

Längst haben wir Danzig überflogen, den Korridor mit seinem geraubten deutschen Boden. Die Mark mit ihren Kiefern, Heiden und Seen, den Truppenübungsplatz Hammerstein, bei Neustettin vorbei, Landsberg an der Warthe und nun endlich: Am Horizont zeigt sich eine lange silberne Schlange — die Oder!

Schlesien! Heimat!

Gelbgraue Wolken, durchdrungen von Sonnenstrahlen, unter uns das Land, das einst Friedrich der Große durch seine drei Schlesischen Kriege zum preußischen Brotgebiet sicherte — längs der polnischen Grenze entlang.

Deutlich erkennbar liegt unter uns Grünberg, Glogau, dann Wohlau und jetzt gerade türmt sich wieder eine schwarze Wolkenwand vor uns auf. Ich hoffte, das Riesengebirge zu schauen, aber nichts. Regen peitscht an die Scheiben. Schnell noch vom Führer eine Namensunterschrift als Gruß einem Waldenburger Hitler-Mädel, meiner Braut. (Jetzt meine Frau und Mutter unserer ersten drei Jungen.)

„Achtung fertigmachen!" — Schon fliegen wir einige hundert Meter über Breslau dahin. Gleisanlagen, Fabrikschlote, ein graues Häusermeer. Schade, daß es gerade regnen muß! Der große Vogel senkt sich mit uns in einer schwungvollen Kurve ab. Plötzlich Rasenfläche, und schon setzen die Räder auf. Noch ein Abrollen, dann steht die Maschine.

Draußen wieder dasselbe Bild wie beim Abflug. Braunhemden, schwarze Uniformen der SS. — Die Uhr zeigt kurz nach 16 Uhr, also sind wir etwa drei Stunden geflogen. — Im Nu sind alle Mann draußen und werden begrüßt. Der Führer bleibt bis zuletzt, und ich freue mich, eine Weile allein mit ihm in der Kabine, mich verabschieden zu können. Wie ich meinen Dank ausspreche, schaut er mich nur durchdringend freundlich an. — „Darf ich meinen Waldenburger Bergleuten, zu denen ich morgen in meiner Heimatstadt spreche, Ihre Grüße übermitteln?" — „Ja, grüßen Sie mir Ihre Landsleute und sagen Sie ihnen, ich erwarte, daß die von ihnen immer gezeigte Grundkraft des nationalsozialistischen Kampfes: Glaube, Wille und Treue sich in diesem Wahlkampf zu unserem Siege bewährt." — „Danke, mein Führer!" Nochmals Auge in Auge. Kehrt. Dann springe ich mit meinem Riesenrucksack aus der Kiste.

Da steht auch schon ein Stab von höheren SA.-Führern, einige Mitglieder der schlesischen Gauleitung, und begrüßen den lachend hinter mir aussteigenden Führer. — Es müssen alles alte bekannte Gesichter sein, fast für jeden hat der Führer ein besonderes Wort. Schneidig machen sich die an-

---

## Das Hultschiner Ländchen

Dort, wo der Oppa klares Wasser
Vorbeifließt an des Weinbergs Rand,
Umrahmt von prächt'gen Buchenwäldern,
Da ist Hultschin, mein Heimatland.

Dort, wo ein treues Völklein einigt
Der deutschen Sprache festes Band,
Um seine Zukunft bangt und ringet,
Da ist Hultschin, mein Heimatland.

Hermann Janosch

In: „Oberschlesien nach den Diktaten von Versailles und Genf"

getretenen SS.-Männer in ihren neuen Uniformen. An der Absperrkette stehen Frauen und Kinder mit Blumen. — Nach einem kurzen Aufenthalt werden die bereitstehenden Autos bestiegen, und ab geht es nach der Stadt.

An den Gesichtern der neugierigen Straßenpassanten sieht man die Spannung vor der großen Kundgebung heut abend in der Jahrhunderthalle. Aber erst muß der Führer nach Oppeln. —

Am Freiburger Bahnhof lasse ich mich aussetzen, trinke erst einmal einen heißen Bohnenkaffee, um meine Magenrevolution zu besänftigen, und dann rollen unter mir die Räder der Eisenbahn meiner Heimatstadt Waldenburg entgegen. — —

Am andern Tag spreche ich zu den Kumpels und kann ihnen von meinem Erlebnis mit dem Führer erzählen, das mir in doppeltem Sinn das größte Erlebnis meines Lebens war.

Groß Strehlitzer Heimatkalender 1938

# Oberschlesien und seine Soldaten

Von Oberstleutnant Kirsten

„Es ist allerdings der Militärdienst nicht eine produktive Arbeit, aber er bezweckt und erreicht die Sicherheit des Staates, ohne die produktive Arbeit unmöglich ist; er bildet die Schule für die heranwachsende Generation in Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue: Eigenschaften, die für die spätere produktive Arbeit nicht verlorengehen."

Helmuth von Moltke

Auf den Schlachtfeldern des großen Krieges in Frankreich und Italien, auf den schneebedeckten Feldern Rußlands, stets im Brennpunkt des Kampfes, zäh, treu und genügsam: das war der oberschlesische Soldat des Weltkrieges, das war der oberschlesische Kumpel, der Mann vor dem Hochofen, der Bauer, der Student. Nach dem blutigen Ringen um seine Heimat konnte der Oberschlesier, dessen Waffenstolz ihm stets über alles ging, es lange nicht fassen, daß die stolzen Regimenter seiner alten 12. Division nicht mehr sein sollten.

Über ein Jahrzehnt lagen die Grenzen des oberschlesischen Landes fast jeden Schutzes entblößt; unerträglich war das Gefühl, daß das Heimatland, daß der friedliche Aufbau der Nation mitten im Kreise waffenklirrender Staaten jedem feindlichen Zugriff preisgegeben lag.

Das Glaubensbekenntnis des deutschen Soldaten, das der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht auf dem Reichsparteitag der Ehre 1936 seinen feldgrauen Kolonnen zurief:

Wache zu stehen vor unserer Arbeit!
Wache zu stehen vor unserem Volk!
Wache zu stehen vor unserem Deutschland!

sind Worte, die gerade in der oberschlesischen Grenzbevölkerung ein starkes Echo gefunden haben. Dank der erzieherischen Wirkung des Nationalsozialismus weiß heute der Bauer so gut wie der Arbeiter, der Techniker so gut wie der Künstler, der Unternehmer so gut wie der Gelehrte, daß all sein Schaffen, sein Erfolg und sein Leben sinnlos werden kann, wenn keine Wehrmacht diese nationalen Werte und Güter schützt und erhält. Und so sieht der Oberschlesier in seinen Feldgrauen: „Soldaten auf Vorposten!" So blickt er zu seiner innerlich sauberen und äußerlich starken Wehrmacht vertrauensvoll auf, er liebt sie, er lebt mit ihr.

Ein Bild, das man täglich in Oberschlesiens neuen Garnisonen sehen kann:

Im frühen Morgengrauen eilen die Scharen der Werktätigen zu ihren Betrieben. Da klingt um die Ecke Marschmusik: Ein Bataillon rückt zum Felddienst aus. Wie leuchten dann die Augen der alten Soldaten, wenn sie ihr Bataillon im Schritt und Tritt sehen! Wie eilen die Gedanken zurück an die eigene schöne Dienstzeit, an frohe und harte Stunden im bunten und feldgrauen Rock.

**Ein anderes Bild:**

Manöver in Oberschlesien! Jeder Oberschlesier ist dabei, jeder wetteifert, seinen Soldaten etwas Gutes antun zu können, um dadurch seine innere Verbundenheit mit der Wehrmacht unter Beweis zu stellen.

Und wie hat sich das Gesicht der oberschlesischen Städte, die wiederum Garnisonen haben, geändert. Wie viele Berufe und Betriebe verdanken ihren Soldaten wirtschaftlichen Aufstieg. Wie kaum jemals zuvor ist heute das Einvernehmen zwischen Soldaten und Bevölkerung in Oberschlesien voller Herzlichkeit. Wie könnte es auch anders sein im nationalsozialistischen Staate, dessen größtes Ver-



dienst unlängst auf eine kurze Formel gebracht wurde: „Er habe dem deutschen Volke die soldatische Haltung wiedergegeben!"

Die Jugend von heute drängt sich begeistert zum Dienst in der Wehrmacht, die ihr durch unbedingte und restlose Pflichterfüllung Vorbild ist. Sie lebt mit ihren Soldaten, denn noch nie hat die Erziehung der deutschen Jugend so in das Soldatentum gemündet.

Die Wehrmacht ist ein Teil des Volkes. „Die Wurzeln ihrer Kraft liegen in ihrer ruhmreichen Vergangenheit, im deutschen Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit", so steht es in den „Pflichten des deutschen Soldaten". „Die Partei gibt das Heer dem Volk, und das Volk gibt dem Heer die Soldaten, beide gemeinsam aber geben dem Deutschen Reiche die Sicherheit, seine innere Ruhe und die Kraft zu seiner Behauptung."

Diese Führerworte vom Parteitag 1935 finden ihre Krönung in der Verschmelzung von Wehrmacht und Volk. Sie sind vom oberschlesischen Volke tiefinnerlich empfunden. Das oberschlesische Volk steht zu seiner Wehrmacht und liebt seine Soldaten!

Groß Strehlitzer Heimatkalender 1938

---

**Kameraden, die Trompete ruft**

Kameraden, die Trompete ruft,
Heute heißt es wandern!
Morgen scheint die Sonne uns
In Rußland oder Flandern.

G. W. Hornessen
Aus Festprogramm Sängerbundesfest Breslau

# Grenzland OS.

Du bist kein Lenzland.
Trotz deines Wälderschweigens
und der gärenden Kraft deiner Frühlinge.
Früh ertaubt der Schmelz deiner Lenze.
Rauchgeflaggt ist der Horizont
im Zickzack der Polengrenze.
Und der Frühjahre wechselnder Glanz,
der dich immer noch reich übersonnt,
ist ein quälender Tanz.

Du bist kein Lenzland.
Steilschrift aus Eisen und Quadern
zeichnet den östlichen Himmel.
Heimat!
Zu viele saugen aus deinen Adern —
und ein Wort springt auf
wie ein witternder Grubenschimmel:
Grenzland!

Hans Niekrawietz
Aus „Strophen von heut" — Oberschlesierverlag

# Oberschlesiens deutsches Gesicht

Karl Sczodrok

Im Gesicht eines Menschen, in seinen einzelnen Zügen ist ausgeprägt, woher dieser Mensch kommt und was er erlebte, was er denkt, fühlt und will. Das Menschenantlitz sagt uns zumeist, wes Geistes Kind dieser Mensch ist. So gibt schon ein erster Blick ins Antlitz Oberschlesiens die starke Gewißheit: Hier ist deutsches Land!

Wie die Runen und Falten in einem Menschengesicht von seinen Lebensschicksalen, guten und bösen, erzählen, so ähnlich können wir die deutsche Art unserer Heimat zunächst aus ihrer Vergangenheit deuten. Wir Deutsche haben in Oberschlesien das Recht der Erstgeburt. Die Germanen sind das erste geschichtliche Volk auf dem Boden unserer Heimat, genau so wie im übrigen Schlesien und im ganzen deutschen Osten. Tausend Jahre, etwa von 500 vor bis mindestens 500 nach Chr., wohnten germanische Stämme in Oberschlesien. Es siedelten hier insbesondere die wagemutigen Wandalen als seßhafte Bauern mit einer hochstehenden und urwüchsigen Bauernkultur, wie es die vielen germanischen Funde gerade in der letzten Zeit immer wieder von neuem einwandfrei und ganz eindringlich kundtun. So ist auch der Name Schlesien germanischen Ursprungs. Auch die sogenannte slawische Zeit in Schlesien ist erfüllt von germanischen Einflüssen. Ich erinnere nur an die großen Oppelner Ausgrabungen unter dem ehemaligen Piastenschloß, wo unverkennbar Einflüsse des germanischen Nordens und Westens, insbesondere der Wikinger, festgestellt werden konnten. Das tapfere und kluge Geschlecht der Piasten, das während dieser Zeit in Schlesien, auch in Oberschlesien, herrschte, war nach neueren Geschichtsforschungen germanischen Ursprungs und hat staatenbildend gewirkt, wie ja auch das russische Reich von germanischen Nordmännern gegründet worden ist.

Das Wort Deutschland wird dann wieder in Oberschlesien groß geschrieben in den Jahrhunderten des frühen Mittelalters, im 12., 13. und 14. Jahr-

hundert, als die deutsche Rückwanderung, die deutsche Rückbesiedlung des Ostens erfolgte, während jener gewaltigen Volksbewegung, die der Oberschlesier Gustav Freytag als die Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter bezeichnete. Ohne Zutun des Reiches, nur vertrauend auf ihr deutsches Blut und ihre Arbeitskraft, gingen damals Deutsche aller Stämme ins Ostland unter dem Gesang: „Nach Ostland wollen wir reiten" und „In Gottes Namen fahren wir". Die deutschen Siedler gewannen Schlesien, auch Oberschlesien, dieses altgermanische Erbe, dem Deutschtum damals zurück mit der Rodehacke, dem Spaten und dem eisernen Pflug. Die deutschen Siedler nahmen niemandem etwas weg. Sie gründeten ihre Anger-, Reihen- und Straßendörfer und unsere so typischen ostdeutschen Städte als Rodung — „auf grünem Rasen", wie es in den alten Urkunden heißt. Sie waren gerufen worden von den einheimischen Fürsten, den in Deutschland erzogenen, deutschgesinnten und überwiegend deutschblütigen schlesischen Piastenherzögen. Neben der deutschen Tatkraft und dem deutschen Schöpferwillen brachten sie mit das deutsche Recht, Frieden und Wohlstand. „Franken von mancherlei Art, Flamen und Hessen haben, wie man siedlungsgeschichtlich weiß, dem schlesischen Volke das Gesicht gemacht, die Thüringer, der Herzstamm Deutschlands, haben dieses schlesische Gesicht mit wahrnehmbaren Zügen gezeichnet." So schildert Josef Nadler in seinem wertvollen Werk „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes" das Werden des Neustammes der Schlesier. Was slawisch war in Schlesien, das ging, wie nach einem schicksalhaften Naturgesetz, in diesem Neustamm der Schlesier ohne weiteres auf, ebenso wie alles Blut, das etwa noch von der alten Germanenzeit her die Völkerwanderung und die slawische Zeit überdauert hatte. Gerade in dieser glücklichen Mischung ergibt sich hier in Schlesien — wie im deutschen Osten überhaupt — eine ganz neue Offenbarung der deutschen Art, nach Rasse und kultureller Leistung den deutschen Altstämmen zwischen Rhein und Elbe durchaus ebenbürtig.

Gewiß gab es Rückschläge. Ich denke an die Überflutungen der Hussitenjahre und des Dreißigjährigen Krieges. Gewiß haben sich, was das rein Sprachliche anbelangt, in bestimmten Gebieten an der Grenze fremdsprachliche Einflüsse bis heute erhalten. Aber das Sprachliche ist gerade hier in Oberschlesien in keiner Weise ausschlaggebend. Diese deutschslawische Mundart, in der Wissenschaft das Wasserpolnische genannt, unterscheidet sich wesentlich vom Hochpolnischen, so weit, daß im vorigen Jahrhundert die hochpolnische Schriftsprache durch den preußischen Schulrat Bogedein, der selber kein Oberschlesier war und sich während seiner Posener Tätigkeit für das Polnische begeistern ließ, künstlich eingeführt wurde, ein Versuch, der im großen ganzen an dem Widerstand der Bevölkerung scheiterte, der aber doch Grundlagen für die spätere polnische Bewegung in Oberschlesien schuf. Im Abstimmungskampf arbeitete die polnische Propaganda sehr viel mit Flugschriften und Zeitungen in deutscher Sprache, um überhaupt an die Bevölkerung heranzukommen. Bei jener unerhörten Feuerprobe des Deutschtums in Oberschlesien wurden über 40 Prozent der deutschen Stimmen von diesen sogenannten „zweisprachigen Oberschlesiern" abgegeben, trotzdem damals nach dem Weltkriege, mitten im deutschen Zusammenbruch, Deutschland tief im Kurse stand und gegenüber den Verlockungen der anderen Seite nicht allzuviel zu bieten in der Lage war. Zu allen Zeiten führen eben auch in diesen Randgebieten das deutsche Blut und der deutsche Kultureinfluß, der beispielsweise durch das große Werk des Alten Fritz eine neue Stärkung erfahren hatte. Deutsches Blut und deutsche Art reichen sogar noch weit über die staatlichen Grenzen hinaus bis tief hinein nach Ost- und Südosteuropa. Dieses Ineinandergreifen und diese Verzahnung zwischen deutschem und slawischem Volkstum, die es an einigen Stellen so schwer macht, politisch einen scharfen und eindeutigen Trennungsstrich zu ziehen, braucht sich nicht immer in feindseligen Auseinandersetzungen auszuwirken, sie kann sich vielmehr — und das wünschen wir gerade heute — in einem friedlichen und gutnachbarlichen gegenseitigen Geben und Nehmen bewähren, als eine willkommene Brücke zwischen zwei gesunden und regsamen Völkern. Jeder einzelne aber, der mit Oberschlesien zu tun hat, wird es wie das kleine Einmaleins auswendig lernen müssen, daß man in Oberschlesien Sprache und slawisch klingende Namen nicht gleich Volkstum und Gesinnung setzen darf. Gesinnungsmäßig bekannten sich innerhalb der Provinz Oberschlesien bei der letzten Wahl, deren Ergebnisse hier herangezogen werden können — bei der Reichstagswahl 1932 — nur 15 000 Menschen zur polnischen Minderheit, das sind 2,1 Prozent gegenüber 97,9 Prozent der deutschen Stimmen. Die Oberschlesier sind nach Blut und Geschichte, nach Leistung und Gesinnung vollgültige und ebenbürtige Mitglieder der schlesischen und der deutschen Volks- und Schicksalsgemeinschaft. In Oberschlesien ist im Laufe der Jahrhunderte sehr viel Deutschtum verschüttet worden, mehr, als unsere Schulweisheit es sich träumen läßt. In Oberschlesien ist ein starkes und besonders tatkräftiges deutsches Volkstum am Werke. Es ist dasselbe Volkstum wie in Niederschlesien, nur mit dem Unterschiede, daß im Breslauer

Schlesien die Stammesbildung abgeschlossen ist, während sie sich in einigen Teilen Oberschlesiens noch in Fluß befindet.

Wie stark das deutsche Volkstum in Oberschlesien ist, das künden die Dorf- und Stadtanlagen, die fränkischen Gehöfte und ihre fränkischen Hoftore, die typisch deutschen Speicherbauten, „Laimes" oder „Lehmsel" genannt, die Bildstöcke, die Holz- und Steinkreuze ebenso wie die altehrwürdigen großen Bauten, auf die Oberschlesien mit Recht stolz ist.

Nur ein schaffensfrohes Bürgertum konnte jene kirchlichen und weltlichen Bauwerke der Gotik und des Barock gestalten, die wir so sehr lieben. Alle diese Bauwerke sind beeinflußt vom deutschen Mutterlande aus, sind deutsche Werke durch und durch. So kam die Gotik vom Westen, beispielsweise über Obersachsen, zu uns, um dann weiterzuwirken bis tief nach Polen hinein in das damals deutsche Krakau und noch darüber hinaus, wie unter anderem ein Studium der Allerheiligenkirche in Gleiwitz kundgibt. Die herrliche Jakobuskirche in Neisse, im Volksmund die „Große Kirche" genannt, läßt Verbindungen mit Süddeutschland erkennen. Der oberschlesische Barock hat seine Wiege in Österreich und in Böhmen. Wien und Prag gaben ihm das Gepräge. Diese Kunstformen sind bei uns zwar getragen auch von landschaftlich gebundenen Triebkräften, die aber immer wieder mit der mittel- und süddeutschen Art zusammenklingen, weil eben der Neustamm der Schlesier die Blutverwandtschaft mit den deutschen Altstämmen niemals verleugnen kann. Man denke weiterhin an die deutsche Prägung unserer festen Burgen und prächtigen Schlösser und an die deutschen Gutshöfe. Von den alten Burgen unseres Landes ist neben Ottmachau, der alten Kastellanei, zeitweise im Besitze Wilhelms von Humboldt, die Burg von Tost am meisten bekannt. Von den schlesischen Piastenherzögen an der alten Handelsstraße Breslau-Krakau als Schutz- und Trutzburg gebaut, wurde die vielzinnige Burg, nach der Marienburg die größte in ganz Ostdeutschland, in Gedichten laut gefeiert, bis sie im Anfange des 19. Jahrhunderts einem großen Feuer zum Opfer fiel. Oder man denke an die alten oberschlesischen Industriebauten, die um 1800 einen besonderen und neuen, rein deutschen Typ darstellen, der sich von Oberschlesien aus weithin, auch nach dem deutschen Westen, verbreitet.

Etwas ganz Eigenartiges sind die liebreizenden und heute noch zahlreichen Holzkirchen Oberschlesiens. Der Holzreichtum des Landes hat den Schrotholzbau begünstigt. Der Zusammenklang mit der Landschaft und die schlichte Zweckmäßigkeit der Holzkirchen geben beste künstlerische Stimmungen und fesseln das Gemüt. „Germanische Kinder in slawischem Gewande" hat man diese Holzkirchen genannt und sie geschildert als ein „Denkmal altgermanischer Baukunst". Die Holzkirchen sind ein Musterbeispiel dafür, wie im Grenzland Oberschlesien zwar ganz friedlich deutsche Art mit slawischen Elementen sich mischte, wie aber auch hier das deutsche Gesicht durch alle Zeiten gewahrt blieb, ähnlich wie auch die Märchen und Sagen in der oberschlesischen Mundart durchaus im deutschen Kulturkreis wurzeln. Julius Roger, ein deutscher Arzt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, hat die Volkslieder in der oberschlesischen Mundart gesammelt, und kein Geringerer als Hoffmann von Fallersleben hat sie dem deutschen Volke mit Lob und Anerkennung vorgestellt.

Die Zukunft unserer oberschlesischen Ecke wird wesentlich bestimmt werden vom oberschlesischen Bauern und Kumpel. Unsere einfachen Bauern mit ihren Frauen und vielen Kindern, diese fleißigen und harten und doch wieder kindhaft weichen, vertrauensseligen Menschen mit ihrem starken Festhalten an alten Sitten und Bräuchen sind für den Aufbau des neuen Deutschland ein festes Fundament, vorausgesetzt, daß wir ihre Seele zu halten verstehen. Neben dem Bauern steht der oberschlesische Bergmann, der Kumpel. Vielleicht, wie der Bauer auch, zunächst gegen Fremde mißtrauisch, aber treu wie Gold, wo er vertrauen darf und wo man sein Menschentum achtet, ein Schwerarbeiter, der keine Gefahren seines harten Berufes scheut, ein guter Kamerad, wie die erschütternden Schilderungen oberschlesischer Grubenunglücke es beweisen. Dieser oberschlesische Kumpel besitzt ein vorbildliches Einordnungsgefühl und ist ein tapferer Soldat. Das Heldentum der oberschlesischen Regimenter im Weltkriege wird unvergessen bleiben. Diese Oberschlesier zeichnen sich durch Anstelligkeit und praktischen Sinn aus.

Man hat früher breiten Volksschichten in Oberschlesien vorgeworfen, sie wären dem Trunke ergeben. Es ist auch bekannt, daß im vorigen Jahrhundert die Typhusseuchen infolge des Genusses von Fusel einen guten Nährboden fanden und gegen Schnaps und Seuchen in Oberschlesien der rühmlich bekannte deutsche Naturforscher Virchow und der Geistliche Fietzek in Deutsch-Piekar einen großangelegten Kampf führten. Es wäre aber grundfalsch, diese Krebsschäden im Volkscharakter suchen zu wollen. Man hörte auch vielfach, der Oberschlesier könne nicht wirtschaften. Tatsächlich ging es besonders an den Lohntagen vor dem Kriege im oberschlesischen Industriegebiet herrlich und in Freuden her, und das Wort Vorschuß war sehr beliebt. Diese Neigungen sind aber, ebenso wie ein



Aufn.: Dr. Pampuch

Ein Erbhofbauer aus einer Freibauernfamilie
Trotz der 70 Jahre ist das Gesicht wie gemeißelt und die Augen klar und hart

schlesiens denken, an die oberschlesischen Tondichter oder an Oberschlesiens Schriftsteller, immer wieder können wir einen ganz überraschend kräftigen und vielfältigen deutschen Aufbruch feststellen, und immer wieder sind es gerade die schöpferischen Kräfte aus dem sogenannten „zweisprachigen" Volkstum, die, ganz erfüllt von Heimatliebe und Treue zu Land und Leuten, ihr Deutschtum unter Beweis stellen und durch ihr ganzes Tun und Streben wie Joseph von Eichendorff, der beste Sohn unseres heimischen Volkstums, bekennen: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!"

Oberschlesien ist deutsche Front, Sappe und Schützengraben. Kein Wunder, daß sein Gesicht, wie es bei unseren Frontsoldaten auch war, nicht immer glatt, gepflegt und ausgeglichen sein kann. Und so, wie die Frontsoldaten in der Heimat und in der Familie gerade wegen ihrer Schrammen und Narben, wegen des Granattrichter- und Schützengrabendreckes, der ihnen noch auf der Heimreise anhing, herzlich und mit heiliger Liebe und Verehrung willkommen geheißen wurden, so wird auch der Oberschlesier, den ein hartes Grenzlandschicksal formt, bei der deutschen Mutter und im deutschen Vaterhause liebevolle Aufnahme und Hochachtung erwarten dürfen, bei allen deutschen Volksgenossen, die das Wort Volkstum und Vaterland nicht nur auf den Lippen führen, sondern von diesen großen und größten Dingen dieses Lebens wie von einem kostbaren Kleinod und Gralsgut erfüllt sind.

„Dein Antlitz trügt nicht, Heimatland!"

Aus: „Der Oberschlesier", 18. Jahrg., Heft 1, 1936



Dorfstraße in Alt Schalkendorf — Aufn. Dr. Birke, Breslau

## Lied in Oberschlesien

**Auf den Feldern ziehn die Pferde**
**Bauern schreiten hinterm Pflug,**
**Den vom Erz der Heimaterde**
**Eines Bruders Hammer schlug.**
**Und der Himmel, weit gespannt,**
**Hält in seinem Arm das Land.**

**Räder surren in den Werken,**
**Still im Felde keimt die Saat,**
**Allen uns den Arm zu stärken,**
**Reift das Korn zum Tag der Mahd.**
**Himmel, bist so weit gespannt,**
**Nimm in deinen Arm das Land!**

**Mit den Wolken, die wir schauen,**
**Wandernd unsre Sehnsucht geht.**
**Und die Glocken, hoch im Blauen,**
**Rufen alle zum Gebet.**
**Himmel halte deine Hand**
**Segnend über unser Land!**

Georg Battel

Veröffentlicht im Oppelner Heimatkalender für 1930, S. 79

# Wie spricht der Oberschlesier?

Von F. Flott

„Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben."

G. Freytag

Darüber gibt es viele Unklarheiten. Ich will euch deshalb, weil ich Oberschlesier bin und die Menschen dort ganz genau kenne, diese Frage beantworten: „Der Oberschlesier spricht deutsch. Nur deutsch spricht er hauptsächlich in den Kreisen links der Oder, um Neisse, Leobschütz, Grottkau, Falkenberg, Neustadt und im Kreise Kreuzburg, in den Städten und in den Siedlungen Friedrichs des Großen. In den Kreisen rechts der Oder, um Oppeln, Groß Strehlitz, Rosenberg, Guttentag, Gleiwitz, Cosel und Ratibor spricht ein Teil der Bevölkerung neben der deutschen Sprache eine Mischsprache, die sich aus slawisch und deutsch zusammensetzt und die wir „oberschlesisch" nennen."

So oft hört man, der Oberschlesier spricht polnisch oder auch, er spricht wasserpolnisch — seht, liebe Jungen und Mädel, das ist nicht richtig. Denn dieses Wasserpolnisch, das der Oberschlesier spricht, unterscheidet sich ganz grundsätzlich vom Hochpolnischen. Habt ihr schon einmal gehört, wenn einer Hochpolnisch gesprochen hat? Das versteht ihr nicht. Wollt ihr es verstehen, dann müßt ihr es lernen, und zwar in Wort und Schrift. Das „Polnisch", das man in den einzelnen Kreisen in Oberschlesien neben dem Deutschen spricht, hat einen großen Teil deutscher Wörter als Bestandteil. Du sagst doch z. B.:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| oberschlesisch | Strachelce (Streichhölzer) | und nicht | zapałki | = hochpolnisch |
| | Lampka | „ „ | żarówka | |
| | Bahnhof | „ „ | dworzec kolejowy | |
| | Zug | „ „ | pociąg | |
| | Dampfer | „ „ | parowieć | |
| | Resa | „ „ | podróz | |

Noch ein Beispiel: den Zur kennt ihr doch alle, der so gut schmeckt, wenn die Mutter ein halbes Meter „Schlesische" hineingibt. Meine Großmutter hat immer ein paar Backpflaumen hineingetan, weil mir das besonders gut geschmeckt hat. Nun paßt auf, dieses Wort ist nicht etwa polnisch, sondern kommt von dem deutschen Worte „sauer" her, denn die Mutter macht ja den Zur aus Sauerteig.

Ein weiteres Beispiel: Wie sagt denn der Vater, wenn die Feuerwehr auf das Haus spritzt?

Er sagt: Feuerwehra spritzuje na Haus. Paßt jetzt gut auf: ich werde diesen Satz in der deutschen, in der polnischen und in der oberschlesischen Sprache aufstellen:

deutsch: Die Feuerwehr spritzt auf das Haus,
oberschlesisch: Feuerwehra spritzuje na Haus,
polnisch: Straż pożarna sika na dom.

Jetzt seht ihr, daß es falsch ist, unser Oberschlesisch als Polnisch zu bezeichnen. Denn das Beispiel zeigt euch ganz genau, welcher Sprache unser Oberschlesisch mehr gleicht. Ich könnte euch viele solcher Sätze nennen.

Dann kennt ihr doch auch die oberschlesischen Namen, zum Beispiel Wistuba, Richtarski, Schaffarczik, Tischbierek, Strohalka, Balzerek, Schultzik. Was meint ihr, was das für Namen sind? Ich werde es euch sagen. Das sind alles deutsche Namen. Der Name Wistuba kommt von wüste Hufe, Richtarski von Richter, Schaffarczik von Schaffer, Tischbierek von Tischbier, Strohalka von Strohhalm, Balzerek von Balzer und Schultzik von Scholz. Seht, das sind Namen, die deutsch waren, die deutsche Menschen getragen haben und die dann später „oberschlesisch" geschrieben wurden. Ich könnte euch Hunderte von solchen Beispielen nennen. Daran seht ihr wiederum, wie falsch es ist, dieses Oberschlesisch als Polnisch und die Menschen, die es sprechen, als Polen zu bezeichnen. Sie sind deutsch, gerade so gut wie die Westfalen, die Berliner und die anderen. Mit ihrem Herzen sind diese Oberschlesier bei Deutschland und haben diese innere Einstellung oft bewiesen. Im Kriege waren die oberschlesischen Soldaten mit die mutigsten. In der Abstimmungszeit haben sie das Land verteidigt. Lest nur dieses Buch, da steht alles drin. In unserem Grenzland kommt es also nicht allein auf die Sprache, sondern auf die innere Einstellung, auf das Herz an. Und dieses Herz schlägt bei uns für Deutschland. — Im Südteil von Ostpreußen wohnen die Masuren, die masurisch sprechen. Das ist ähnlich so wie unser Oberschlesisch. Trotz dieser Sprache sind sie treudeutsch und haben ein deutsches Volkstum. Im Jahre 1920, als es uns Deutschen schlecht ging, sollten die Masuren abstimmen, ob sie zu Polen oder zu Deutschland wollen. Wißt ihr, wie das Ergebnis war? 92,5 v. H. der Bevölkerung in Westpreußen und 97,5 v. H. der Bevölkerung in Allenstein stimmten für Deutschland.

Weil du nun ein Deutscher bist, mußt du auch deine deutsche Sprache pflegen, viel lesen, damit du siehst, wie schön sie ist, wie groß das deutsche Volk

immer war und ist. Wenn du unter Kameraden bist, die oberschlesisch nicht verstehen, oder in die Stadt gehst, dann sprich immer deutsch, denn das verlangt die Höflichkeit von dir. Du kennst ja doch beide Sprachen. So, nun erkläre das alles auch deinen Eltern und Geschwistern, nenne ihnen die angegebenen Beispiele und suche dir selber solche heraus. Sie werden dann einsehen, daß sie neben dem Deutschen o b e r - s c h l e s i s c h sprechen und daß die Bezeichnung „wasserpolnisch" und „polnisch" falsch ist.



Burg Tost OS. Landesfremdenverkehrsverband Breslau

# Die Burgruine Tost

Eine der größten Burgruinen Ostdeutschlands ist die Burgruine Tost. Bereits im Jahre 1201 wird diese Burg erwähnt. Sie hat mit unserer Heimat Oberschlesien die wechselvolle Geschichte der Jahrhunderte erlebt, den Mongolensturm, die Hussitenkriege und den Dreißigjährigen Krieg gesehen. Die Grafen Colonna haben das Schloß umgebaut und zu einem Prachtbau gestaltet. Von 1797 bis 1803 hat der Besitz der Familie von Eichendorff gehört. Der Dichter Eichendorff hat hier seine Jugendzeit verlebt und in seinen Liedern das Schloß besungen.

„Denkst du des Schlosses noch
auf stiller Höh'."

Am Fuße der Burg ist die alte Eichendorffmühle mit dem Mühlrad, das längst nicht mehr geht. Hier soll Eichendorff das Lied gedichtet haben:

„In einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad."

In den späteren Jahren ist das Schloß abgebrannt und steht seitdem als Ruine da. In den Türmen der Ruine hausen die Dohlen. Weit kann man von der Burg in das schöne oberschlesische Land schauen. Viele Sagen sind von der Burg bekannt, so die Sage von dem Schloßschatz, von der goldenen Ente und andere.

Der alte Schloßhof aber ist ein Lieblingsplatz für die Jungen und Mädel, wo sie Volkstänze tanzen, Lagerfeuer anbrennen und die schönen deutschen Lieder singen.

Die Burgruine Tost ist ein beliebtes Reiseziel für die oberschlesische Jugend. Am Fuße der Burg liegt die schöne Jugendherberge, in der man gut Rast halten kann.

F. Flott

---

Ich reise übers grüne Land,
Der Winter ist vergangen.
Hab' um den Hals ein gülden Band
Daran die Laute hangen.

Der Morgen tut ein' roten Schein,
Den recht mein Herze spüret.
Da greif ich in die Saiten ein,
Der liebe Gott mich führet.

So silbern geht der Ströme Lauf,
Fernüber schallt Geläute,
Die Seele ruft in sich: „Glück auf!"
Rings grüßen frohe Leute.

Freiherr von Eichendorff

---

# Singendes Dorf

Wer kann sich unser Dorf ohne Lieder vorstellen und den oberschlesischen Menschen ohne Singen? Da wäre uns einfach ein Stück Heimat genommen, wenn wir stumm werden müßten und dürften den Mund nicht mehr zum Singen auftun, sondern nur noch zum Reden und zum Essen. Als wenn wir uns plötzlich fremd geworden wären. Aber wenn wir singen, gehören wir alle zusammen, und das Dorf ist eine große Familie: alle Herzen sind aufgetan und alle sind miteinander „auf Du". Es ist auch gleich jeder fröhlicher, wenn er singen darf, und das alte Wort hat schon recht: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder."

Darum singt und klingt es auch in unseren oberschlesischen Dörfern vom Morgen bis zum Abend, und selbst der Kutscher auf dem Bock, der Hütejunge beim Vieh und der Kumpel auf dem Rad, wenn er zur Arbeit hereinfährt, alle singen oder pfeifen sich eins und — fühlen sich dann nicht mehr allein. Wo aber mehr zusammenkommen, da hebt das Klingen erst recht an: die Pimpfe auf dem Marsch, die Mädel auf dem Heimabend, die Männer beim Bier, das ganze Dorf auf seinen Gemeinschaftsabenden, wo die Lieder von der Heimat gesungen werden, Volkslieder und deutsche Kampflieder erklingen, oder in der Kirche, wo nun wieder die lieben alten deutschen Weihnachtslieder von der Mutter und dem Kind erzählen. Ganz zu schweigen von den Chören und Gesangvereinen, denn daß die im Singen tüchtig sind, weiß jeder im Dorf.

Wem das rechte Lied nicht zu Herzen geht und in ihm den rechten, guten Menschen, die Treue zur Heimat, die Kameradschaft zum Mitmenschen, die Freude am Leben weckt, sondern es ihn kalt und unbewegt läßt, der ist gar kein rechter Oberschlesier.

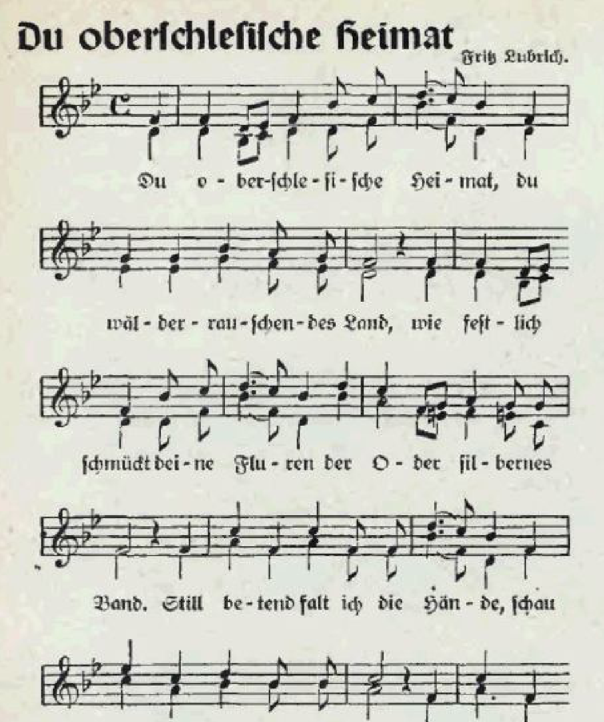
Allen rechten Oberschlesiern klingt es aber tief im Herzen wieder und bewegt sie immer aufs neue, wenn sie nach einem schönen Dorfabend sich die Hände geben zum Abschied und singen, alt und jung, Männer und Frauen, Burschen und Mädel:

„Kein schöner Land in dieser Zeit
als hier das unsre weit und breit."

Walter Erzgraeber

## Du oberschlesische Heimat

Fritz Lubrich.







Grün breiten deine Gefilde sich in der östlichen Mark,
Im Schutze wackerer Männer so eichenrüstig und stark.
Viel tausend fleißige Hände erhalten häusliches Glück,
Das froh aus Seele und Herzen klingt aus dem Worte zurück:
In Treue will ich dich lieben, mein Schwur sei heiliges Pfand!
Du oberschlesische Heimat, du wälderrauschendes Land!

Es wird mein Auge sich schließen dereinst zu ewigem Schlaf,
Vom Todesstrahle geblendet, der manchen Bruder schon traf.
Doch mit ersterbendem Atem bet' ich ein letztes Gebet,
Mit dem mein scheidendes Grüßen im Dämmerdunkel verweht:
Ich habe treu dich geliebet, mein Schwur war heiliges Pfand:
Du oberschlesische Heimat, du wälderrauschendes Land!

Alfred Nowinski

---

# Wunderliches aus einem oberschlesischen Walddorf

Von G. Röhrich

Oberschlesien wird das Land der Denker und Träumer genannt. Hätte ich die Wahrheit dieses Wortes nicht selbst erlebt, ich hätte mich nie bereit erklärt, es zu glauben.



Amt für Kulturpflege der Prov.-Verw. von OS., Breslau

In rascher Fahrt geht es an pflügenden Bauern und duftenden Erdschollen vorbei. Die Herbstsonne hat auch das letzte Bäuerlein herausgelockt, und Männer und Frauen, Kinder und Greise sind bestrebt, vor zu erwartendem Regen die Herbstbestellung zu Ende zu bringen. Endlich ist unser Dorf erreicht. Wir fragen nach dem Gasthaus P. „Immer geradeaus", ist die Antwort. Die Häuser hören auf, wir sind wieder auf einsamer Landstraße. Schon meinen wir falsch gefahren zu sein, als aus einer Talmulde sonnenbeglänzt das rote Dach des Gasthauses zu uns herüberblinzelt. Wirklich, da steht's: „Gasthaus zur guten Hoffnung" des Stephan P. Wir steigen ab und fragen nach dem Saal. „Sie sind ja drin", ist die Antwort. Ein Raum, höchstens 10 Meter im Geviert. Ein Orchestrion nimmt einen guten Teil des Raumes ein. Ein eiserner Ofen in der Mitte, dessen Rohr, an Drähten gehalten, das Zimmer durchquert.

Außerdem vervollständigt die Einrichtung ein großer Schanktisch. Der rührige Lehrer hat in des Saales Ecke ein bescheidenes Podium errichtet, das er uns stolz als Bühne präsentiert. Auch einen ganz beachtlichen Zuschauerraum hat er geschaffen. Alle Stühle der sogenannten guten Stuben haben herhalten müssen, angefangen vom Herrn Lehrer bis zum Dominialkutscher. Hier also sollen wir spielen.

Nachdem wir uns von unserem Erstaunen erholt haben, wird die Bühne mit Vorhängen ausgeschlagen. Eine Latte, von der Bühne über das Orchestrion nach einem Regal hinter dem Schanktisch gelegt und verhangen, grenzt uns eine bescheidene Garderobe ab. Nun kann das Spiel beginnen ...

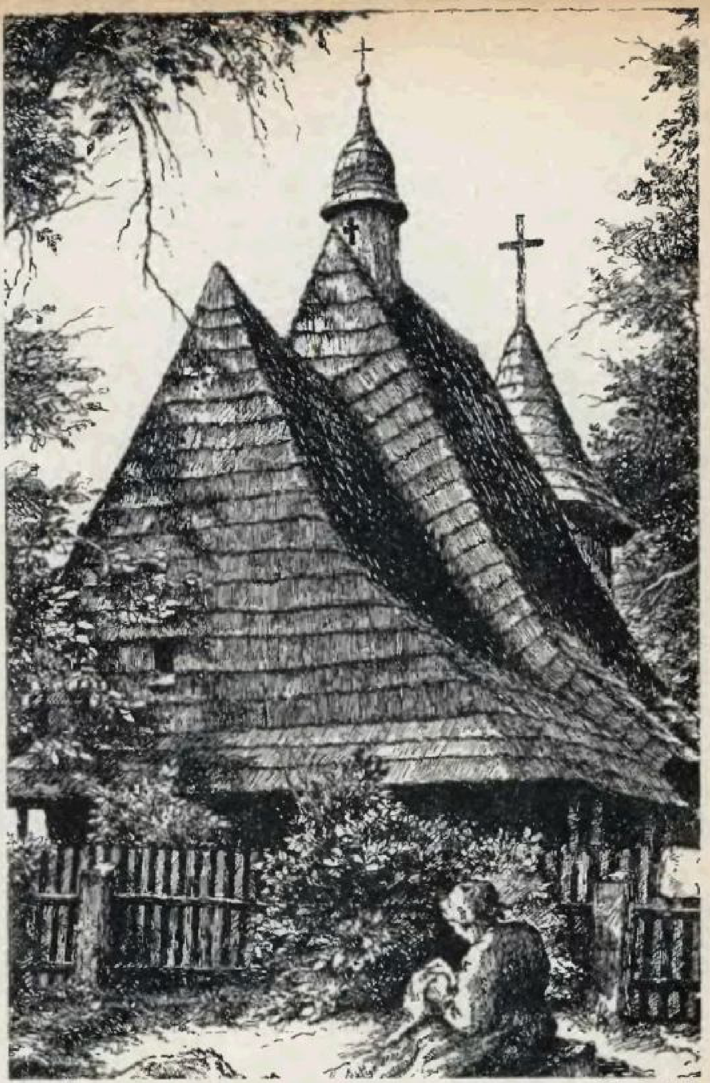
Unsere Zuschauer: 50 Kinder. Zur Feier des Tages haben sie den Sonntagsanzug angelegt, der Herr Lehrer mit Frau und Tochter, der Herr Inspektor, der nur einmal auf einen Sprung hereinkam, zu sehen, was „los sei". Der Wirt mit seinem Hausgesinde und ein Bierkutscher der Schultheiß-Patzenhofer-Bierniederlage aus der Kreisstadt, der gerade ein Viertel abgeladen hat.

Das Spiel beginnt nun wirklich.

Zunächst geht alles ganz gut. Die Kinder strahlen entzückt über des Schneiderleins lustigen Fliegenfang, der Herr Lehrer schmunzelt vergnügt, der Bierkutscher nickt dem Wirt zu, und beide freuen sich über die Maßen ... Dann aber kommen die Riesen, und weil die gar zu grausam aussehen, verlassen ein paar Kleine der vordersten Reihe ihre Plätze, um fluchtartig durch die Tür ins Freie zu gelangen. Die Wirtsfrau will den kleinen Franzek aufhalten, der aber ruft schluchzend: „Ich muß heim, die schnicken sich ja!"

Inzwischen hat unsere Zuschauerschar Erweiterung erfahren. Ein zahnlückiges altes Weiblein mit einem Korb auf dem Arm und ein Bäuerlein mit einem Knotenstock haben sich langsam durch die hintere Tür geschoben. Sie sind gekommen, ihren Sonntagsbraten zu erstehen, denn wie wir feststellen, ist unser Wirt im Nebenberuf Fleischer.

Inzwischen hat die Prinzessin die Bühne betreten und klagt, blumenpflückend, den ganz gerührt zuhörenden Kindern ihr Leid. Mucksmäuschenstill ist es im Saal geworden. In die Stille dröhnen wuchtige Beilschläge ... das Bäuerlein wollte ein Pfund Schweinernes ohne Knochen.



Wie im Märchen wirken die Schrotholzkirchen in der oberschles. Landschaft (Schrotholzkirche in Latscha, Kr. Gleiwitz)

Auf der Bühne klagt der dicke Ritter Veit dem vom Gram gebeugten Papa König seinen Liebesschmerz. Dazwischen zischt der Bierhahn ... der Herr Inspektor hat Durst bekommen.

Das Spiel geht weiter. Die Riesen, die dem Königsschloß raubend einen Besuch abgestattet haben, sitzen mit ihrer Beute im schattigen Wald. Das Schneiderlein neckt sie durcheinander. Ein wütender Kampf beginnt, und ein Riese, vor dem anderen flüchtend, setzt durch das offene Fenster hindurch in eine zischende Gänseherde hinein. Ein wüstes Geschnatter bricht los. Freund Waldmann, der bisher friedlich schlummernd unter dem Stuhl des Wirtstöchterchens gelegen hat, jault auf und jagt dem kämpfenden, von einer Gänseherde verfolgten Riesen durch das Fenster nach. — Der Herr Inspektor schüttelt sich vor Lachen und läßt dabei sein Bierseidel fallen, die Frau Lehrer geht aus ihrer Reserve heraus und lächelt. Das Bäuerlein mit dem

Schweinernen unter dem Arm grinst behaglich, und 50 Kinder lachen aus vollem Halse. Dann ziehen sie freudig heim und singen voll Seligkeit das Liedlein, das sie vor unserem Spiel bei uns gelernt: „Zehn Gäns' im Haberstroh, sie saßen, sie fraßen und waren alle froh. Zehn Gäns' im Haberstroh."

Die Kinder hatten jubelnd daheim berichtet, und am Abend drängte sich das ganze Dörflein in unseren „Festsaal". Die Frauen saßen dicht gedrängt auf ihren Stühlen und hatten die Umschlagtücher fest um sich gezogen. Die Männer standen schwatzend um die Theke. Das heisere Grammophon des Wirtes sorgte abwechselnd mit einem Mundharmonika blasenden Burschen für Unterhaltung. Da ertönt der Gong ... das Spiel von der verstorbenen Gerechtigkeit begann ... Langsam wurde es still und feierlich wie in der Kirche. Das Schicksal des Bauern, der von dem harten Grafen um Haus und Hof gebracht werden soll, schlug die atemlos lauschenden Menschen in seinen Bann. Was sich hier schloß, war Schicksalsgemeinschaft zwischen oben und unten, Bühne und Zuschauerraum. Die Bühne wurde zur Kanzel, die schmutzige öde Wirtshausstube zum Gotteshaus. — Langsam erloschen die Zigarren, und die Tabakspfeifen hingen kalt im Mundwinkel. Die Frauen wischten verstohlen die feuchten Augen, und Andacht umrankte die öden Wirtshauswände. Die letzten Verse des Abendliedes verklangen:

Verschon' uns, Gott, mit Strafen
und laß uns ruhig schlafen
und unseren kranken Nachbarn auch.

Dann Stille. — — —

Keine Hand rührte sich zum Beifall. Von seligen Schauern umschlungen, saßen und standen die Menschen dicht gedrängt und starrten nach der Bühne. Sie wollten es nicht glauben, daß sie bereits zwei Stunden dem Spiel gelauscht hatten und nun heimgehen sollten.

Als wir die Bühne abbrachen und Vorhänge und Kostüme wieder verpackten, umstanden sie noch alle unseren grünen Wagen. Ein Bäuerlein zupfte mich am Ärmel, als ich gerade eine Latte auf das Wagendach hinaufreichte und sagte: „Das war schön heut, das werden wir nicht so schnell vergessen. Wissen Sie, der schönste Tag der Woche ist der Sonntag. Da gehe ich in die Kirche, dann esse ich Mittag, und nach der Segensandacht lese ich das Sonntagsblatt. Diese Woche hat zwei Sonntage gehabt. Ich danke Ihnen recht schön dafür."

Der Lehrer kam und nahm uns das Versprechen ab, bald wiederzukommen. Der Herr Inspektor schlug die Hacken zusammen und sagte: „Fabelhafte Sache das, konnte in Breslau nicht besser sein. Nur, daß mich dort der Spaß 5 Mark gekostet hätte, während ich bei Ihnen 50 Pfennige bezahlt habe."

Ein Bursche drückte mir 30 Pfennige in die Hand. Er war bei dem Andrang unentgeltlich hineingekommen, nun ließ ihm das Gewissen keine Ruhe.

Wahrhaftig, an jenem Abend, wie an manchem anderen, hätte ich nicht mit all den hochbezahlten Stars der zünftigen Bühne getauscht.

Es ist doch trotz aller Beschwernisse beglückend, als Spielmann durch die oberschlesischen Lande zu wandern.

## Im schönsten Wiesengrunde

Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus,
Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus.
Dich, mein stilles Tal, grüß' ich tausendmal!
Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus.

Muß aus dem Tal jetzt scheiden, wo alles Lust und Klang,
Das ist mein herbstes Leiden, mein letzter Gang.
Dich, mein stilles Tal, grüß' ich tausendmal!
Das ist mein herbstes Leiden, mein letzter Gang.

Sterb' ich, im Tales Grunde will ich begraben sein,
Singt mir zur letzten Stunde beim Abendschein.
Dich, mein stilles Tal, grüß' ich tausendmal!
Singt mir zur letzten Stunde beim Abendschein.

Wilhelm Ganzhorn

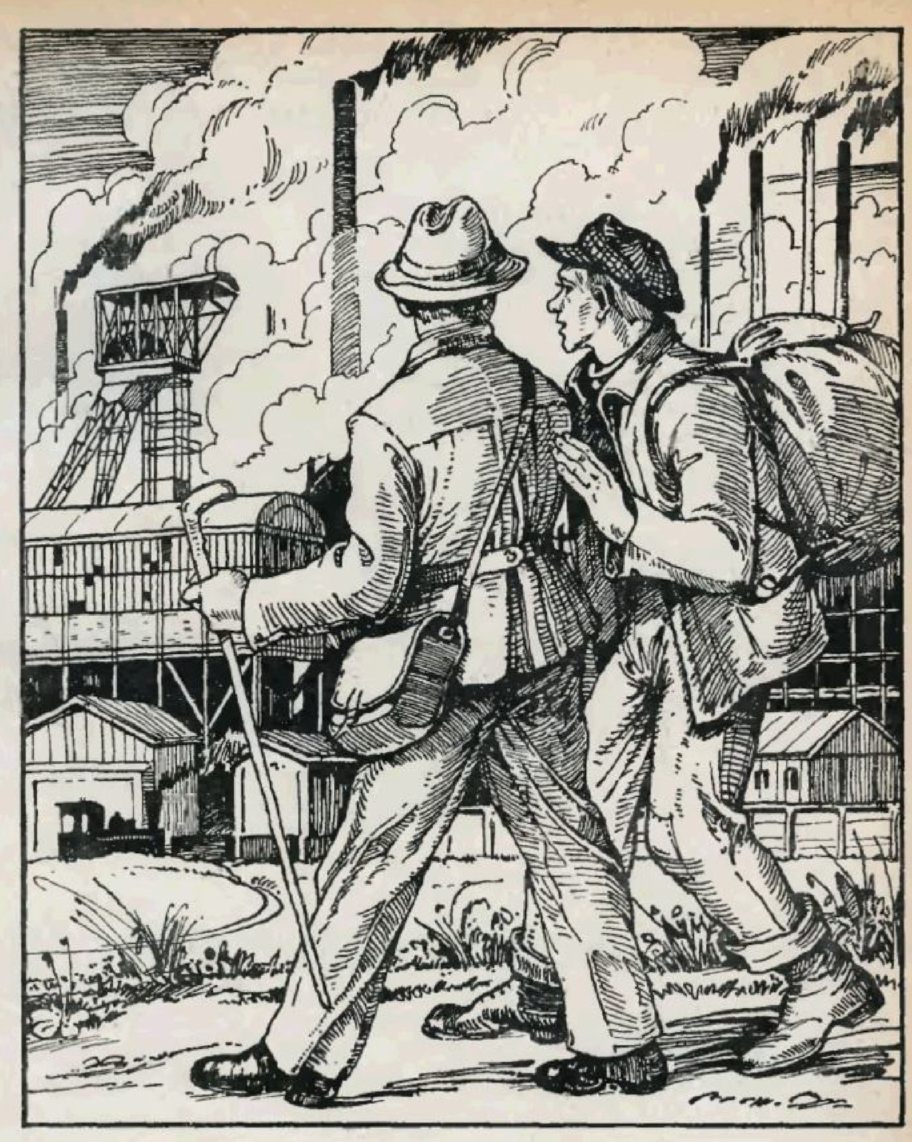
# Der Bauernsohn

Es klingt wie ein Märchen und ist doch eine der traurigen Wahrheiten unserer Zeit, die alltägliche Geschichte vom armen Bauernsohn, für den unter seinen zahlreichen Geschwistern kein Platz mehr war. Bauer kannst du nicht werden, dazu ist dein erstgeborener Bruder bestimmt, und Pfarrer kann ich dich auch nicht studieren lassen. So ungefähr sagte der müde, von vieler und harter Arbeit vorzeitig gealterte Vater. Geh in die Stadt, in die Fabrik oder Grube und nähre und bekleide dich selbst. Und die Mamulka hing dem Sohne ein geweihtes Skapulier um, ermahnte und segnete ihn und weinte noch, als er längst hinter dem alten Bildstock an der Wegkreuzung verschwunden war.

Und er ging durch ungeheure Wälder, die dem Grafen gehörten, wanderte vorbei an weiten Wiesen und Teichen, die auch noch dem Grafen gehörten, und stapfte unverdrossen weiter und vorüber an unübersehbaren Getreidefeldern, die immer noch dem Grafen gehörten — — und er sah und staunte in die Welt und begriff nicht, was ihm geschah und wieso eigentlich in der Weite und Fülle ringsum kein Raum mehr war für ihn, dieser Landschaft eingeborenen Sohn. Noch dumpf und demütig befangen in der Engheit der Bauernarmut war sein Denken, gerichtet nur auf das gebotene Ziel, Arbeit um Lohn und Brot zu finden in der großen, von Rauchfahnen grau überzogenen Stadt.

Die zog ihn an mit trügerischer Verheißung. Sie reihte ihn ein in die entseelende und noch größere Armut der Arbeiterkolonnen, die früh und spät durch die Vorstadtgassen marschierten, schichtein und schichtaus, hinab unter Tag und hinauf in das kärgliche, dunstverhangene Licht.

Und während er nur wie an einen unfaßlichen Traum seiner Herkunft gedachte, in hilfloser Erinnerung an seine natürliche Aufgabe und Bestimmung, den Pflug zu führen und Saat auszustreuen und immer seltener aus seiner Sehnsucht das ewige Wehen der Wälder aufbrach . . ., wuchs der andere Wald, der Eisen und Stein gewordene der Werktürme und Schornsteine, über ihn hinweg und erstickte die Sonne und den Duft der Erde.



Oppelner Heimatkalender 1938

Hans Niekrawietz, Kantate OS.
Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln 1935

☆

**Es ist ein Wunderbares, eine Mutter,**
**andere mögen dir gut sein,**
**aber nur deine Mutter kennt dich.**
**Sie arbeitet für dich, betet für dich, liebt dich,**
**geht auf für dich in Sorge,**
**verzeiht dir alles, was du auch tuest.**
**Denn sie versteht dich ganz**
**und begeht nur ein einziges Unrecht, zu sterben**
**und dich für immer zu verlassen.**

## Rat des Vaters an seinen Sohn

Von Julius Sturm

Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen,
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treusten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens,
Behalt im Auge fest dein Ziel,
Geh keinen Schritt vergebens.

Nimm auf die Schultern Last und Müh
Mit frohem Gottvertrauen,
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eigenen Herd dir bauen.

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen,
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.

Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit den Armen gern dein Brot
Und wahre seine Rechte.

Treib' nie mit heil'gen Dingen Spott
Und ehr' auch fremden Glauben,
Doch laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifel rauben.

Und nun, ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte.

# Kennst du schon deine Ahnen?

Weißt du, wie deine Vorfahren heißen, welche Berufe sie erfüllt haben und woher sie kamen? Du kennst vielleicht noch deine Großeltern, aber deine Urgroßeltern kennst du nicht mehr. Deine Ahnen sind ein Stück Heimat, ein Stück von dir selber. Ihre Geschichte zeigt dir, wo sie gelebt haben und aus welchen Teilen des deutschen Vaterlandes sie gekommen sind. Frage Vater und Mutter nach deinen Großeltern und Urgroßeltern. Auch die Tante und der Großonkel sollen dir von deinen Vorfahren erzählen. Schreibe dir das in ein Heft hinein. Wenn du alles zusammen hast, so übertrage es sauber in die nebenstehende Zeichnung. Du kannst dann in alten Kirchen- und Schulbüchern noch die früheren Vorfahren heraussuchen und dir alles genau abschreiben. Wie man das macht, brauchst du nur den Herrn Lehrer zu fragen, er gibt dir gern Auskunft. Wenn du dann groß wirst, schreibst du alles, was du von deinen Ahnen weißt, in dein Familienbuch ein und gibst es deinen Kindern weiter.

F. Flott

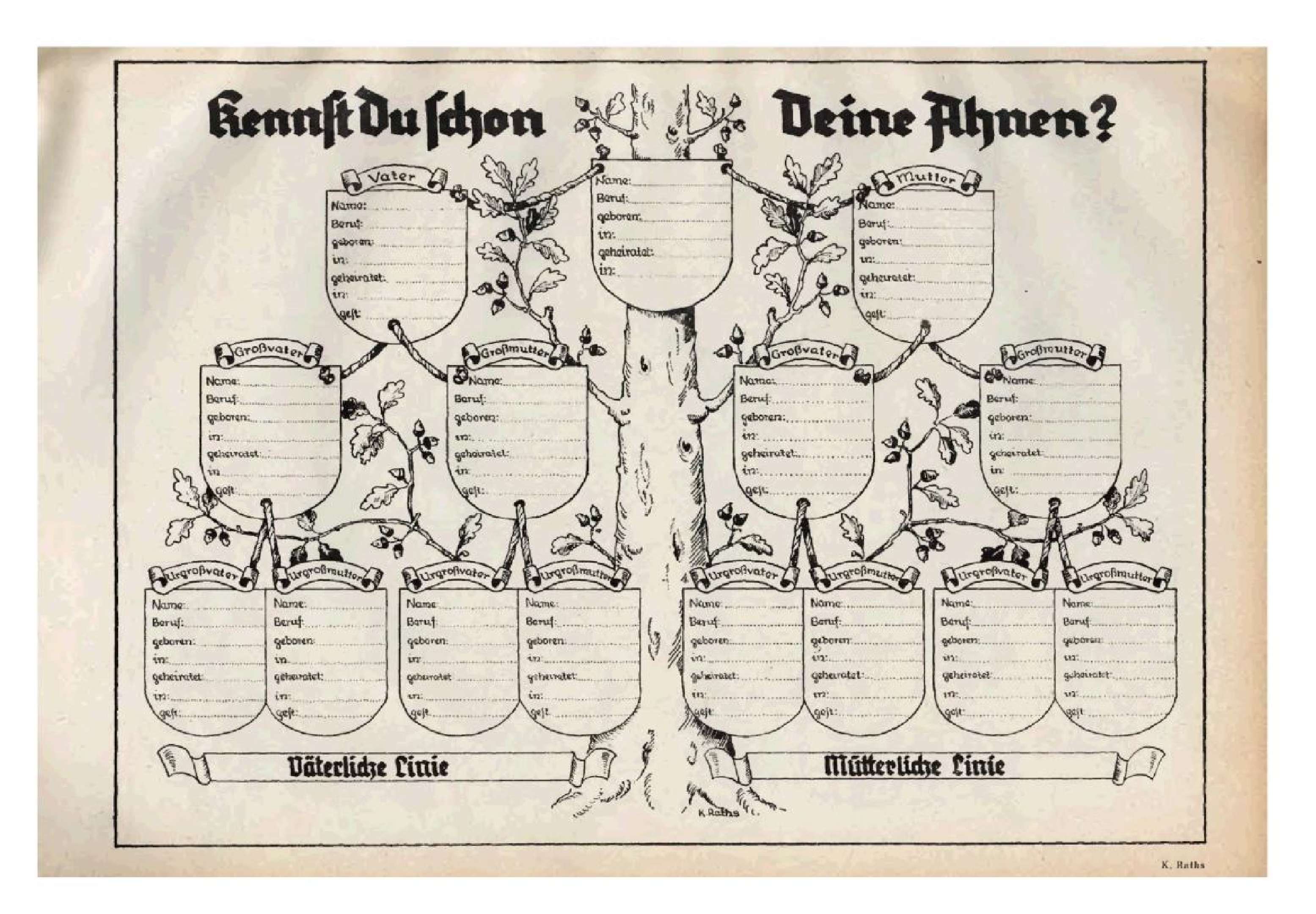
## Der ewige Stammbaum

Von E. Wallocha

**So schrieb ich, Kämpfer, mein Bekenntnis hin:
Auch, wenn ich falle, hat mein Kämpfen Sinn.
Ich glaube an den Baum, der ewig steht,
wenn auch im Wetter manches Blatt verweht.
Was gilt's, daß manches Blättlein sterben muß!
Ich bin solch Blatt. Und trifft mich Hieb und Schuß,
und fall ich so, dann lebt mein Bruder doch,
und fällt auch er, so lebt die Sippe noch.**

**Und stirbt dies Ästlein ganz —, der Baum ist reich,
bleibt allezeit an Wuchs und Schönheit gleich.
Fall ich auch jung, ein andrer deutscher Mann
zeugt wohl den Sohn, den ich nicht haben kann.
So leb ich fort, ob ich gestorben, gleich,
ich leb im neuerstandnen Deutschen Reich. —
Das ist der Baum! Er lebt! Er fällt und stirbt
erst, wenn das letzte deutsche Blut verdirbt.**

Heimatkalender für den Kreis Neustadt 1938


Kennst Du schon Deine Ahnen?
Vater
Mutter
Name:
Beruf:
geboren:
in:
geheiratet:
in:
gest:
Großvater
Großmutter
Großvater
Großmutter
Urgroßvater
Urgroßmutter
Urgroßvater
Urgroßmutter
Urgroßvater
Urgroßmutter
Urgroßvater
Urgroßmutter
Väterliche Linie
Mütterliche Linie
K. Raths
K. Raths

# Bauernhochzeit im Oppelner Land

Von S. K. Kull

Wir wir an dem Zierat der weiblichen ländlichen Kleidung erkennen können, ob deren Trägerin diesseits oder jenseits der Oder wohnt, so sind auch die Hochzeitssitten in Kleinigkeiten verschieden, im großen ganzen aber sind sie im ganzen Kreise die gleichen.

Es ist gar nicht einfach, daß eine Bauernhochzeit zustande kommt. Eine bestimmte Summe Geldes muß Braut oder Bräutigam mitbekommen, je nachdem, welcher Teil auf das Gut des anderen einheiratet; ebenso wird auch die Stückzahl des Viehes vereinbart, oder was sonst noch zur Aussteuer zählt. Haben sich also die Parteien geeinigt, dann bringt das Brautpaar nach dem zweiten Aufgebot mit den üblichen, althergebrachten Sprüchen die Einladung zur Hochzeit bei Verwandten und Bekannten an. Tags zuvor oder schon am Sonntag vorher wurde die standesamtliche Trauung vollzogen und der Polterabend mit den dazugehörigen Geräuschen gefeiert. Am Hochzeitsmorgen holen die Kränzelherren mit den Musikanten den Bräutigam ab und geleiten ihn in das Brauthaus, wo sich die Hochzeitsgäste bereits eingefunden haben. Während die Spieler im Hof bleiben und Choräle in stimmungsvollem Piano ihren Instrumenten entlocken, spielt sich im Brauthaus jetzt der Auftakt der Hochzeitsfeierlichkeit ab. Eine wichtige Rolle erhält hierbei der Hochzeitsleiter, der in ernster und auch herzhafter Weise mit überkommenen Sprüchen und Redensarten diese einleitet. Noch ist die Braut unsichtbar.



Der Hochzeitsleiter fordert den Bräutigam zu einer Geldspende als Lösegeld für die Braut auf, worauf ihm die falsche Braut zugeführt wird, die er natürlich ablehnt. In der Kammer steckt die richtige Braut, die endlich weinend vom Hochzeitsleiter an der Hand herausgeführt wird, nachdem der Bräutigam eine namhafte Summe auf ein eigens für diesen Zweck bereitgestelltes Tellerchen gelegt hat, das mit einem meist zierlich behäkelten Tüchlein bedeckt ist.

Würdige Worte des Hochzeitsleiters unter Hinweis auf die Pflichten und Rechte der Ehe als Lebenskamerad leiten nun zum Segen über, den die Eltern oder Stellvertreter (im Todesfall) dem Brautpaar erteilen.

Weinend nimmt die Braut Abschied von den Eltern, Geschwistern, dem Elternhaus und überhaupt von allem, was ihr nahestand. Mit dieser Empfindung tritt sie an alle ihre Angehörigen heran, um sich das letztemal für alle empfangene Liebe zu bedan-

ken. Es sind erhebende Augenblicke, die in die meisten Augen der Anwesenden Tränen locken. Und immer noch spielen die Musiker leise, was den weihevollen Minuten einen unvergeßlichen Reiz gibt.

Und nun geht es zur Kirche. Sofort fallen die Musikanten ins Fortissimo und in einen anderen Rhythmus. Auf allen Gesichtern strahlt Freude, wenn auch noch getragen und ernst.

Früher saß die Braut zwischen ihren Kränzeljungfern im Wagen, während der Bräutigam in die Kutsche zu den Kränzelherren kam. Erst nach der Trauung fuhr das neugebackene Ehepaar gemeinsam nach Haus.

Heute sitzt das Brautpaar schon vor der kirchlichen Trauung zusammen. Auf dem Wege dorthin muß der Hochzeitszug verschiedene Sperren passieren, die aus quer über den Weg gespannten Leinen oder Stämmen bestehen. Durch Kuchen-, Wein- oder Geldspenden erfolgt die Freigabe des Weges.

Nach der Trauung begibt sich nur das Brautpaar mit den Kränzeldamen und -herren sowie den Eltern und älteren Gästen nach Haus zum Frühstück, während die Kutschen mit den Musikanten und der übrigen Hochzeitsgesellschaft sogleich nach dem Gasthaus lenken, wo sofort das Tanzbein geschwungen wird, obgleich es erst Mittag ist; denn so lange hat die Trauung gedauert. Nach geraumer Zeit erscheint das Brautpaar mit seinen Kränzeldamen und -herren im Gasthaus. Sie werden mit einem Tusch empfangen, und nun geht es lustig her bis zum späten Nachmittag, wo sich dann der ganze Hochzeitszug zu Fuß zum festlichen Hochzeitsmahl in das Brauthaus begibt. Voran schmettern die Musikanten und locken alle Bewohner des Dorfes vor die Tore.

Nach ausgiebiger Atzung, die durch musikalische Einlagen, Tischreden und sonstige Scherze gewürzt ist, setzt sich der Hochzeitszug wieder in Bewegung nach dem Lokal, wo sich inzwischen die gesamte Dorfjugend eingefunden hat, da ja die Hochzeit eine öffentliche Angelegenheit ist. Das ist bei den Landhochzeiten das Schöne, die enge Verbundenheit. So war es seit Generationen, und so wird es glücklicherweise noch heute gehalten.

Zum Abendbrot werden dann die übrigen Bekannten gebeten, die nicht als geladene Hochzeitsgäste gelten. Sie selbst trugen zum Fest bei durch eigene Lebensmittelabgaben, die vor dem Fest ins Hochzeitshaus gebracht und dort zum Kuchenbacken usw. verwandt wurden. Auch die Hilfskräfte in der Küche werden auf „Gegenseitigkeit" gestellt, nach dem Wort: eine Hand wäscht die andere. Auch diesen Zug von Kameradschaft müssen wir an unserer biederen Landbevölkerung bewundern.

Heiratet die Braut in ein anderes Dorf, so dauert die Feier nur bis zum Mittagessen. Nach demselben besteigt die Hochzeitsgesellschaft, die Musiker natürlich voran, die Kutschen, die in einem wahren Wettlauf aus dem elterlichen Gehöft hinausrasen; diese Wettfahrt gehört zu den Belustigungen eines ländlichen Hochzeitsfestes. Die pferdelenkenden Bauernsöhne legen einen Ehrgeiz darein, daß ihre Kutsche die anderen überholt.

Meist führen die Insassen der einzelnen Britschken irgendein Gerät aus dem Brauthaus mit: Heurechen, Mistgabeln, Dreschflegel, Schaufeln, Backtröge, ja sogar Geflügel oder sonstige erreichbare Dinge, die ins neue Heim wandern und auch tatsächlich dort bleiben.

Nach mancher Gewohnheit muß die Braut, nun im Heimatdorf ihres frisch angetrauten Ehemannes angekommen, weinend in der Kutsche sitzenbleiben, aus der sie die Bräutigamsmutter herausholen muß. Die ersten Schritte tut die Braut in den Stall, wo sie den Kühen ein Bündel Heu verabreicht zum Zeichen, daß sie dem Hause Glück bringt.

Die Hochzeitsfeier setzt sich nun im Gasthaus des neuen Dorfes fort, das der jungen Frau Heimat sein soll. Bald ist sie auch hier zu Haus; denn hier wie daheim klingt das gleiche:

„Wenn am Sonntagabend die Dorfmusik spielt ..."

*

**Oberschlesische Hochzeitbitter laden zur Hochzeit ein**

Erster Hochzeitbitter:

Wir treten mit Gott ins Haus hinein,
Im Namen dessen, den Jeder kennt.
Er schuf, auf daß der Mensch nicht allein,
Der Ehe heiliges Sakrament.
Wir bitten zur Hochzeit und geh'n bald fort.
Verachtet nicht unser schlichtes Wort!
Denn festlich wartet das Hochzeitshaus,
Kommt gesund und hungrig zum frohen Schmaus!

Zweiter Hochzeitbitter:

Wir bitten zur Hochzeit, wir sagen's im Nu
Und brauchen nicht Pfarrer und Lehrer dazu.
Und mögen die Verse auch holprig sein:
Bauernstiefel sind derbe Schuh.
Beim Drusch auf der Tenne fiel alles uns ein!

Beide Hochzeitbitter:

Ja, das wird ein Treiben, juchheissa, juchhei!
Bringt recht viel Mädchen zum Tanz herbei!
Sie sollen sich schmücken mit Band und mit Flitter.
Dies wünschen redlich
zwei Hochzeitbitter.

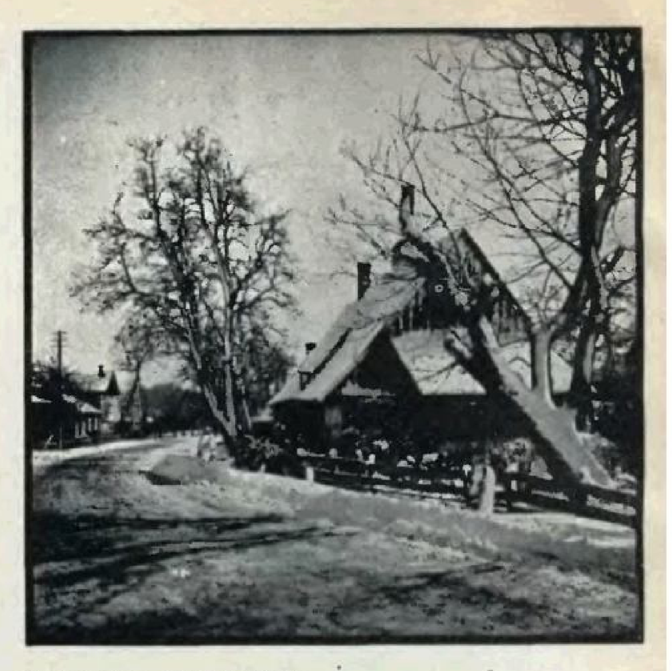
Oppelner Heimatkalender 1938

# Oberschlesische Legende

Von Richard Hauptmann

Vor einer Handvoll hundert Jahren —
es kann auch länger her sein — waren
die Ähren, die zum Trotz der Not
in goldnen Körnern trugen Brot,
viel größer, als sie Bauersleute
von ihren Feldern ernten heute.
Ja, wörtlich heißt es in der Märe:
„Der ganze Halm war eine Ähre".
Der Überfluß macht Menschen träge,
dem Laster ebnet er die Wege,
die Demut treibt er aus dem Herzen,
Gott tut er ab mit faulen Scherzen,
das Brot des Himmels liebe Speis',
verachtet er mit vielem Fleiß.
So kam es auch in jenen Tagen,
von Blindheit war der Mensch geschlagen,
als er das Brot mit Füßen trat
und frevelnd lachte zu der Tat.
Da schwellte Gottes Herz im Zorn,
verfluchte aller Äcker Korn
und sprach — so meldet es die Märe —:
„Es schrumpfe jedem Halm die Ähre,
bis kahl und leer sie alle stehen.
Die Not soll durch die Lande gehen!" —
Da kam die Not, hohläugig, stumm,
und schlich um Dorf und Stadt herum.
Und wo sie war, erschollen Klagen,
die Menschen wollten schier verzagen
und fanden so, am Weg der Not,
den steilen Weg zu ihrem Gott.
Gott, der sich aber abgewandt,
verbarg noch seine Segenshand.
Und als die Not aufs höchste stieg,
er nur zu allem Beten schwieg,
Maria trat vor seinen Thron
und bat in Liebe ihren Sohn:
„Den Halmen schenke wieder Ähren,
und wenn sie auch nicht größer wären,
als meine Hand den Halm umspannt,
dann wäre alle Not gebannt!"
Maria bat und fand Gewähren.
Den Halmen wuchsen wieder Ähren,
doch größer nicht als ihre Hand
hielt einen Weizenhalm umspannt.

Heimatkalender des Kreises Neustadt 1938.



Oberschlesisches Dorf im Winter

# Ein Heimatgruß aus Amerika

In Amerika hat der „Oppelner Heimatkalender" einige treue Freunde. So schreibt Frau Emilie Demmler, geb. Krause, aus St. Louis, 3538 a, Hartfort-Street, an die Kreisheimatstelle in Oppeln:

Ich muß Ihnen meinen herzlichsten Dank sagen für den wieder so prächtig ausgestatteten Heimatkalender. Er traf pünktlich einige Tage vor Weihnachten hier ein, und mit Stolz legte ich das Stückel Heimat, mein Oberschlesien, auf meinen Weihnachtstisch. Meine Freude darüber kann ich Ihnen nicht kund tun, überall grüßten mich Heimatbilder und bekannte Namen. Erinnerungen stiegen auf, und ich sah manches alte liebe Bild vor mir und manch vertrautes Gesicht aus längst vergangenen Tagen. Ich finde den Kalender diesmal wieder ganz besonders gut ausgestattet. Vor mir steht meine Heimat Proskau. Ich höre die Osterglocken läuten, ich sehe die buntgefärbten, gemalten Eier zierlich im Korbe liegen. Ich sehe den Schloßgarten, wo die Frühlingsdüfte wehen, die ersten Veilchen heben ihre Köpfchen, die Lerche jubelt, und die Erde riecht. Es ist nun bald wieder Frühling in der lieben Heimat. Nun kommt das große Sängerfest in Breslau. O könnte ich hin! Es weiß kein Mensch, was das bedeutet: Nicht mit zu können! Wenn jemand so an seiner schlesischen Heimat hängt wie ich!

Die Heimat grüßt herzlich alle heimatbewußten Menschen in weiter Ferne.

Oppelner Heimatkalender 1938



Hitler-Jugend, Geb. Schlesien, Breslau

# Hitler=Jugend erzählt

Von Hans Gregor

**Im Schulungslager im oberschlesischen Wald**

Hoch reckt sich der Fahnenmast gegen den grauen regenschweren Himmel. Die Fahne der Jugend flattert lustig im Wind und kündet, daß hier im oberschlesischen Wald des Führers junge Kämpfer ihre Zelte aufgeschlagen haben. Hier in Kupferhammer wollen sich hundert Hitler-Jugend-Führer von Gleiwitz-Stadt und -Land in einer Gemeinschaft schulen, um den ihnen anvertrauten Kameraden ein wahrhaft nationalsozialistisches Beispiel geben zu können. In dem Eingangslied kommt schon der einzige Wille zum Ausdruck, der sie alle beseelt: ein starkes einiges Deutschland heranzubilden. Man wird nicht mit seidenen Handschuhen angefaßt. Ein rauher, aber herzlicher Ton reißt einen aus dem Alltag heraus, als ob man nie etwas anderes als Hitlerjunge sein könnte.

Allen schmeckt das Essen, man könnte beinahe sagen, wie zu Hause; und das ist sehr wichtig. Auf Stroh schläft man so gut, daß man zur Morgengymnastik ohne Knurren aufsteht. Wie herrlich ist es, in der kühlen Morgenluft den Körper durch Freiübungen geschmeidig zu machen! Steht dann ein Schulungsvortrag auf der Tagesordnung, so wird man wohl den Mund etwas verziehen. Aber nach und nach wird man doch eifriger Zuhörer, denn die Abteilung S (Abteilung Schulung) hat es gut verstanden, ein lebendiges Schicksalsbild unserer Stammesbrüder im Memelland zu zeichnen. Vor dem geistigen Auge rollen sich die gen Himmel schreienden Ungerechtigkeiten von Litauen gegen Deutsche ab. Eine Selbstverständlichkeit ist es, daß sich jeder vornimmt, sein deutsches Volkstum zu wahren.

Zeltbau will auch gelernt sein. Also werden Rund- und Giebelzelte gebaut, und was es sonst noch für Arten gibt. Mancher kann's schon, mancher nicht; doch was schadet's, hier wird's gelehrt.

Der schönsten Volksgüter eines ist das deutsche Lied. Eins nach dem anderen wird gesungen. Wer es nicht kann, summt's mit und lernt es dadurch bald.

Ein junges Volk steht auf.

Reißt die Fahnen höher, Kameraden.

Zwei- oder dreimal wird's geprobt, dann klappt es, und man bringt wieder etwas Neues heim.

Auch Spaß muß sein! Also muß der Lagerzirkus heran. Die klassische Zirkuskunst kommt immer zuerst: „Römisches Wagenrennen", die Unterbannführer lenken selbst. Der Sieger, Unterbann I, darf die Ehrenrunde machen. Die Überraschung mit der Riesenschlange, unbeschreiblich; das muß man gesehen haben. Eine neuere Errungenschaft ist das Tankrennen. Zwei Mann, sich gegenseitig an Händen

und Füßen festhaltend, rollen froh und munter durch die Gegend und nennen diese „Verbildung" einen Tank. Ein Regenschauer bereitete der Vorstellung ein vorzeitiges Ende. Unter den nahen Bäumen ist Schutz. — Kanons und Lieder lassen die Zeit nicht lang werden.

Ob Regen oder Eis,
Ob Sonne brennend heiß,
Was machen wir uns draus . . .

Dann zurück ins Lager, Sachen gepackt, aufs Stahlroß und heim. Nun geht's mit frischem Mut und neuen Kräften wieder an die Arbeit. Und keiner wird sagen können: Was ich hier gesehen und gelernt habe, ist mir nichts Neues gewesen. Oft finden sich die Jungen im Sommer in solchen Lagern zusammen. Was sie hier lernen, kommt ihrer jungen Gefolgschaft zugute.

### Auf Fahrt

„Donnerwetter, wie bekomme ich bloß den schweren Affen auf meine Karre?" So rief ein Hitlerjunge, der gerade im Begriff war, die letzten Vorbereitungen für eine Fahrt zu treffen. „Na, endlich", und damit schwang er sich auf sein Stahlroß und war im Augenblick außer Sehweite. Am Sender war Treffpunkt, und die Pünktlichkeit ließ nichts zu wünschen übrig, alles war startbereit. „Also los, Richtung Föhrengrund!" Durch herrliche oberschlesische Wälder ging's dem Ziel entgegen. Der Wettergott hatte es gut gemeint, so konnten dann in Föhrengrund bald die Zelte aufgebaut werden. „Drei Mann zum Teekochen". Es ist doch merkwürdig, daß sich jeder vom „Küchendienst" drücken will, dachte sich der Scharführer, „aber wartet, euch werde ich's anstreichen!" Während des Kochens zogen am Himmel schwere Wolken auf, und jeder dachte, „wenn das mal gut geht". Der Tee, der dann verabreicht wurde, war nach Ansicht einiger „Fachleute" ungenießbar, der größere Teil, anscheinend der vernünftigere, war äußerst zufrieden. Fahne einholen und schlafen gehen.

Im Zelt herrscht eine unbequeme Ruhe, hier und da schnarcht einer. — Da plötzlich fing es an zu stürmen und zu regnen, der Donner grollte, Blitze zuckten, es schien, als ob die Hölle losgelassen wäre. Im Zelt rührte sich keiner, — da — ein Knacks, ein Aufschrei, und dort, wo das Zelt stand, konnte man im grellen Licht der Blitze nur noch ein bewegliches Knäuel Zeltbahn sehen. Endlich hatten sich alle herausgekrabbelt, wirre Rufe schwirrten durch die Luft. Aber ein kurzes Kommando des Scharführers brachte Ruhe in die Kolonne. „Jetzt heißt es wieder aufbauen." Nach mühevoller halbstündiger Arbeit stand das Zelt wieder in seiner alten Pracht. — Oh, wie sie bald alle schnarchten.

Ein Hornsignal. — Morgens sechs Uhr. — Ach, wie fällt nach diesen Anstrengungen das Aufstehen schwer. Mit Turnhose bekleidet und Handtuch über der Schulter geht es an den nahegelegenen Waldteich zum Waschen. Nach der Reinigung zum Frühstück. Diesmal schmeckte es allen.

Wie es nun einmal so ist, spielt das Essen im Leben des Menschen mit die wichtigste Rolle, es war deshalb nicht zu verwundern, daß sich alles schon auf die „traditionelle" Erbsensuppe freute. Und sie war wirklich „prima". Als dann wieder ein Unwetter drohte, ließ der Scharführer das Lager vorzeitig abbrechen. Die Heimreise wurde dann auch bald angetreten.

Was habt ihr nun von so einem Lager? wird so mancher fragen. „Wir haben ein Stückchen Heimat mehr kennengelernt, und etwas noch sehr Wichtiges, einen großen Teil Selbstbeherrschung dazu."

Heimatbuch für das oberschlesische Industriegebiet, Heft 1, 1937

## Das ist ein Jungenleben!

Eröffnung des Lagers

Froh waren wir, als wir an unserem Lagerplatz ankamen. Hier bot sich uns, das sahen wir, ein wirklich famos hergerichtetes Zeltlager, das es an nichts fehlen ließ. Das treffliche Vorkommando hatte alles bis ins Kleinste vorbereitet. Bewundernd durchschritten wir das aus wuchtigen Birkenstämmen errichtete Lagertor, das mit einer Sigrune geschmückt ist. Unsere Sachen haben wir verfrachtet, der Zeltführer ist uns inzwischen bekannt geworden. Im Zelt wird auf peinlichste Ordnung gehalten, gar mancher Pimpf denkt, er befindet sich in Mutters „guter Stube". Bald stehen wir zugweise wieder vor unseren Zelten. Der „F. v. D." (Führer vom Dienst) meldet, der Jungbannführer nimmt die Meldung ab und eröffnet das Jungbannlager. Am schwarzen Brett werden der Dienstplan, die Lagerordnung und der Küchenzettel angeschlagen. Das Lagertelephon von der Wache zum Führerzelt ist bereits in Betrieb, zwei Wachposten stehen vor dem Lagertor. Das Lagerleben hat begonnen.

Pimpfe im Dienst

Die Lagerbelegschaft hat ihren Vormittagsdienst. Stadt und Land bilden hier eine Gemeinschaft, in der

Bilder zu „Franz und Josef, zwei oberschlesische Bauernjungen, fahren nach Breslau"

Ein Schmuckstück unserer schlesischen Hauptstadt ist das Rathaus



Landesfremdenverkehrsverband Breslau



Das Breslauer Schloß

Aufn.: Dr. Pampuch

Von hier aus wurde im Jahre 1813 der Aufruf „An mein Volk" verkündet



Ein Juwel gotischer Baukunst ist die Kreuzkirche — Aufn.: Dr. Pampuch



Der Siling ist der heilige Berg Schlesiens — Aufn.: Dr. Pampuch

es keinen Unterschied gibt, und die nur eines kennt: die Kameradschaft. Der 1. Zug hat Schulung, wobei die Tageslosung lautet: Gegen den Weltfeind. Wir hören vom Judentum, von der Freimaurerei und vom Bolschewismus. Dabei haben wir Gelegenheit, verschiedenes zu fragen. Im Anschluß daran erzählt Eberhard über Deutschlands Abwehr gegen diese Feinde. Der schönste Teil unseres Vormittagsdienstes beginnt für uns Jungen jetzt. Wir haben Sport. Sport haben alle Pimpfe gern; denn hier können wir uns ordentlich austoben und haben auch Gelegenheit, für das Leistungsabzeichen zu üben. Alle laufen wir uns dabei so mächtig aus, daß wir kaum noch das Mittagessen erwarten können.

### Beim Mittagessen

Die Gulaschkanonen sind vorgefahren. Jeder holt sich einen ordentlichen „Schlag". „Es ißt der Mensch, es frißt das Pferd, heut ist es grad' mal umgekehrt". Mit diesem derben Spruch leitet eine Gruppe die Mahlzeit ein. Dann wird gegessen. Alle essen wir ohne Aufforderung ziemlich rasch, damit jeder noch einmal holen kann. Aufgegessen, wieder Essen geholt, gegessen, wieder angestellt. So bildet sich eine Reihe von Essenholern, die nicht abnehmen will. Schließlich werden aber alle einmal satt. „Jetzt ham wer gegessen, jetzt sind mer satt, hätt's noch mehr gegeben, hätt's ooch nich geschadt".

### Freizeit

15 Pimpfe werden zum Kartoffelschälen eingeteilt. Wir anderen haben Freizeit. Walter und Rudi haben sich in die Malapane gestürzt. Ein anderer Teil benutzt die Freizeit zur Mittagsruhe. Zug 2 hat den Lautsprecher eingestellt, sitzt vor den Zelten und hört Musik am Mittag. Achim, der immer was zu reden hat, erzählt Witze. Wir anderen hören zu. Eben klingt der Badenweiler Marsch auf, und was bringt unser Lautsprecher nun? Ein lustiges Gespräch von Manfred Lommel, der alle mit einer lustigen Gerichtsverhandlung in lachfrohe Stimmung versetzt. Einer steht auf. Es ist Fritz. Für ihn gibt es keine Freizeit. Er hat seine Schuhe und sein Koppel nicht besonders gut geputzt. Beim nächsten Dienst will er aber nicht unangenehm auffallen; denn von der „Erholungswiese" will er nichts wissen. Und so vergeht die Freizeit für jeden von uns ziemlich rasch.

### Oppelner Pimpfe helfen bei der Ernte

Der Jungbannführer kommt aus dem Dorf. Wir wittern schon, daß er etwas Besonderes mit uns vor hat. Wir sind angetreten, meistens nur Oppelner Jungen. Es gibt zwar sonst bei uns keinen Unterschied zwischen Stadt und Land, diesmal aber war es so. Wir Oppelner halfen also dem Bauern bei der Ernte. Alle waren wir natürlich gern dabei. „Das ist ja ganz schön, mal so etwas bei der Landwirtschaft", dachten wir. In kleine Gruppen zu 3 Jungen wurden wir eingeteilt. Und dann ging's los. Wir halfen das Getreide einfahren. Und wer glaubt, Städter haben nicht viel Ahnung, so trifft das uns Pimpfe nicht. Die Bauern haben uns gesagt, daß wir nicht die schlechtesten Landwirte wären. Ein Wagen nach dem anderen wird eingefahren. Der Bauer ist uns dankbar; denn allein hätte er soviel doch nicht geschafft. Wir freuen uns, hier mitgeholfen zu haben. Nachher berichten wir unserem Jungbannführer. Für jeden von uns war das Helfen beim Bauern ein Erlebnis geworden.

### Lagerabend und Nachtruhe

Als die Sonne den Himmel rot färbte und die Schatten länger wurden, versammelten wir uns zum frohen Sang beim Lagerfeuer. Das Feuer knisterte, und der Schein spiegelte sich in unseren Gesichtern, Sterne marschierten am Himmel auf, und Feierstimmung lag über unserem Lager. Herbert erzählt eine Fahrtengeschichte. Die Wärme des Feuers ermüdet. Es ist allmählich ruhiger geworden. Als der Zapfenstreich geblasen wurde, ging es in die Zelte. Auf dem Lagerplatz ist es still, nur die Wache „zieht ihre Bahn". Warme Decken hüllten uns ein, und bald fielen uns die Augen zu.

Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt der gesamten diesjährigen Sommerarbeit. Vielen Jungen ist durch die Teilnahme am Jungbannzeltlager die Ablegung des Leistungsabzeichens ermöglicht worden. Die Jungbannzeltlager, die vielen Fahrtengeschichten und die kleinen Zeltgemeinschaften innerhalb der Fähnlein beweisen, daß die Jungen im Jungvolk ein Jugendreich echter Freude finden. Durch Sport, Schulung, Kameradschaft und Disziplin wurden die Jungen körperlich ertüchtigt, innerlich gefestigt und für den Lebenskampf gerüstet.

Und wenn die bevorstehende Jungvolkarbeit im Winter ebenso erfolgreich sein wird wie im letzten Sommer, dann wird sich die Mitgliedschaft im Jungvolk durch großen Nutzen einmal beweisen. Die Jungen aber werden sich immer mehr und mehr ihrer Aufgabe bewußt sein, und für keinen wird es in Zukunft die Frage geben: Warum bin ich Jungvolkpimpf?

Heinrich Mainka
Oppelner Heimatkalender 1938

☆

### Sinnspruch

**Trägst du nicht der Erkenntnis kühlen Brand**
**In deines Lebens formlos bunte Massen,**
**Bleibst du dir selbst und allen unerkannt,**
**und nie wird dich das Leben sicher leben lassen.**

Hermann Stehr

# Von Grunsruh nach Berlin

Über die Berliner Fahrt schreibt der zwölfjährige Hitlerjunge L.:

Schon zu Ostern sagte uns der Herr Hauptlehrer, daß das Ziel unseres diesjährigen Schulausfluges vielleicht Berlin sein wird, wenn wir artig und fleißig sind. Wir gaben uns darum die größte Mühe. Aber auch außerhalb der Schule waren wir recht fleißig, indem wir Altmaterial aller Art sammelten. Auch in unseren Wäldern wurden Beeren gepflückt, für die wir viele Mark erhielten. Einigen armen Jungen wurde die Jungvolkuniform geschenkt. Wir wollten doch recht schmuck in Berlin erscheinen! Am 27. Juli 1937 erfolgte nun die Abfahrt. Früh um 5 Uhr verließen wir in einem schönen Autobus den Schulhof. Mit Gesang und Tücherschwenken ging es hinaus aus unserem Dörfchen. Es war eine herrliche Fahrt. Wir kamen durch große Städte. In Breslau fuhren wir am Flugplatz vorbei. Gegen 17 Uhr erreichten wir Berlin. Unser Standquartier war das „Haus der Jugend". Dort waren Jungen und Mädel aus ganz Deutschland und auch aus dem Ausland untergebracht. Wir gingen bald in den Schlafsaal, um dort unsere Betten zu beziehen. Unterdessen war einer unserer Lehrer mit einigen Jungen zum Bäcker gegangen, um dort Brote zu kaufen. Nun kam auch die Reichsreferentin Dora Hein zu uns, die uns herzlich begrüßte. Die „Brotjungen" brachten die Brote. Es wurde tüchtig gefuttert, denn die lange Fahrt hatte hungrig gemacht. Als wir fertig waren, suchten wir sofort unsere „Fallen" auf. Nach einem herrlichen Schlaf weckte uns morgens der Lautsprecher. Schnell wuschen wir uns und zogen uns die braune Jungvolkuniform an. Nach dem Frühstück, von den Frauen unserer Lehrer zubereitet, brachte uns der Omnibus in ein großes Kaufhaus. Was es dort nicht alles zu sehen gab! Es fehlte uns nur das liebe Geld! Alles, was das Herz begehrte, konnte man dort haben! Im obersten Stock wurde uns von der Geschäftsführung ein gutes Frühstück gereicht. Nachher brachte uns der Autobus zum Nikolaifriedhof, wo wir am Grabe unseres Horst Wessel einen Blumenstrauß niederlegten. Nun fuhren wir zum Ehrenmal. Hier legten wir einen schönen Kranz nieder, der aus Blättern der Eiche vom Grabe des ersten Toten des Weltkrieges, Paul Grun, geflochten war. An dieser Stätte sahen wir etwas Herrliches, das für uns Jungen unvergeßlich sein wird: das Aufziehen der Wache! Von zackigem Paradeschritt erdröhnte das Pflaster. Und die Griffe ... ruck ... zuck! Dann fuhren wir mit dem Omnibus zur Reichskanzlei, wo wir das schöne Haus sahen, in welchem unser Führer arbeitet. Ach, wenn wir doch auch den Führer hätten sehen können ...! Nach dem Mittagessen in unserem Standquartier gingen wir nach Treptow, um uns dort das Riesenfeuerwerk anzugucken. Endlich um 22 Uhr begann das lang ersehnte Feuerwerk mit Trommelfeuer. Uns Jungen machte das Blitzen und Krachen großen Spaß. Die Mädel hätten sich am liebsten verkrochen! Mit offenen Mäulern staunten wir über das herrliche und bunte Feuerwerk. Müde fielen wir nach dem langen Marsch in die Betten. Am nächsten Morgen traf Tante Dora ein und fuhr mit uns zum Reichssportfeld. O, dieser herrliche Riesenbau! Es war doch zu schön, was wir da alles zu sehen bekamen: das Schwimmstadion, die Dietrich-Eckart-Bühne, das Maifeld. Hernach marschierten wir mit Gesang zum Omnibus, der uns zum Zoo brachte. Na, wie schön war es erst dort! Tiere aller Art, die wir bisher nur aus Bildern kannten, konnten wir hier lebend sehen: Affen, Löwen, Tiger, Bären, Zebras und noch viele, viele andere Tiere lebten hier in Freigehegen. Besonders schön war die Fütterung der wilden Tiere. Recht



Kranzniederlegung am Grabe Horst Wessels

drollig und ulkig ging es bei den Affen zu. Auf der Rückfahrt sahen wir das erleuchtete Berlin. Ist das dort ein Betrieb!! Und alles klappt! An diesem Abend war nicht gleich ans Einschlafen zu denken, soviel gab es zu erzählen!

Nächsten Morgen früh brachte uns der Omnibus zum Flughafen, wo es eine Unmenge Flugzeuge, große und kleine, zu sehen gab. Ein paar Maschinen landeten gerade. Das war vielleicht ein Erlebnis für uns Jungen! Ja, wir durften sogar in die eine Maschine reinkriechen und alles in der Nähe bestaunen. Dann fuhren wir zur Beamtenpresse, wo es ein gutes Mittagessen gab. Und dann ging's hinaus nach Wannsee und mit dem Dampfer nach Potsdam. An der Garnisonkirche vorbei kamen wir zum Schloß Sanssouci. Fein, daß wir das alles sehen konnten, wo uns Jungen der Alte Fritz doch längst nicht mehr fremd ist. Auf dem Rückweg zum Omnibus sahen wir noch die historische Mühle. Die letzte Nacht in Berlin, wo wir am liebsten noch vier Tage und noch länger bleiben möchten! Aber, was hilft es, am nächsten Morgen mußten wir doch Abschied nehmen. Im Reichsbund war noch eine Abschiedsfeier für uns, bei der Reichsbeamtenführer N e e f zu uns sprach. Jeder von uns erhielt zum Andenken an die Fahrt ein gerahmtes Bild unseres Führers und eine Tafel Schokolade. Tante Dora überreichten wir als Zeichen unseres Dankes einen Blumenstrauß. Viele Damen und Herren des Reichsbundes kamen noch zum Autobus herunter. Wir bekamen auch noch Fähnchen, mit denen wir zum Abschied winkten. Punkt 12 Uhr verließen wir die Reichshauptstadt. Mit unserem Autobus schlängelten wir uns durch den tollen Betrieb auf Straßen und Plätzen. Auf der Rückfahrt hielten wir in Neustädtel, wo es in einem Gartenlokal Wurstschnitten und Kaffee gab. In Breslau waren wir gegen 24 Uhr und kamen auch hier in den riesigen Trubel hinein, da der Führer unerwartet eingetroffen war. Hier durften wir uns mit unserem Autobus nicht aufhalten. Weiter ging's nach Grunsruh, das wir glücklich um 2 Uhr erreichten. Unsere Eltern erwarteten uns schon lange vor dem Dorf. Erst sehr spät kamen wir in die „Falle". Es gab noch viel, viel zu erzählen.

Dieser Schulausflug wird uns immer im Gedächtnis bleiben, denn wer weiß, ob wir noch einmal nach Berlin kommen. Jetzt wissen wir, wie Berlin aussieht. Wir sind stolz, einen großen Teil unseres schönen Vaterlandes gesehen zu haben.




(Aus H. Rogmann, Schlesiens Ostgrenze im Bild)

**Grab des ersten Gefallenen in Grunsruh**

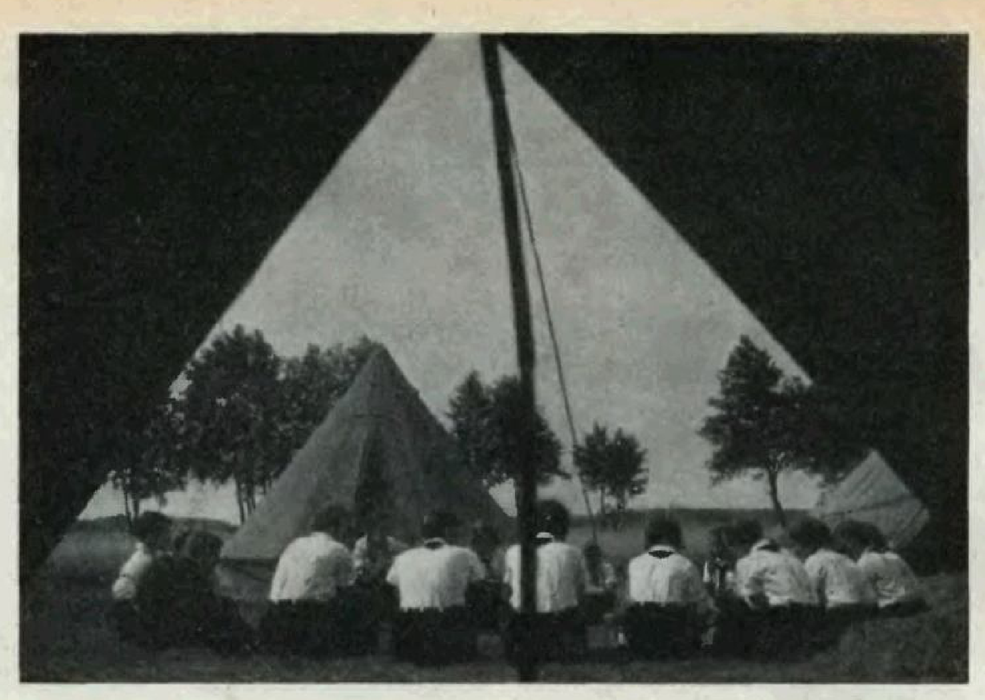
## Nichts kann uns rauben

Worte von Karl B r ö g e r, Weise von Heinrich Spitta

Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben zu unserm Land;
Es zu erhalten und zu gestalten,
Sind wir gesandt.

Mögen wir sterben,
Unseren Erben gilt dann die Pflicht:
Es zu erhalten und zu gestalten;
Deutschland stirbt nicht!

Aus: HJ.-Liederbuch Nr. 15, 1. Jahresband 1935



BDM. Obergau Schlesien, Breslau

# Jungmädel der Grenzkreise erzählen

**Der Bergmann**

Schlanke Fördertürme und schwarzgraue Halden kennzeichnen das oberschlesische Kohlengebiet.

In den Gruben sausen die eisernen Förderschalen viele hundert Meter tief in den Schacht hinab. Der Schein des Grubenlichtes beleuchtet das Gerüst des Schachtes, in dem die Förderkörbe hinab- und hinaufgleiten. In diesen Kohlengruben übt der Bergmann seinen gefährlichen Beruf aus.

Mit frohem Mut verläßt er seine Familie und geht zur täglichen Schicht. Im Markenhaus holt er seine Kontrollmarke und zieht im Badehaus seine Arbeitskleidung an. Wenn er mit der Schale eingefahren ist, wird jedem einzelnen sein Arbeitsort zugeteilt.

Lange waagerechte Stollen mit dicken, runden Hölzern, den „Stempeln" gestützt, durchziehen unter Tage das Gestein. Die Hauptförderstrecke entlang benützt der Bergmann die elektrische Maschine, denn sonst müßte er zwei bis fünf Kilometer zu Fuß gehen.

Vor Ort angelangt, besieht der Häuer seine Arbeitsstätte. Er ist für sich und seine Mitarbeiter verantwortlich und muß deshalb prüfen, ob das Hangende fest ist. Wenn das nicht der Fall ist, muß er das Gestein behauen. Danach bohrt er ein Loch in die Kohle, das bis 1,50 Meter lang ist, und besetzt es mit Sprengstoff. Sobald das Bohrloch fertig ist, ertönt ein Warnungssignal, und alle eilen in die Schutzräume. Nach dem Abschießen muß er warten, bis die Rauchschwaden abgezogen sind. Er „bereißt" dann im Ort die schwachhängende Kohle und untersucht, ob auch keine Gefahr für die Arbeitenden vorhanden ist. Sonst müßte er den Ort mit „Kappe und Stempeln" verbauen. Die „Füller" schaufeln nun die Kohle in die Förderwagen.

Sehr groß sind die Gefahren, die täglich den Bergmann umlauern. Froh begrüßt er deshalb immer wieder das Tageslicht. Wenn der Bergmann seine Schicht beendet hat, fangen andere mit ihrer Arbeit an. So kommen und gehen sie, und die, die kommen, wissen nicht, ob sie wieder gehen werden.

Ein oberschlesisches Jungmädel

**Beuthen / Hindenburg / Gleiwitz:**

„Du armer Oberschlesier . . ."

Wie oft müssen wir von den Bewohnern anderer herrlicher Gegenden unseres Vaterlandes die Worte hören: „Du armer Oberschlesier, du mußt in einem Lande leben voll Ruß und Rauch, voller Maschinengetöse und Arbeitshast, voller Lärm und Schweißgeruch!"

Doch da möchten wir diesen Menschen ins Gesicht lachen: „Was wißt Ihr von Oberschlesien? Es ist wahr; bei uns reiht sich Grube an Grube und Hütte an Hütte. Freilich gibt es bei uns Rauch und Ruß.

Aber seid Ihr schon einmal durch die weiten, dichten Wälder bei Martinau und Friedrichswille gewandert? Laßt Euch von den leise rauschenden Eichen und Buchen erzählen von der Schönheit eines oberschlesischen Waldes mitten im Industriegebiet. Stundenlang kann man sie durchstreifen, und immer wieder entdeckt man neue Schönheiten und Eigenheiten.

Doch nicht allein der Wald macht Oberschlesien schön und anziehend. Kommt einmal zu uns nach Beuthen, und Ihr werdet alle von dem gewaltigen Arbeitsdrang, der von dem Getöse und Prasseln der Maschinen ausgeht, mitgerissen.

Oberschlesien, du Land der Arbeit!

Unaufhörlich drehen sich die Räder der Fördertürme und lassen die Schalen tief hinabsausen in den Schoß der Erde, wo Kohlen und Erze auf den Bergmann warten.

Über Tage türmen sich gewaltige Berge des kostbaren Gesteins. Tief greifen die Schaufeln der rasselnden Kräne in die bläulich schimmernden Massen. Dazwischen das Pfeifen der Lokomotiven, die bereit sind, das Gestein nach allen Himmelsrichtungen zu tragen. Schornsteine qualmen und färben den Himmel schwefelgelb. Hochauf zuckt die Flamme aus dem Hochofen. Unaufhörlich lärmen die Dampfhämmer. Weit öffnen sich die Tore der Gruben. Unübersehbare Menschenmassen drängen heraus, und wieder andere eilen an ihre Arbeitsstätte. So geht es in einem fort, ohne Pause, ohne Rast. Wo wir hinschauen, Arbeit, nichts als Arbeit.

Selbst bei Nacht ist keine Ruhe.

Und dieses Land ist Oberschlesien, unser Heimatland!

JM.-Führerin Karf, Beuthen



Heimatbuch f. d. oberschles. Industriegebiet, H. 1/1937

Mitten im oberschlesischen Wald, um Beuthen, Kattowitz und Gleiwitz sind die oberschlesischen Gruben und Hütten entstanden

## Stadt und Land zerrissen

Wir stehen am Grenzbaum und schauen die breite Straße entlang, die von hier aus durch polnisches Land führt. Das Pflaster ist grün überwuchert. Nur hier und da leuchten die rostigroten Schienen der ehemaligen Straßenbahnstrecke hervor. Polnische Willkür hatte einfach ein Stück der Strecke für sich in Anspruch genommen, so daß die Straßenbahn, die zwischen Hindenburg und Beuthen verkehrt, immer durch ein Stück polnisches Land fahren mußte. Am Grenzhaus wurde die Bahn versiegelt, ein polnischer Grenzer begleitete sie und öffnete am anderen Ende der Grenze wieder die Plombe, um die Bahn für die weitere deutsche Strecke freizumachen. Nicht lange machten das die Deutschen mit. Sie schritten zur Selbsthilfe, legten eine neue Straße an, die an der Grenze entlangläuft und auf deren silbrig glänzendem Schienenstrang die Straßenbahn den regen Verkehr zwischen den beiden großen Industriestädten vermittelt.

War es nur Willkür, die diesen kleinen Korridor schuf? Nein, das war sehr wohl berechnet. An der breiten Straße, die in einem rechten Winkel durch das Dorf führt, stand nämlich das große, sehr moderne Knappschaftskrankenhaus, das die Polen für ihre Grubenunfälle usw. notwendig zu brauchen glaubten. Und was sie brauchten, nahmen sie sich. So wurde die Straße, die hinter dem Krankenhaus eine scharfe Biegung nach links macht, zu Polen geschlagen und die Grenze wie ein Bogen von einem Schenkel des Winkels, den die Straße bildet, bis zum andern gespannt.

Und heute steht das Krankenhaus nicht mehr, um das soviel Erbitterung in das Grenzvolk gekommen war. Die Unterhaltungskosten waren zu hoch, man brauchte es nicht mehr. Es wurde abgerissen.

Johanna Skoluda

**Ratibor**

Im weiten Urstromtal der Oder, im Südostzipfel Oberschlesiens, liegt die Stadt des jungen Eichendorff: Ratibor! Wenn man von den Anhöhen von Ottwitz in das weite, vielfach zergliederte Land schaut, dann sieht man ganz in der Ferne, dort im Süden und bis weit östlich die „Beskiden", das „Mährische Gesenke", und als Krönung nach Nordosten den „Altvater". — Dort liegt die Mährische Pforte, durch die sich die junge Oder ihren Weg bahnt, dort zogen im Laufe der Jahrtausende immer wieder Völker und Stämme von Norden nach Süden und von Süden nach Norden, um sich in der Ferne neue Lebensmöglichkeiten zu suchen.

Durch die geographische Lage ist der Grenzlandcharakter unserer Landschaft für alle Zeiten festgelegt. Denn Ratibor liegt nicht allein an der polnischen Grenze, sondern durch die Abtretung des Hultschiner Ländchens ist unser Kreis auch zum Gebiet mit tschechischer Grenze geworden. Das ist die doppelte und besondere Grenzlage Ratibors.

Durch die doppelte Grenzziehung im Süden und Osten, durch den Verlust des kaufkräftigen Hinterlandes hat unsere heimische Industrie schwer gelitten. Das für die Wirtschaft so wichtige Kohlengebiet von Rybnik und des Hultschiner Ländchens ist uns verlorengegangen, und viele wichtige Verkehrswege sind durchschnitten worden.

Ruth Stachowski

**Neisse**

„Habt Ihr schon von Neisse gehört? Der Stadt der Türme, dem schlesischen Rom? Und von der Festung Neisse?"

Alte schöne Kirchen schicken ihre Türme hoch in den Himmel. Der Rathausturm ist 95 Meter hoch und steht seit 1499. Um 12 Uhr erscheint die Holzfigur eines Bürgermeisters, der rechtsprechende Bürgermeister genannt. — Die Kugel auf der nadelfeinen Spitze erscheint wie ein Spielball, und doch könnte ein Mensch darinnen stehen! Weiter haben wir eine 550 Jahre alte Kirche, die Jakobuskirche; auf Pfählen erbaut, trägt sie das größte Steildach Deutschlands. Auch die anderen Kirchen sind sehr alt und tragen herrliche Malereien und Schnitzereien.

Ein Wahrzeichen aus dem Dreißigjährigen Kriege ist der „Schöne Brunnen". So genannt, weil er ein wundervolles schmiedeeisernes Gitter trägt. Als nämlich im Dreißigjährigen Kriege alle Brunnen vergiftet wurden, fand man nach langem Suchen hier eine Quelle. Diese schützte die Bürger vor dem Verdursten und der Übergabe der Stadt. Aber auch er wurde durch Spione vergiftet und trägt darum dieses Gitter.

Jetzt kommt das Schönste für uns Jungmädel: die Festung Neisse! Tiefe Wallgräben und unterirdische Gänge gibt es bei uns. Das alles verdanken wir Friedrich dem Großen. Neisse war seine Lieblingsfestung.

An jedem Ausgang der Stadt steht ein hoher Turm, der Torturm. Der Berliner und der Breslauer Torturm sind heut noch erhalten. Hier zeugen noch viele Löcher in den Mauern der Türme und eine darin steckengebliebene Kugel von den harten Kämpfen um die Festung.

Wir Neisser sind sehr stolz auf unsere Stadt. Überall erinnert etwas an den „Alten Fritz". Hier und dort ist er entlanggegangen, in der alten Bergapotheke war sein ständiges Absteigequartier, ein einfacher Bau mit alten Holzgalerien.

Anekdoten über Friedrich den Großen gibt es hier viel!

Eines Abends fragte ihn ein General, ob er sich von den übrigen Ziegeln der Festung ein Haus bauen dürfe. Das könne er wohl, war die Antwort.

Als der Alte Fritz nun wieder einmal nach Neisse kam, wollte er das Haus sehen. Der General führte ihn zu einem großen palastähnlichen Gebäude. Da wurde der König zornig und befahl, daß das Haus zur Strafe immer rot angestrichen sein sollte. So ist es auch heute noch und wird das „Rote Haus" genannt.

Hanne Kaiser

Obergau Schlesien: Jungmädel der Grenzkreise erzählen. Sommer 1937

---

**Deutschland?**

... Keiner weiß, wo es anfängt, keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen in dieser Welt ... Man hat es im Herzen ... oder man findet es nirgends und nie ...

Hans Johst

# Die Oder im Frühling

Von Hans Niekrawietz

Wie fließest du so sacht und still
ins weite, feierliche Land!
Wie jemand, der nach Hause will
und seinen Heimweg wiederfand.

Die ersten Blumen blühen auf
am Weidenbusch und Uferhang.
Sie lauschen alle deinem Lauf
und deinem heimlichen Gesang.

Bald kehren auch die Schwalben heim
und mancher andre Vogelzug.
Sie singen dir den schönsten Reim
und wissen dir nicht Lob genug.

Wir selber ziehen wieder jung
zum Ufer hin im Frühlingslicht
und sehen voll Verwunderung
des Stromes ewiges Gesicht.

Wie fließest du so sacht und still
ins weite, feierliche Land!
Wie jemand, der nach Hause will
und seinen Heimweg wiederfand.

Oppelner Heimatkalender 1938

# Von uns Jungmädeln im Grenzland

Von L. H.

Heut kommt Besuch! Wir Jungmädel freuen uns schon! Da wollen wir mal tüchtig erzählen, wie es hier bei uns in Grunsruh aussieht. Ja, wißt ihr denn überhaupt, wo das liegt? Schnell die Karte zur Hand — richtig, da ganz in der Ostecke, hart an der Grenze, im Kreise Rosenberg. So, nun werdet ihr euch zurechtfinden bei uns.

Neugierig und ungeduldig stehen wir an der Ecke der Rosenberger Landstraße und warten auf den Bus. Da — endlich die verheißungsvolle Staubwolke — oben bei der Ziegelei. Freudiges Winken, knatternd hält er. — Alles raus!

Zehn Jungmädel aus Mecklenburg. Wir heißen sie herzlich willkommen, und gleich ist da etwas Gemeinsames zwischen uns. Ganz klar — wir sind doch eben Jungmädel mit Leib und Seele und gehören zusammen, ist ja ganz gleich, aus welcher Ecke Deutschlands wir nun gerade stammen. So geht es singend zur Schule. Durst haben unsere Mecklenburger und Hunger wohl auch. Also mal tüchtig ran an Kaffee und Kuchen, wir haben schon vorgesorgt. Es war ja gar nicht so einfach, das alles so zusammenzuschustern, aber wir haben uns eben ein paar Tage vorher aufgemacht und bei unseren Siedlern und Bauern Mehl, Butter und Eier geschnorrt. Na, und dann das Backen, das gab vielleicht eine Aufregung, wer — wie — wo? Denn unsere Eltern, die sind gar nicht alle so begeistert von unserer Sonderbetätigung in der Jungmädelschaft, und es ist wirklich ein Segen, daß die Maiden vom Arbeitsdienst, die bei uns arbeiten, ein gutes Wort für uns und unsere Sache einlegen.

Unsere Schulklasse, wo wir zusammen sein wollen, ist fein neu gestrichen, neue Bilder vom Führer haben wir jetzt auch. Richtig einladend sieht unser geschmückter Kaffeetisch aus, und wir sind alle miteinander in froher Stimmung. Daß der Kuchen nicht allzu rasch schwinde, eine Singepause! Ein kleiner Wettstreit zwischen Mecklenburg und OS. Wir halten durch, trotzdem wir nur acht gegen zehn sind! Ehrensache! Ein lustiger Kanon einigt dann die „Streiter".

Und das ist so fein, daß es eigentlich keiner anzuordnen braucht, es ergibt sich so von selbst, daß jede was beisteuert. Und zwischendurch so viele Fragen, von ihnen — von uns, jeder nach des anderen Heimat. Und so hocken wir uns dann im Kreise und erzählen von unserem Grenzdorf Grunsruh, das eins der ärmsten im ganzen Kreis Rosenberg ist.

Und am nächsten Morgen — einem strahlenden Herbstsonntag — gehen wir mit unseren Mädels aus dem Norden des Reiches hin zu unserer Grenze. Vor uns liegen die Hügel von Polen, eine kleine, verwahrloste Ansiedlung — tot, menschenleer. Wir stehen am Grenzstein, zu unseren Füßen die Lißwarthe, der Grenzfluß. Und auf einmal sind wir alle still — es ist ja zum ersten Male, daß die Mädels aus Mecklenburg Grenze erleben.

Vorbei am weiblichen Arbeitsdienstlager, wo es am Sonntag meist recht fröhlich zugeht, kommen wir „auf den Sand". Ja, das stimmt — die reinste Sandwüste, so stellt unser Besuch fest. Hier die Ansiedlung ist wohl unsere ärmste, kleine niedrige Strohkaten, notdürftig nur ausgebessert, und da — ein Zieh-

brunnen! So was kennen die anderen nicht, das gibt's auch nur noch selten in Deutschland sonst. Wie malerisch das aussieht, sie sind begeistert, und wir freuen uns daß wir es ihnen zeigen können. Und da hinten die Schmuggelmühle — herrliche Schauergeschichten geben wir zum besten, von unsichtbaren Falltüren, unterirdischen Gängen, aber nicht alles ist etwa gesponnen, was wir erzählen, das dürft ihr nicht denken.

Die Dorfstraße entlang, beim „Judenpalast" (dem jüdischen, größten Geschäft) vorbei, den Schulberg rauf, kommen wir zum Kirchhof, zum Grabe Paul Gruns, des ersten Gefallenen der Ostfront. Wir können von hier weit ins Polenland blicken und sehen den Kirchturm von Krzepice da drüben, von dem aus Paul Grun am 2. August 1914 auf einem Patrouillenritt erschossen wurde.

Und nun müssen unsere Mecklenburger Jungmädel schon wieder weiter, denn sie wollen ja noch runter nach Beuthen, in die oberschlesische Industrieecke. Schade, wir haben uns so gut mit ihnen verstanden, und es war wirklich schön die beiden Tage, auch für uns, weil wir ihnen unsere Heimat zeigen durften.

Ein herzliches Händeschütteln. — „Nach Ostland geht unser Ritt" singen wir ihnen zum Abschied und winken und winken noch lange.

# Ein Oppelner Junge im Landjahr

**Beim Bauer**

Vor Pfingsten wurden die ersten Jungen zum Bauer eingeteilt. Ich war schon ungeduldig und wartete jeden Tag darauf. Da bestimmte mich der Lagerführer zu einem Bauern nach Pyrehne. Wie war ich froh! Der langersehnte Tag war nun endlich da. Wir frühstückten, und dann ging es nach Pyrehne. Das ließ sich gehen! Denn das war ein Weg von sechs Kilometer. Viel Wald, dann wieder Buschwerk und Hügel, so wechselte die Landschaft. Ich erkundigte mich, wo mein Bauer wohnt. Da erhielt ich die Antwort: „Gegenüber von der Kirche." Da sah ich ein Wohnhaus und eine Scheune von Fachwerk. Etwas ängstlich betrat ich den Bauernhof. Da trat die Bäuerin heraus. Ich meldete mich zackig bei ihr. Da empfing sie mich freundlich und führte mich ins Wohnhaus. Ich bemerkte, daß alles peinlichst sauber war. Obwohl ich noch gar nicht gearbeitet hatte, bekam ich drei Wurstbrote als Frühstück. Als ich satt war, bekam ich den Auftrag, drei Körbe Kartoffeln abzukeimen. Als ich fertig war, kam gerade der Bauer vom Felde. Ich stellte mich ihm vor. Er musterte mich und fragte mich nach dem Namen. Er zeigte mir, wie Pferde gefüttert werden, wo die Stallungen und die Schuppen liegen, und führte mich im ganzen Hofe umher. Unterdessen war es Mittag geworden, und die Bäuerin rief uns zum Essen. Zu Mittag gab es Kartoffeln, Tunke und Räucherfleisch. Bei Tisch unterhielten wir uns. Der Bauer hatte einen Sohn, mit dem schloß ich gleich Freundschaft. Dann mußte ich wieder ins Lager zurück. Beim Abschiednehmen hatte ich eine schöne Überraschung: der Bauer stellte mir ein Rad zur Verfügung. So fuhr ich nun immer stolz zu Rad vom Lager zur Arbeitsstelle. Beim Bauern lernen wir die Arbeit kennen, im Lager Disziplin, Kameradschaft, Ordnung und Unterordnung.

Landjahrpflichtiger Franz Jamros aus Moosdorf
Oppelner Heimatkalender 1938

## Schlesisches Volk, hab acht!

Wir marschieren mit fliegenden Fahnen
Durchs lachende schlesische Land,
Und wir hören und sehn von den Ahnen,
Und wir fühlen den heiligen Brand.
Schlesisches Land, du Land auf der Wacht,
Schlesisches Volk, hab acht!

Wir marschieren durch Berge und Wälder,
Marschieren durch Stadt und Land.
Und wir sehen die Erntefelder,
Und wir drücken dem Kumpel die Hand.
Schlesisches Land, du Land auf der Wacht,
Schlesisches Volk, hab acht!

Wir marschieren durch Elend und Jammer,
Die Fäuste zu Eisen geballt,
Und wir greifen zum Pflug und zum Hammer
Und wenden das Elend bald.
Schlesisches Land, du Land auf der Wacht,
Schlesisches Volk, hab acht!

Und marschieren hinaus in den Morgen,
Ganz gleich, wie der Kampf vor uns steht,
Weil ja hoch über all unsern Sorgen
Der Name des Führers steht.
Schlesisches Land, du Land auf der Wacht,
Schlesisches Volk, hab acht!

Werner Altendorf



Ein oberschlesisches Mädel
ist gesund und lebensfroh

Amt für Kulturpflege d. Prov.-Verw. von OS., Breslau



Treu wie Stahl ist der oberschlesische Kumpel
Wen er ins Herz geschlossen hat,
für den läßt er sich totschlagen

Amt für Kulturpflege der Prov.-Verw. von OS., Breslau



**Die Stadt Neisse besitzt viele schöne alte Bauten**

Amt für Kulturpflege der Prov.-Verw. von OS., Breslau



**Zusammentreffen von Kultur- und Maschinenlandschaft**

(Aus H. Rogmann, „Schlesiens Ostgrenze im Bild") Aufn.: Boidol

# Mädel kämpfen für deutsches Volkstum

Castrop-Rauxeler Mädchen kamen nach Oberschlesien, in die „kalte Heimat", wie wir zuerst glaubten. Aber wie schön ist es hier und wie herrlich, das Dorf zu erobern.

Als erstes Zusammentreffen mit den Dorfbewohnern veranstalteten wir auf der Dorfwiese ein kleines Volksfest. Das war ein Singen, ein Spielen und Lachen, so daß selbst ein starker Regen unsere Dorfbewohner nicht davon abhalten konnte, uns weiter zuzuschauen. Als wir nach Hause gingen, hatten wir alle das Gefühl, daß die anfängliche Zurückhaltung uns gegenüber geschwunden war und wir die Herzen der Dorfbewohner schon ein gut Teil gewonnen hatten.

Jede Woche ist nun Feiersingen im Dorf, und der Kreis, der mitmacht, wird immer größer. Nach jedem Spiel laufen besonders die Kinder hinter unserer Marschkolonne her und blinzeln sehnsüchtig nach dem Lager und möchten gern mit uns hereinkommen. Immer wieder fragt man uns: „Du, wann kommt ihr denn wieder zum Platz bei der Kapelle und spielt mit uns?"

Endlich konnten wir ihnen die riesengroße Freude bereiten und sagen: „Am nächsten Sonnabend kommt ihr alle, jung und alt, ins Lager zum großen Kinderfest." Das war ein Treiben! Die Großen sahen uns zu, als wir mit den Mädeln spielten und die Jungen Hindernisstaffeln liefen und nach dem Siegerpreis, den Würsteln, schnappten. Selbst ein schönes Stegreifspiel fehlte nicht. Den Höhepunkt aber bildete die Verlosung. Sie waren gar zu schön, alle die selbstgebastelten Spielsachen: Puppen, Drachen, Bilderbücher, Tiere und Kleidchen. Mit großem Eifer hatten wir das alles fertiggestellt, denn wir wußten, welche Freude wir den Kindern damit machen würden.

Nun kamen wir nach Pfingsten das erstemal in den Außendienst. Darauf hatten wir uns alle schon lange gefreut. Wir wollten unseren armen Bauern recht tüchtig helfen, denn sie haben es sehr schwer auf diesem kargen Sandboden. Wir wurden den Bauern bald eine unentbehrliche Stütze. War dann Kirmes oder Hochzeit im Dorf, dann fehlten auch bei uns die Kuchenberge nicht, denn bei allem denken die Bauern auch an „ihre Mädel".

Wir sahen bald, daß der Oberschlesier ganz anders ist, als er oft geschildert wird. An manchen Orten wird zwar noch eine Mischsprache gesprochen, aber heute nicht mehr so viel wie früher. Und hier haben wir das Schönste geleistet! Wir richteten einen Kindergarten ein! Da kommen vormittags die Kleinen, nachmittags sind sogar die größeren Schulkinder dabei, und wir singen und spielen munter miteinander, so daß sie schon viel von uns gelernt haben.

Jetzt spielen wir in unserem Lager auch deutsche Märchen. 200 kleine und große Kinder schauten zu und gingen mit Feuereifer mit. Eine Jungmädelschaft haben wir ebenfalls ins Leben gerufen, und wir freuen uns, daß unsere Dorfmädel so gern Jungmädel sein wollen. Wir sind froh und glücklich, daß wir uns unser Dorf so erobert haben. Wir können uns unser Landjahr ohne unsere lieben Dorfleute gar nicht mehr denken.

„Das Landjahr", 4. Jahrgang 1937/38, Nr. 4 vom 15. 7. 1937.

## Mein Schlesierland!

Wer die Welt am Stab durchmessen,
Wenn der Weg in Blüten stand,
Nimmer konnt' der doch vergessen
Glückberauscht sein Heimatland.
Und wenn tausend Sangesweisen
Nur der Fremde Lob entquillt,
:,: Einzig will das Land ich preisen,
Dem mein ganzes Sehnen gilt. :,:
Sei gegrüßt am schönen Oderstrand,
Traute Heimat, traute Heimat,
:,: Schlesien, du mein liebes Heimatland. :,:

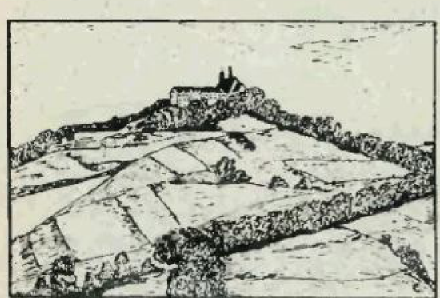
Schlesierland, du Länderkrone,
Sei gegrüßt viel tausendmal,
Wo auf sagenreichem Throne
Mächtig herrscht Geist Rübezahl.
Wo im Volke stets aufs neue
Deutscher Freiheit Odem weht,
:,: Wo als Bild von Männertreue
Kühn der alte Zobten steht. :,:
Refrain.

# Wir fahren durch Schlesien

Text von F. Flott, Bilder von G. Cudek

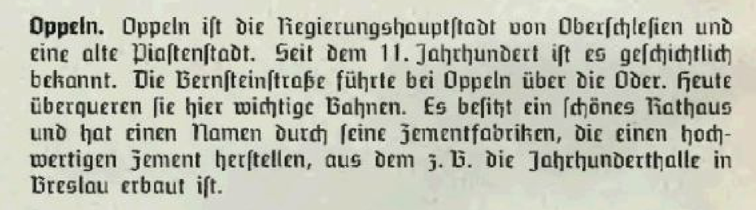
**„Wir marschieren mit fliegenden Fahnen durchs lachende schlesische Land . . ."**

Endlich hat es geklappt. Vor unserer Schule steht der Omnibus, mit dem wir durch Schlesien fahren wollen. Jungen und Mädel sitzen bereits darin. In einigen Minuten geht es ab. Vor dem Omnibus stehen die vielen Bekannten von meinen Freunden und meine Eltern und Geschwister. Die Mutter gibt mir noch die letzten guten Ermahnungen auf den Weg mit, damit ich ja folgen soll. Meine Schwester, die nicht mitfahren darf, muß zu Hause meine Kaninchen füttern, die Blumen begießen und in der kommenden Woche den Beitrag für das Jungvolk bezahlen. Sie soll im nächsten Jahre mitfahren. Der kleine Bruder wollte zu gern mit, er steht da und weint. Aber es hilft nichts, er muß zu Hause bleiben. Unser Dackel, die Hexe, bellt laut, weil er auch mit will. „Alles einsteigen!" sagt der Lehrer, und es geht los. „Tut! Tut!" macht der Omnibus, der Gang wird eingeschaltet, und wir fahren ab. Hinaus geht es durch die schöne oberschlesische Landschaft, durch unser Heimatdorf, an der Oder entlang zu unserem ersten Reiseziel, zum Annaberg.

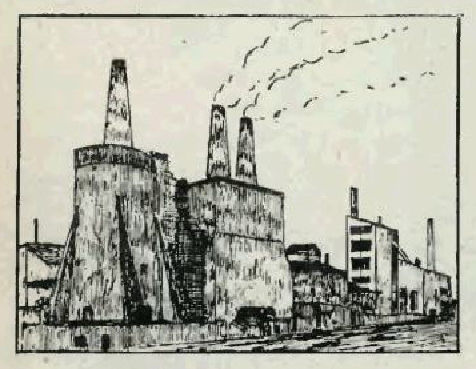


Wir landen in **Annaberg** auf dem Ring. Dort erwarten uns der Kaspermichel mit Herrn Schnupsel. Schnupsel ist heute sehr fein angezogen. Er hat ein Paar neue Schuhe an, Hose mit Bügelfalten und eine Fliege. Er benimmt sich ganz artig, weil Kaspermichel uns den Annaberg erklären will. Er sagt uns folgendes: Der Annaberg ist das Wahrzeichen Oberschlesiens, Oberschlesiens heiliger Berg. Er beherrscht die gesamte Landschaft und schaut nach Norden zu den Wäldern der Malapane und nach Süden zum Odertal hinüber. Auf der Spitze des Annaberges ist die Wallfahrtskirche und da unten die Jugendherberge und die Thingstätte. Hier am Annaberg haben am 21. Mai 1921 die deutschen Freiheitskämpfer die polnischen Eindringlinge verjagt und einen Sieg für die Deutschen errungen. Aus Muschelkalk und Basalt ist der Annaberg aufgebaut. In mehreren Steinbrüchen werden diese Gesteine gebrochen. Am Abhang des Annaberges liegt Scharnosin mit schönen Buchenwäldern. Es wird die oberschlesische Schweiz genannt. Wir müssen aber bald weiter und möchten die beiden gern mitnehmen. Schnupsel möchte zu gern mit uns fahren, aber Kaspermichel sagt: „Nein, Schnupsel, wir müssen noch arbeiten und dürfen nicht mit." Wir verabschieden uns von beiden, und weiter geht es nach





**Oppeln.** Oppeln ist die Regierungshauptstadt von Oberschlesien und eine alte Piastenstadt. Seit dem 11. Jahrhundert ist es geschichtlich bekannt. Die Bernsteinstraße führte bei Oppeln über die Oder. Heute überqueren sie hier wichtige Bahnen. Es besitzt ein schönes Rathaus und hat einen Namen durch seine Zementfabriken, die einen hochwertigen Zement herstellen, aus dem z. B. die Jahrhunderthalle in Breslau erbaut ist.



Durch die schönen Wälder um Schulenburg fahren wir nach **Groß-Strehlitz.** Der Name Groß-Strehlitz soll auf die Gründung eines Jagdschlosses der Oppelner Piastenherzöge zurückgehen. Es ist ein Städtchen mit einem schönen Park und mehreren Kalkwerken, die der Stadt ein besonderes Bild verleihen. Früher wurde um Groß-Strehlitz sehr viel Hopfen angebaut. Nördlich der Stadt befindet sich Himmelwitz mit einer schönen Klosterkirche, die im 13. Jahrhundert von den Deutschen erbaut wurde. Auf dem Steinberg im Südteil des Kreises ist ein Segelfliegerheim, auf dessen Gelände die oberschlesischen Segelflugverbände ihre Flugzeuge fliegen.

Von Groß-Strehlitz geht es nach **Guttentag,** einem Städtchen in der nordöstlichsten Ecke von Oberschlesien. Es ist die Kreisstadt des gleichnamigen Kreises, der aus den Resten des früheren Kreises Lublinitz entstanden ist, der im Jahre 1922 an Polen verlorenging. Durch die weiten oberschlesischen Wälder und die stillen Dörfer führt uns der Weg. Ein Junge stimmt ein Lied an, wir singen alle mit: „Im schönsten Wiesengrunde ...."



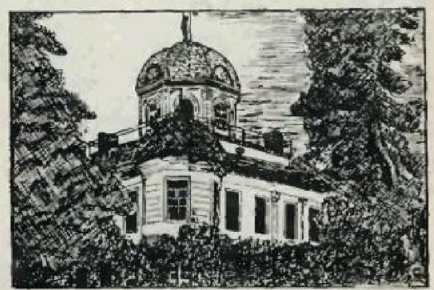
**Rosenberg** ist ein Städtchen, das von Heinrich I., dem Bärtigen, im Jahre 1208 gegründet wurde. Im Kreise Rosenberg sind eine Reihe von Wandalengräbern ausgegraben worden. Die Grenze gegen Polen ist die Prosna, die seit vielen Jahrhunderten die Grenze zwischen Deutschland und Polen ist. Im Norden des Kreises liegt Grunsruh, wo sich das Grab von Paul Grun, dem ersten im Osten Gefallenen des Weltkrieges, befindet. In Rosenberg liegt auch die schöne Schrotholzkirche St. Anna.



Wir fahren an der Grenze entlang nach dem Kreise **Kreuzburg,** der landwirtschaftlich gut aufgeschlossen ist und den wir von Gustav Freytag her kennen, der in Kreuzburg geboren wurde. Wir besichtigen das Geburtshaus Gustav Freytags. Die Stadt Kreuzburg hat ein altes Schloß, das von den Kreuzherren gegründet wurde und zum Teil erhalten ist. Der Kreis kam im Jahre 1815 an den Regierungsbezirk Oppeln. In ihm liegen auch die schönen Städtchen Pitschen und Konstadt. In Konstadt befindet sich die größte Flachsröste des Deutschen Reiches.

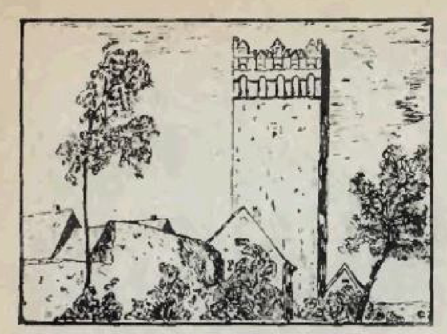


Die Fahrt geht nach dem Süden durch das Waldland der Malapane und des Stober nach **Bad Karlsruhe,** das mitten in den oberschlesischen Wäldern liegt. Karlsruhe ist im Jahre 1747 von Karl Christian Erdmann Herzog von Württemberg-Oels gegründet worden. Wie ein Märchen wirken das Schloß und die Häuser. Wie ruhig es hier ist. Alles ist vom Walde eingeschlossen. „Du oberschlesische Heimat, du wälderrauschendes Land". — In den tiefen Wäldern um Karlsruhe haust noch als seltener Gast der schwarze Storch. Hier im Walde von Karlsruhe liegen eine Reihe von Siedlungen Friedrichs des Großen: Blumenthal, Kupp, Finkenstein.





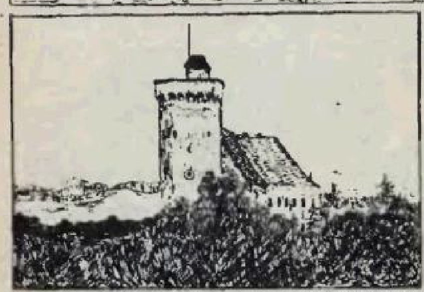
Aus dem Waldland geht es über die Oder nach **Falkenberg.** Bekannt ist dieser Kreis durch seine Teichlandschaften, durch den Wechsel von Wald und Seen. Im Jahre 1224 wird Falkenberg bereits erwähnt. Bedeutend sind im Falkenberger Land die Tonwarenfabriken, der Basaltbruch bei Grafe und die Porzellanfabrik in Tillowitz, die eine Weltfirma ist.



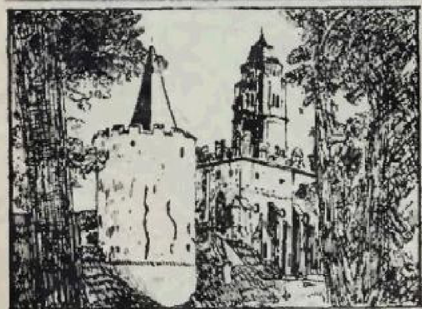
An den Kreis Falkenberg schließt sich der Kreis **Grottkau** an, der fruchtbaren Boden hat. Der Wald hört auf und die weite Ackerebene liegt vor uns. Die Stadt Grottkau wurde im 13. Jahrhundert von Herzog Heinrich IV. gegründet und mit deutschem Recht ausgestattet. Teile der alten Stadtmauern sind heute noch erhalten.



Der Weg führt uns weiter nach **Neisse,** der alten Festung Friedrichs des Großen, mit vielen schönen Bauten, dem Rathaus, der Jakobskirche und dem Schönen Brunnen. Hier in Neisse liegt der Dichter Eichendorff begraben. In Neisse-Neuland befindet sich der Heimgarten, eine Volksbildungsstätte. Besonders zu erwähnen ist noch das Neisser Konfekt, das weit über die Grenzen Oberschlesiens bekannt ist.



Im Neißetal aufwärts fahren wir nach **Ottmachau,** das im landschaftlich schönen Neißetal liegt, und erkennen schon von weitem das Wahrzeichen dieser Stadt, die Landesburg. Bei Ottmachau befindet sich auch die schöne Talsperre, in der es sich wundervoll baden läßt. Hier im Neißetal finden wir noch die seltene Sumpfschildkröte.

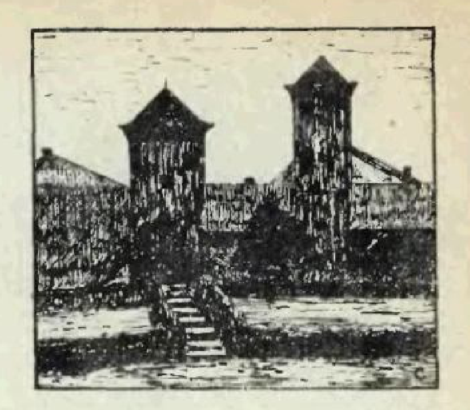


**Patschkau** ist das nächste Ziel, das wir erreichen, und das wegen der alten Türme und Mauern das „schlesische Rothenburg" genannt wird. Es hat eine vollständig erhaltene Stadtmauer mit Tor und Wehrtürmen.

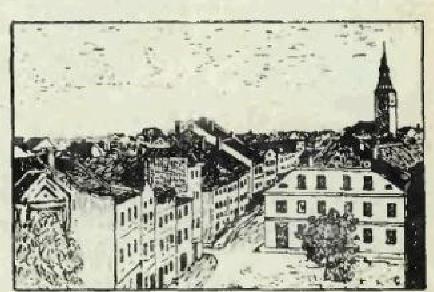


Am Fuße der Sudeten entlang geht die Reise über Bad Ziegenhals auf die **Bischofskoppe,** den höchsten Berg des reichsdeutschen Oberschlesien, 890 Meter hoch. Am Fuße der Bischofskoppe liegt, auf dem Wege nach Neustadt, das schöne Bad Wildgrund. In dem klaren Gebirgswasser nehmen wir schnell ein Bad. Wir werden besonders willkommen geheißen und brauchen keinen Eintritt zu bezahlen.

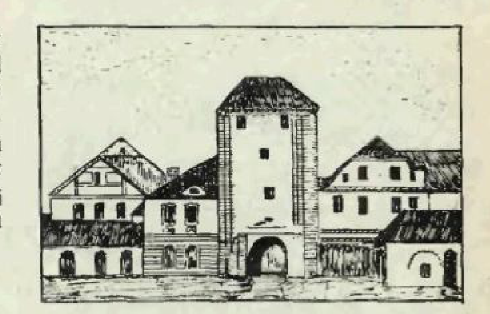
Von Wildgrund geht es weiter nach **Neustadt**, das bereits im Jahre 1259 gegründet wurde. In Neustadt ist die Burg Wogendrossel, die zum Schutze der Straße Breslau—Wien erbaut wurde, sehenswert; ebenso die Alte Wasserkunst, in der heute die Jugendherberge untergebracht ist. Neustadt ist der Sitz einer der größten Leinenindustrien im Deutschen Reiche.



Das Gebiet an den Sudeten ist sehr fruchtbar, und der Kreis Leobschütz, in den wir jetzt fahren, wird deshalb landwirtschaftlich besonders ausgenutzt. Wie herrlich stehen hier die Weizen- und Gerstenfelder. Aber etwas fehlt, der Wald. **Leobschütz**, die Kreisstadt, wird bereits im Jahre 1107 genannt. Das Gebiet um Leobschütz ist altes Siedlungsland der Steinzeit, der Bronzezeit und der germanischen Zeit. In der Nähe der Stadt ist der bekannte schlesische Dichter Philo vom Walde geboren worden. Wichtig sind noch die Gipsgruben bei Dirschel und das Bauerndorf Piltsch, das wohl das schönste Bauerndorf Schlesiens ist.



Von Leobschütz aus geht es nach der Stadt **Cosel**, die sich als eine der wenigen deutschen Festungen im Jahre 1807 nicht ergeben hat. Cosel liegt in einer landwirtschaftlich gut aufgeschlossenen Gegend, verfügt über Musterwirtschaften und ein Pferdegestüt. In dieser Stadt befindet sich eine große Zellulose- und Papierfabrik, die zu den größten des Deutschen Reiches zählt. Von Cosel aus wird die Oder schiffbar und bei Cosel beginnt der Adolf-Hitler-Kanal, der bis nach Gleiwitz führt. Der Hafen von Cosel ist einer der größten Binnenhafen Deutschlands.

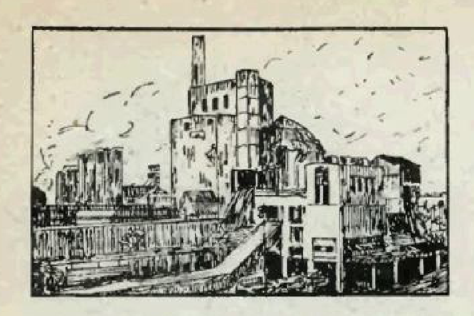


An der Oder entlang geht es stromauf nach der Geburtsstätte Eichendorffs, Schloß Lubowitz, und nach der Eichendorffstadt **Ratibor**. Unter der Linde des Schlosses Lubowitz saß der Dichter und sah in das weite Odertal. Hier entstand das Lied: „O Täler weit, o Höhen ...". Ratibor liegt an der alten Völkerstraße, die entlang der Oder durch die Mährische Pforte nach dem Süden geht. Es verfügt über eine Reihe von Industrien, so über die Planiawerke, die Leitungskohle herstellen und mit die größten Werke des europäischen Festlandes sind, über die Schnupftabakfabriken von Doms u. a. Durch die Teilung von Oberschlesien hat Ratibor viel verloren. Große Teile des Kreises mußten an Polen und an die Tschechoslowakei abgetreten werden. Durch die Stadt geht auch die Fern-D-Zug-Verbindung Konstantinopel—Budapest—Berlin. Bei Annaberg, im Südteil des Kreises, ist an der Dreiländerecke ein Denkmal mit den Aufschriften „Einigkeit! Recht! Freiheit!"

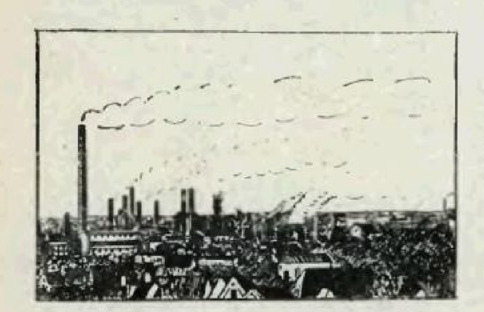


Wir fahren an der Oder zurück über die Nebenflüsse Ruda und Birawka, am Adolf-Hitler-Kanal vorbei, nach der **Burg Tost**. Die Burg Tost wurde bereits im 12. Jahrhundert gegründet und ist neben der Marienburg die größte Burg des deutschen Ostens. Sie hat früher der Familie Eichendorff gehört, und der junge Dichter Eichendorff hat hier mehrere Jahre verlebt. In dem Gedicht „Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'..." erinnert er uns an sein Heimatschloß. In Tost befindet sich auch eine sehr schöne Jugendherberge.

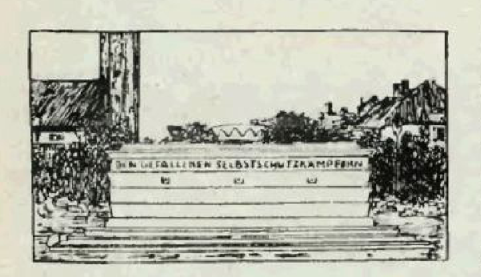




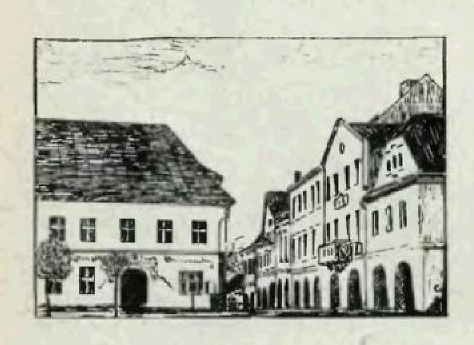
Auf der alten Straße von Tost über Peiskretscham geht es nach der Industriestadt **Gleiwitz**. Ein ganz neues Bild in unserer oberschlesischen Landschaft entrollt sich vor unseren Augen — Schornsteine, Gruben und Halden sehen wir das erstemal. Gleiwitz beherbergt eine Reihe von Verwaltungen der oberschlesischen Industrie. Hier in Gleiwitz stand der erste Kokshochofen auf dem europäischen Festland. Er wurde im Jahre 1796 aufgestellt. Die Gleiwitzer Kunsthütte hat sehr viel schöne Kunstwerke geschaffen. Im Jahre 1813/14 wurden hier die Eisernen Kreuze gegossen. Die Allerheiligenkirche ist das bedeutendste Bauwerk dieser Stadt. Wichtig noch die Schönwälder Stickstube, in der sehr schöne Handarbeiten hergestellt werden, und der Gleiwitzer Flugplatz.



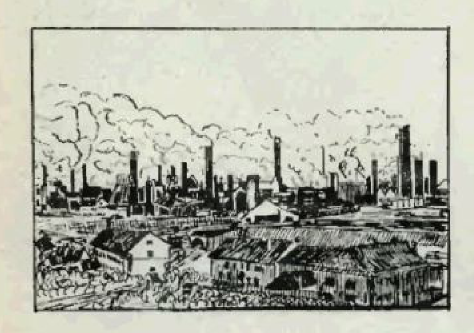
Wir fahren weiter nach **Hindenburg**, neben Breslau die größte Stadt Schlesiens mit über 130 000 Einwohnern. Es ist die Stadt der Gruben und Hütten, eine Stadt nimmermüder Arbeit. Die Donnersmarckhütte, die Delbrückschächte, die Drahtwerke und das Elektrische Kraftwerk sind bedeutende Industrie-Anlagen.




Durch einige Industrieorte mit Hindenburg verbunden ist **Beuthen**, eine Industriestadt, die bereits im Jahre 1178 bestand. Beuthen ist mit die älteste Stadt Ostdeutschlands, bekannt durch den Reichtum an Kohle und Erz. Bereits im 13. Jahrhundert haben hier deutsche Bergleute nach Blei und Silber gegraben. Friedrich der Große hat die Kohlen- und Erzindustrie aufgebaut und Beuthen den großen Aufschwung gebracht. Durch die Teilung im Jahre 1922 hat die Stadt außerordentlich viel gelitten. Bedeutend in dieser Stadt ist die Bleischarleygrube, die größte Erzgrube von Europa, das Selbstschutz-Gefallenendenkmal, das Erinnerungsmal für die im Kriege Gefallenen, das aus Kohle angefertigt ist, und das große Hallenschwimmbad, das größte Ostdeutschlands.

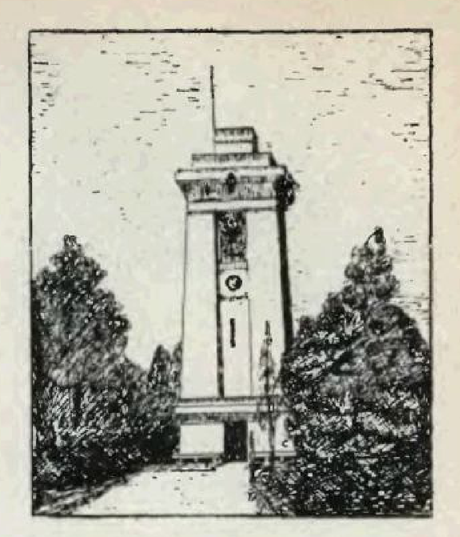


Nun geht es hinüber nach Ostoberschlesien, über die Grenze, die gewaltsam unser Oberschlesien zerrissen hat. An der Grenze werden wir alle kontrolliert. Unser Gepäck wird nachgeprüft. Es ist alles in Ordnung. Wir kommen zuerst nach **Tarnowitz**, der alten Berghauptstadt von Oberschlesien, in deren Umgebung Blei- und Eisenerze gegraben werden. Auf dem Ring der Stadt Tarnowitz fallen uns die vielen Laubenhäuser auf, die uns zeigen, daß Tarnowitz eine deutsche Stadtanlage ist.



Von Tarnowitz drehen wir nach Süden und kommen nach **Königshütte**, wo wir die großen Industrieanlagen besichtigen, die durch den Alten Fritz und seine deutschen Helfer aufgebaut wurden. Heute gehören sie uns nicht mehr.

Nach dem Besuch von Königshütte fahren wir nach **Kattowitz**, dem Industriemittelpunkt von Ostoberschlesien. Wichtig sind das Theater und der Bismarckturm, der nach der Abtrennung an Polen umgetauft wurde. Wir sprechen mit den Deutschen und merken, daß die Stimmung gedrückt ist, lesen auf den Gesichtern unserer deutschen Brüder und Schwestern viel Kummer und Sorgen und erfahren, daß die meisten von ihnen arbeitslos sind. Zum erstenmal kam uns so richtig zum Bewußtsein, daß die Deutschen in Ostoberschlesien einen schweren Schicksalskampf führen müssen.



Durch dieses Land, dessen Industrien Millionenwerte darstellen, geht der Weg weiter nach Süden über Nikolai nach **Pleß**. Aus dem Häuser- und Schornsteinmeer kommen wir wieder in das Waldland und wissen, daß unter uns immer noch die reichen Kohlenschätze lagern, die wir zum größten Teil an Polen abtreten mußten. In Pleß besichtigen wir das Schloß, in dem die Fürsten von Pleß wohnen, und im Wildschutzpark sehen wir Wisente als Jagdseltenheit.



Aus Ostoberschlesien führt uns der Weg über die alte preußische Grenze hinaus nach dem früheren Österreich-Schlesien, nach **Bielitz**. Bielitz ist eine alte deutsche Tuchmacherstadt. Hier erscheint auch eine „Schlesische Zeitung". Dieses Österreich-Schlesien hat bis zum Jahre 1742 zu Oberschlesien gehört und ist bei der Teilung bei Österreich verblieben. Es ist ein Teil des großen schlesischen Raumes, der bis auf den Beskidenkamm reicht.

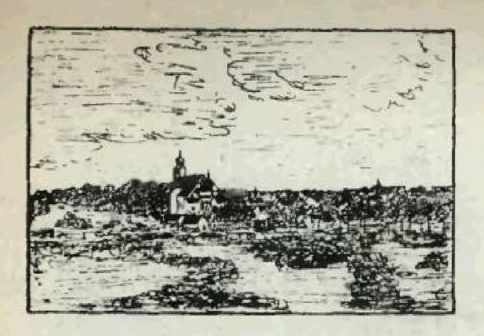


Von Bielitz geht die Fahrt weiter nach **Teschen**, einer alten Piastenstadt am Olsafluß. Durch den Machtspruch der alliierten Feindmächte wurde dieses Städtchen, in dem viele Deutsche wohnen, zwischen Polen und der Tschechoslowakei geteilt. In dem Gebiet um Bielitz und Teschen wohnen die Schlonsaken (die Schlesier), ein Volksstamm, der eine Mischsprache spricht und sich zum deutschen Kulturkreis zählt.



Nun fahren wir in den Beskidenbergen am Olsafluß aufwärts und kommen bis zum **Jablunkapaß**, von dem aus wir das weite Land überschauen. Bis hier hinauf ging Schlesien im Mittelalter. Von diesem großen Schlesien haben wir Stück um Stück verloren. Bis hierauf kamen die Türken in den Türkenkriegen. Über den Jablunkapaß geht eine wichtige Vogelzugstraße nach dem Donauraum.



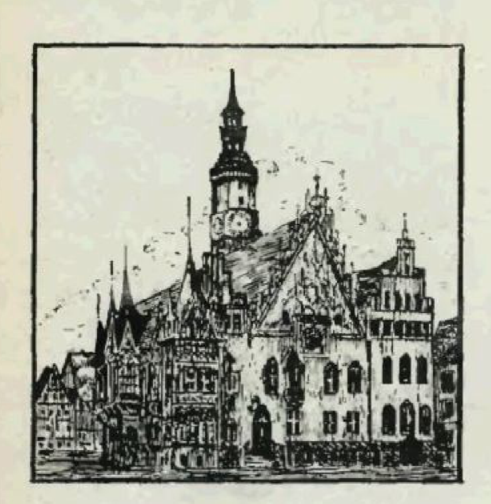


Über das schöne Gebirgsvorland führt uns der Weg vorbei an den größten Eisenwerken Mitteleuropas bei Wittkowitz und Mährisch-Ostrau, die die Deutschen in Österreich-Schlesien aufgebaut haben, nach **Hultschin.** Das Hultschiner Ländchen ist am 4. Februar 1920 ohne jegliche Abstimmung dem Deutschen Reiche entrissen worden. 50 000 treudeutsche Hultschiner wurden der Tschechoslowakei zugeteilt. Sie haben keine deutsche Schule, werden verfolgt, und ihre Kinder müssen nach Troppau in die Schule fahren. Das Gefängnis in Troppau wird, weil darin so viele Deutsche in Haft gehalten werden, das „Deutsche Haus" genannt. Wir sehen den Gesichtern dieser Menschen an, daß sie viel für das Deutschtum aushalten müssen, aber sich nicht unterkriegen lassen.



Aus dem Hultschiner Ländchen geht es wieder nach dem früheren Österreich-Schlesien, den Oppa-Fluß entlang nach **Troppau,** einer deutschen Stadt des Sudetenlandes, die jetzt unter der Tschechenherrschaft leidet. In dieser Stadt hat der große Erbforscher Gregor Mendel studiert. Er war ein deutscher Bauernsohn aus Heinzendorf im Kuhländchen.



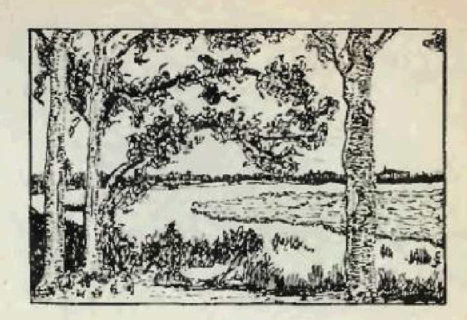


Nun haben wir in Oberschlesien unsere Fahrt gewissermaßen abgeschlossen und machen einen großen Sprung nach der schlesischen Hauptstadt, nach **Breslau.** Man kann von Breslau nicht alles erzählen, was es dort Schönes gibt, man muß Breslau gesehen haben: das Rathaus, die Dominsel, die Jahrhunderthalle und die vielen anderen Bauten. Jeder muß seine schöne und große schlesische Hauptstadt kennengelernt haben, um sie zu lieben und sich an ihrer Größe zu freuen. In diesem Jahr hat in Breslau das 12. Deutsche Sängerbundesfest stattgefunden. Das war ein großes Fest. Die deutschen Sänger aus der ganzen Welt haben sich hier getroffen. 30 000 Auslandsdeutsche waren da und über 500 000 Sangesbrüder aus dem Deutschen Reiche.

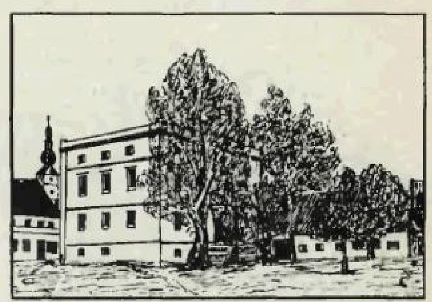


Im Norden von Breslau liegt **Trebnitz,** im Katzengebirge — deshalb Katzengebirge genannt, weil es so klein ist, daß eine Katze darüber hinwegspringen kann. Trebnitz umrahmen herrliche Buchenwälder. In Trebnitz ist eine schöne romanische Kirche, in der die hl. Hedwig, die Schutzpatronin von Schlesien, begraben liegt.

Durch die Buchenwälder führt uns der Weg weiter nach **Militsch,** das durch seine Fischteiche berühmt ist. Tausende von Zentnern Karpfen und anderen Fischen werden auf den Weihnachtsmarkt in ganz Deutschland verschickt. Im Frühling werden an den Teichen die Möweneier gesammelt und als Leckerbissen verkauft. In den verschwiegenen Seen und Wäldern leben seltene Wasservögel, so die Grau- und die Wildgans, der Reiher und andere. In Militsch betrat im Jahre 1813 Zar Alexander von Rußland deutschen Boden und hat im Schloß des benachbarten Trachenberg den Plan gegen Napoleon entworfen.



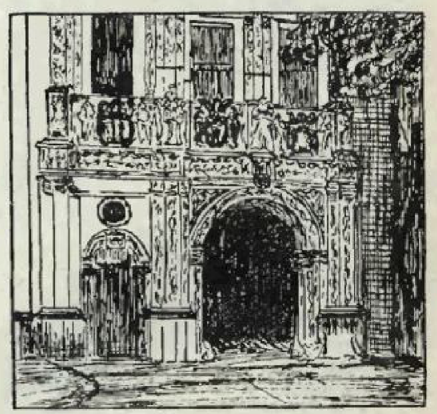
Die Fahrt geht an der Grenze entlang über Groß Wartenberg nach **Reichthal.** Überall sehen wir die unsinnige Grenzziehung, die Äcker und Dörfer zerschnitten hat. In Reichthal, einer Stadt, die zu den niederschlesischen Grenzkreisen gehörte, müssen wir sehen, wie Deutsche wiederum unter fremder Herrschaft gegen ihren Willen wohnen müssen. Ihr Schicksal liegt uns genau so am Herzen, wie das der Deutschen in Ostoberschlesien, Hultschin, Ostschlesien und Sudetenland. Bedrückt kehren wir nach Reichsschlesien zurück und empfinden, wie glücklich wir sein dürfen, daß wir im Deutschen Reiche wohnen können.



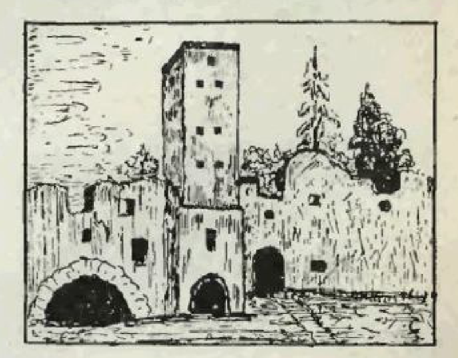
Durch Wald und Felder fahren wir nach **Namslau,** das in einer sehr schönen Umgebung liegt und in dem das alte Ordensschloß heute noch erhalten ist. Bekannt ist Namslau durch seine große Bierbrauerei.

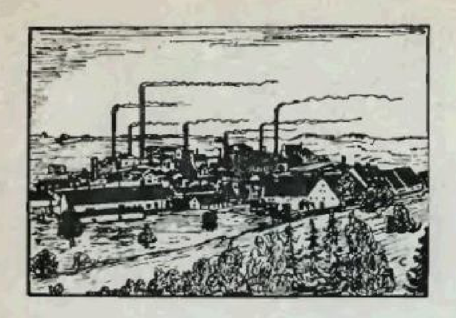


Durch die Wälder auf der rechten Oderseite fahren wir nach **Brieg,** der alten Piastenstadt, die ein schönes Piastenschloß und eine alte gotische Kirche besitzt. Besonders freuen uns hier die großen Parkanlagen und die schönen Badestellen an der Oder.



Von Brieg geht es weiter über Strehlen, wo sich die größten Granitbrüche von Europa befinden, nach **Frankenstein.** Frankenstein ist berühmt durch seine alte Burgruine und den schiefen Turm. In der Nähe von Frankenstein liegen die Nickelwerke, in denen neben den Nickelerzen ein schlesischer Edelstein, der Chrysopras, gegraben wird. Friedrich der Große hat den Stein sehr gern gehabt.

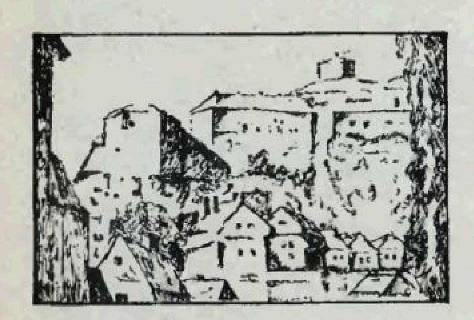




Von Frankenstein geht es über den Bahnknotenpunkt Kamenz, das ein schönes Schloß aus rotem Sandstein besitzt, nach **Reichenstein.** Dieses liegt idyllisch im Reichensteiner Gebirge. Es ist bekannt durch die Arsenikerze, die auch goldhaltig sind. Dieses Gold wird ausgeschmolzen. Reichenstein ist die einzige Fundstätte für Gold im Deutschen Reich.



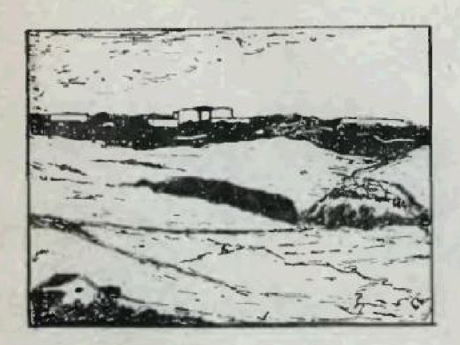
Wir befinden uns jetzt im Glatzer Bergland und fahren über das Reichensteiner Gebirge hin nach dem Glatzer Schneegebirge, auf den **Schneeberg,** der 1422 Meter hoch ist. Im Schneegebirge entspringt die Glatzer Neiße und die Biele. Weit kann man vom Schneeberg in das schlesische Land hinaus sehen. Es ist der höchste Punkt des Grafschafter Landes. Mehrstimmig singen wir das Lied „Und in dem Schneegebirge ...".



Vom Schneeberg geht es weiter über Habelschwerdt, wo der schlesische Dichter Hermann Stehr geboren wurde, nach **Glatz.** Glatz ist eine alte Festungsstadt Friedrichs des Großen, an der Neiße gelegen und der Mittelpunkt der Grafschaft. Im Jahre 1807 hat hier der Festungskommandant Graf von Götzen die Festung verteidigt und sie den Franzosen nicht übergeben.

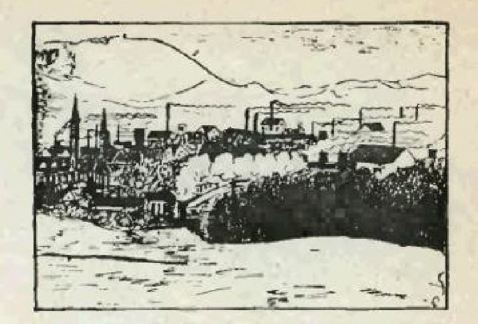


Eine Reihe von schönen Bädern liegt in der Grafschaft, von denen **Reinerz,** das Herzbad, mit das schönste ist. Es liegt an der Weistritz inmitten eines lieblichen Bergtales. Ja, hier kann man sich wirklich von der Arbeit und Hast erholen. Die Badeverwaltung zeigt uns die einzelnen Heilquellen, und bei jeder gibt es kostenlos eine Trinkprobe.



Von Reinerz aus geht es über Wünschelburg—Neurode nach **Silberberg,** ebenfalls eine alte Festungsstadt Friedrichs des Großen. Heute ist in den Festungswerken die Jugendherberge und ein Gasthaus untergebracht. In Silberberg saß der bekannte plattdeutsche Dichter Fritz Reuter in Festungshaft. Den Namen hat Silberberg deshalb, weil früher hier Bleierze gefunden wurden, aus denen man das Silber ausschmolz. Weit kann man von der Festung in das Waldenburger Land auf der einen Seite und die schlesische Ebene auf der anderen Seite schauen. Wir sehen vor uns die kilometerlangen Waldhufendörfer und die Fabrikstadt Langenbielau, den Mittelpunkt der schlesischen Textilindustrie.

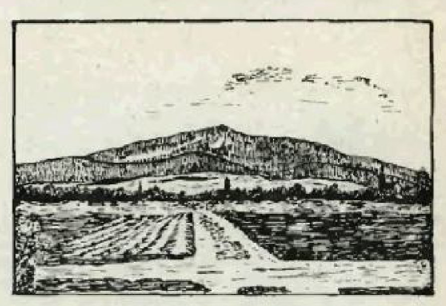
**Waldenburg,** ein Industriemittelpunkt, umgeben von Kohlengruben, Hütten, Wald und Bergen, ist unser nächstes Ziel. In der Nähe von Waldenburg sind eine Reihe von Bädern, so Salzbrunn, Charlottenbrunn, Görbersdorf u. a. Zu erwähnen ist noch das schöne Schloß Fürstenstein, ein Besitz der Fürsten von Pleß, das eine Reihe von Kunstschätzen enthält. In der Nähe von Waldenburg befindet sich die Kynsburg mit der Schlesiertalsperre.



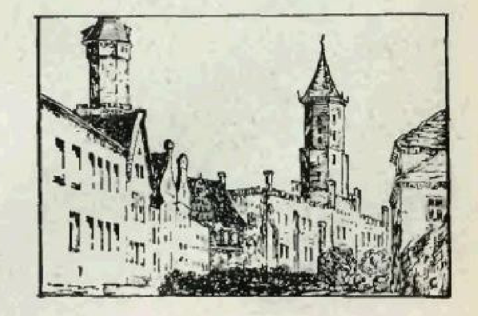
An der Weistritz entlang geht unsere Fahrt nach **Schweidnitz,** einer früheren Festung mit dem größten Kirchturm von Schlesien. Es ist der Turm der katholischen Pfarrkirche, 103 Meter hoch. Einzigartig ist das Bauwerk der evangelischen Friedenskirche, die aus Holz und Lehmfachwerk besteht. Durch seine günstige Lage ist Schweidnitz Verkehrszentrum. Hier besuchen wir das Denkmal des größten Kampffliegers des Weltkrieges Freiherrn von Richthofen, dessen Geburtsstadt Schweidnitz ist.



Nach Osten gewandt, fahren wir nach dem Zobtengebirge, auf den **Siling** hinauf, der 711 Meter hoch ist. Überwältigt von dem schönen Bild der schlesischen Landschaft, die sich vor unseren Augen ausbreitet, singen wir alle das Lied: „Wer die Welt am Stab durchmessen ...". Der Siling ist Schlesiens Wahrzeichen. An seinem Fuße saßen die germanischen Silingen, von denen sich auch der Name Schlesien ableitet. In der Nähe des Siling wird ein seltener Stein, der Nephrit, gegraben, der als Edelstein sich heute weitester Verbreitung erfreut.

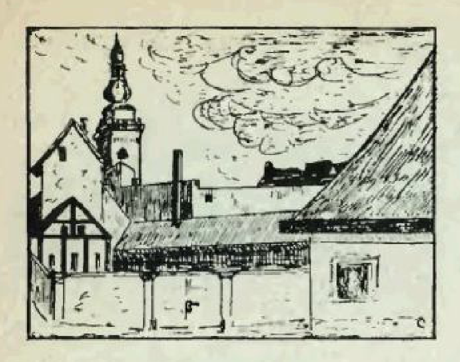


Von Schweidnitz aus erreichen wir die Autobahn und fahren auf derselben nach der Regierungshauptstadt **Liegnitz.** Liegnitz ist eine alte Piastenstadt und weist eine Reihe von schönen Bauten auf. Es ist eine Gartenstadt mit schönen Gartenanlagen. Berühmt ist das Gemüse, das um Liegnitz angebaut wird, die Liegnitzer Gurken und das Liegnitzer Kraut. In der nächsten Umgebung von Liegnitz liegt Wahlstatt, bei dem am 9. April 1241 Herzog Heinrich II., der Sohn der hl. Hedwig, im Kampf gegen die Mongolen fiel. An der Stelle, wo die Schlacht stattgefunden hat, ist eine Kirche errichtet worden, von deren Türmen wir in das Odertal hinübersehen und das alte Zisterzienserkloster Leubus erblicken, das bei der Wiederbesiedlung des deutschen Ostens eine Ausgangsstellung war.

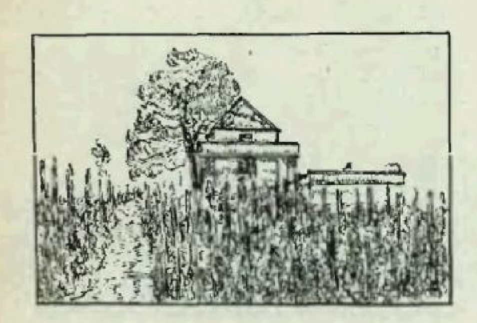


Im Odertal besuchen wir **Glogau.** Glogau war eine Festungsstadt und hat eine Reihe alter Bauwerke, die wir besichtigen. Es war schon früher Soldatenstadt und hat heute wieder, ebenso wie die Städte Schweidnitz und Liegnitz, viele Soldaten in ihren Mauern. Im Norden von Glogau liegt der Schlesiersee, der größte Binnensee Schlesiens, ein beliebtes Reiseziel mit schönen Badegelegenheiten. Da können wir nicht widerstehen. Hinein geht es in das klare grünliche Wasser.

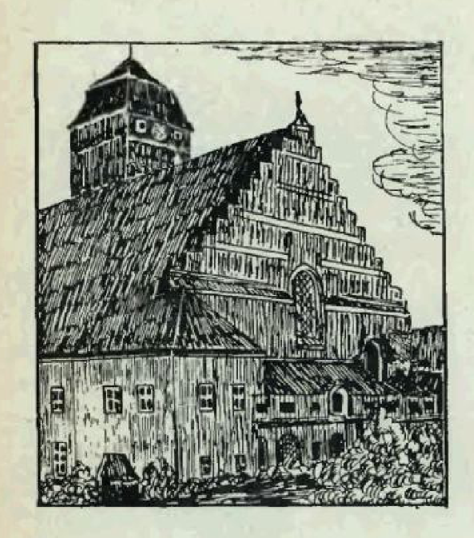




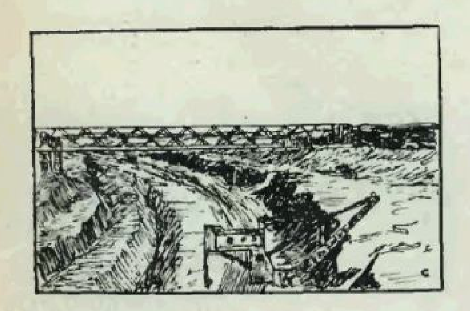
Wir befinden uns wieder an der Reichsgrenze und fahren über Fraustadt nach **Lissa.** Lissa, das im Jahre 1919 von Deutschland an Polen abgetreten werden mußte, ist ein Eisenbahnknotenpunkt, der deshalb zu Polen geschlagen wurde, weil er verkehrstechnisch wichtig war. Viele Deutsche wohnen hier, die das Schicksal der Auslandsdeutschen tragen müssen. Wir überbringen ihnen viele Grüße aus unserer oberschlesischen Heimat.



Von Lissa fahren wir nach Reichsschlesien zurück, an der Oder entlang nach **Grünberg.** Grünberg ist das nördlichste Weingebiet der Welt mit Wein- und Obstgärten. Bekannt ist das Weinlesefest, das immer im Oktober stattfindet. Ein Führer zeigt uns die Weinberge. Zu gern würden wir so eine Weinlese mitmachen, aber der Wein ist noch lange nicht reif.



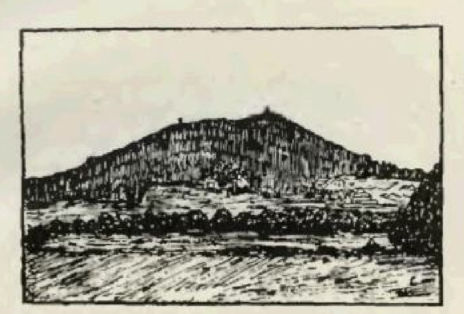
Von Grünberg geht es nach **Sagan,** am Ufer des Bober gelegen. In Sagan grüßen uns die alte Stadtpfarrkirche und die großen Gartenanlagen. Um die Stadt breitet sich die Saganer Heide, ein schönes Waldland, aus.



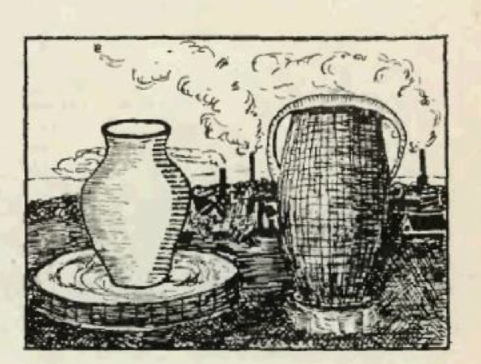
Durch die Heidelandschaft mit vielen Kiefernwäldern fahren wir nach dem Westen über die Lausitzer Neiße, den Industrieort Weißwasser nach dem äußersten Zipfel von Schlesien, nach **Hoyerswerda,** das an der Schwarzen Elster gelegen ist. Hoyerswerda ist bekannt durch seine Braunkohlengruben und den reinen Glassand, der sich in der Umgebung befindet. Dieser Glassand, der hauptsächlich in Weißwasser und Hohenbocka gefunden wird, wird in die ganze Welt verschickt.

Aus der Ebene wenden wir uns den Bergen wieder zu und kommen nach der schönen Stadt **Görlitz**, die an der Grenze zwischen der niederschlesischen Heide und dem schlesischen Gebirge liegt. Es ist reich an schönen alten Bauten. Görlitz liegt am Fuße der **Landeskrone**, die 420 Meter hoch ist und das Wahrzeichen dieses Landes bildet. Wir haben von der Landeskrone einen schönen Rundblick nach allen Richtungen.

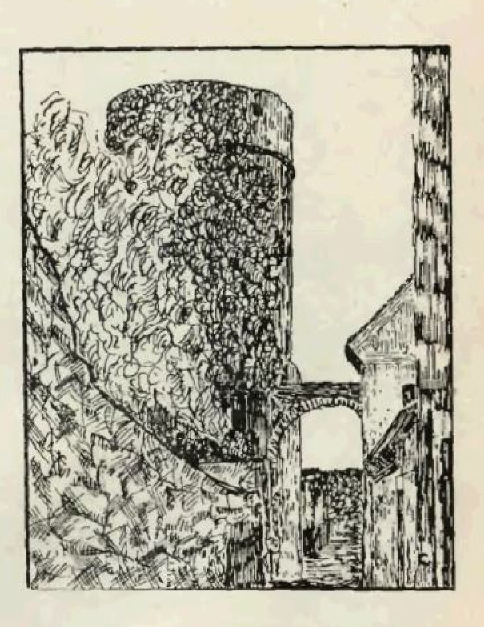




Landeskrone bei Görlitz



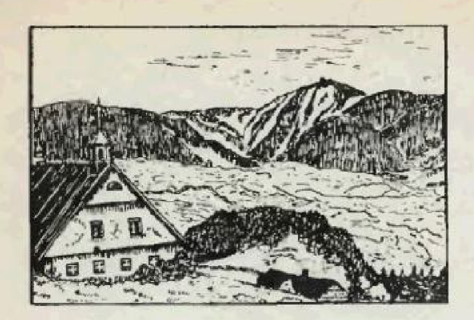
Das nächste Reiseziel ist **Bunzlau**, das wir alle als die Stadt des „guten Tones", aus dem die berühmten Bunzlauer Töpfe hergestellt werden, kennen. Billig kaufen wir die schönsten Geschenke für unsere Eltern ein. Jeder muß solch schlesisches Geschirr besitzen. Sogar auf der Weltausstellung in Paris hat es Bunzlauer Geschirr gegeben. In der Nähe von Bunzlau liegt die alte Gröditzburg.



Wir fahren am Bober hinauf und kommen nach dem schönen Städtchen **Löwenberg** mit dem alten Rathaus und den Häusern mit Laubengängen. Löwenberg hat auch noch eine gut erhaltene Stadtmauer mit Wehrtürmen.



Am Bober geht es weiter aufwärts, an der Talsperre Mauer vorbei, über die Sudetenvorberge, hinein in den Hirschberger Kessel nach **Hirschberg**. Hirschberg ist der Mittelpunkt des Riesengebirges mit einem Flugplatz und einer Hochschule für Lehrerbildung. In der Nähe liegt Schmiedeberg, bei dem Eisenerze gegraben werden, und Bad Warmbrunn mit einer Holzschnitzschule.



Von Hirschberg aus bringt uns der Autobus nach Krummhübel, wo wir den Aufstieg auf die **Schneekoppe**, die 1603 Meter hoch ist, beginnen. Wir berühren dabei Grunau, das einen Segelflugplatz hat, und nach einem längeren Marsch gelangen wir auf die Schneekoppe. Sie ist die höchste Erhebung der Sudeten und der höchste Punkt der deutschen Mittelgebirge. Der Wald, der immer kleiner geworden ist, geht in das Knieholz über; auf dem höchsten Gipfel ist überhaupt kein Waldwuchs mehr. Das Riesengebirge ist das Reich des Rübezahl, von dem wir so viel Sagen kennen. Wie klar der Himmel ist und wie der Wind an unseren Kleidern herumreißt. Tief atmen wir die reine Luft ein. Als Seltenheit kommt hier der blaublühende Enzian vor. Wir stehen auf dem höchsten Punkt in Schlesien, über den zwischen der deutschen und der tschechischen Baude die Grenze geht. Wir schauen nach dem Süden. Da liegt Sudetendeutschland, mit den 3½ Millionen sudetendeutscher Brüder, die in schlesischem Land unter fremder Herrschaft wohnen müssen. Sie sind Deutsche, gerade so wie wir.



Wir können nicht anders, wir müssen hinüber zu unseren deutschen Brüdern und Schwestern über die Grenze, die keine ist, um ihnen zu zeigen, daß wir immer an sie denken. Wir fahren nach **Reichenberg.** Reichenberg ist eine deutsche Stadt mit viel Glas-, Textil- und chemischer Industrie. Diese Industrien sind von den Deutschen aufgebaut worden, und die Tschechen versuchen sie mit aller Macht zu zerstören. Auf der Fahrt von der Schneekoppe nach Reichenberg fallen uns die sauberen Dörfer und Häuser auf, die alle von Deutschen gebaut wurden. Durch die schönen Bergwälder klingt das Lied: „Hab mir mein Weizen ans Bergel g'sät . . .".



Von Reichenberg geht es auf dem Kamm der Sudetenberge entlang, gleichsam auf dem Rückgrat des großen Schlesien, das durch keine Grenzen getrennt wird, hinüber zum **Altvater.** Der Altvater, 1490 Meter hoch, ist ein mächtiger grauer Berg. Wetterhart und wuchtig schaut er in das weite Schlesien hinein, grüßt nach dem Norden und Süden, dem Westen und dem Osten das weite schlesische Land, als würde er Wacht halten über alle schlesischen Kinder, die zu ihm gehören. Er ist stumm, wir wissen aber, was er uns zu sagen hat. Er will uns an das Schicksal der vielen Auslandsdeutschen erinnern, die nicht das Glück haben, im Deutschen Reich zu wohnen. Gleichzeitig aber auch daran, daß er das Sinnbild für die feste und harte Wacht des Deutschtums außerhalb Reichsschlesiens ist.

Wir haben die Fahrt beendet. Es geht jetzt nach Hause. Viel haben wir gesehen, aber noch lange nicht alles. Wie schön ist unser Schlesierland, wenn wir es kennen, und wie reich! Wir freuen uns und danken Gott, daß er uns in dieses Heimatland gesetzt hat. Unseren Eltern und Geschwistern wollen wir erzählen und sie am besten auf eine solche Fahrt mitnehmen. Aber niemals wollen wir vergessen, daß wir uns im Grenzland befinden und auf der Wacht sein müssen. Wohl müssen wir die Augen offen halten, aber bange wird uns nicht sein, wenn wir hier die Wacht halten, denn wir wissen, daß hinter uns das ganze Deutsche Reich steht.

(Und nun, liebe Jungen und Mädel, schaut euch dazu auch die Karte an, die lose hinten im Buch liegt)

# Die unverträglichen Nachbarn

Zwei Nachbarn aus einem Dorfe des Kreises Neustadt OS. hatten miteinander einen Streit wegen des Brunnens, den sie gemeinsam benutzten. Sie konnten sich nicht einigen, und die Streitsache mußte auf dem Prozeßwege entschieden werden. Es war zu jener Zeit, als viele Leute noch nicht lesen und schreiben konnten. Sie machten sich zusammen auf und gingen zu einem Rechtsanwalt nach Neustadt. Dieser hörte sich die Klage an, verlangte einige Taler und gab ihnen dann einen Zettel an einen anderen Rechtsanwalt mit. Neugierig geworden, wollten sie wissen, was auf dem Zettel stand. Unterwegs trafen sie einen Schüler, der aus dem alten Gymnasium kam. Jener las den Zettel, sah beide an und lachte, wollte aber den Inhalt des Zettels nicht verraten. Da begegnete ihnen ein anderer Schüler. Dieser las den Zettel und sagte: „Seid Ihr die beiden fetten Ochsen?" Darob großes Erstaunen und große Entrüstung bei den Bauern. Da las der Schüler ihnen das Schreiben vor. Es hieß: „Hier sind zwei fette Ochsen, die nicht aus einem Brunnen trinken wollen. Wir werden sie beide mager machen, dann werden sie sich vertragen." — Die beiden zogen daraus ihre Lehre, gingen hin und tranken Vergleich. H. G.

Heimatkalender des Kreises Neustadt 1938

# Der ungeladene Wassermann

Oberschlesische Sage

Franz Krobaths Tochter hat Hochzeit!
Drei Tage fließt schon der Wein.
Drei Tage zu wildem Reigen:
Flöten, Hörner und Geigen
schrillen und kreischen und schrein.
Juchhei!
Franz Krobaths Tochter hat Hochzeit!
Schenkt von dem Roten noch ein.

„Ludst du auch alle zu Gaste,
Franz Krobath?" „Es fehlt kein Gast!
Vom Knecht bis zu „Euer Gnaden"
sind alle höflich geladen.
Langt zu und schlemmt und praßt!
Juchhei!
Franz Krobaths Tochter hat Hochzeit,
schenkt von dem Roten noch ein!"

„Franz Krobath, zum Fenster sah einer
mit grünem Gesicht herein.
Er drohte und fletschte die Zähne,
trug Muscheln und Tang im Gesträhne.
Franz! ludst du auch alle ein?"
„Halts Maul!
Franz Krobaths Tochter hat Hochzeit,
schenkt von dem Roten noch ein!"

„Franz Krobath, am Oderdeiche
hockt einer und schwatzt in dem Schilf:
Habt ihr mich nicht eingeladen,
so fressen euch Fische und Maden!
Dann spart euch nur jedes: Gott hilf!
Juchhei!
Franz Krobaths Tochter hat Hochzeit,
ich schenk euch noch tüchtig ein!"

„Franz Krobath, der schwatzende Grüne
kauert am Deiche und wühlt!"
„Laß ihn nur kauern und wühlen,
wir wollen die Gurgeln uns kühlen!
Den Roten gebt her, der kühlt!
Juchhei!
Franz Krobaths Tochter hat Hochzeit,
Schenkt von dem Roten noch ein!"

„Franz Krobath, die Wasser kommen!"
Der Damm hält die Flut nicht mehr auf.
„War ich euch zu schlecht bei dem Feste,
so seid jetzt ihr meine Gäste.
Franz Krobath, jetzt schlemm und sauf!
Juchhei!
Das wird eine fröhliche Hochzeit,
ich schenk euch gehörig noch ein!"

Richard Hauptmann, St. Annaberg OS.

# Der Grenzkasper und seine lieben Kinder

An den Grenzkasper!

„Lieber Grenzlandkasper! Ich habe sehr gelacht, über den Schnupsel und über den Teufel, wie der Schnicke bekam. Mein Vater hat mir gesagt, wer der rote Teufel ist. Gut ist auch, daß der Pistulka totgeschlagen wurde. Der Räuberhauptmann hat es verdient. Am besten hat mir aber der Kasper gefallen. Der hat keine Angst und haut drauflos, wenn wo was Schlechtes ist. Gar nicht gefallen hat mir die Prinzessin Edeltraudine. Sie hat soviel Angst gehabt. Wann kommst Du wieder?"

Heil Hitler!

Josef Kortuba, Hindenburg OS.



Aufn.: Dr. Pampuch

Kasperlied

Immer wenn der Kasper kommt
dann sind die Kinder froh.
|: Wenn die Kinder lustig sind,
dann lachen alle so. :|

(Melodie: Fuchs du hast die Gans gestohlen)

---

Wir sind froh, wir sind froh,
sehen wir den Kasper vom V.D.A.

An den

Schüler **Josef Kortuba**

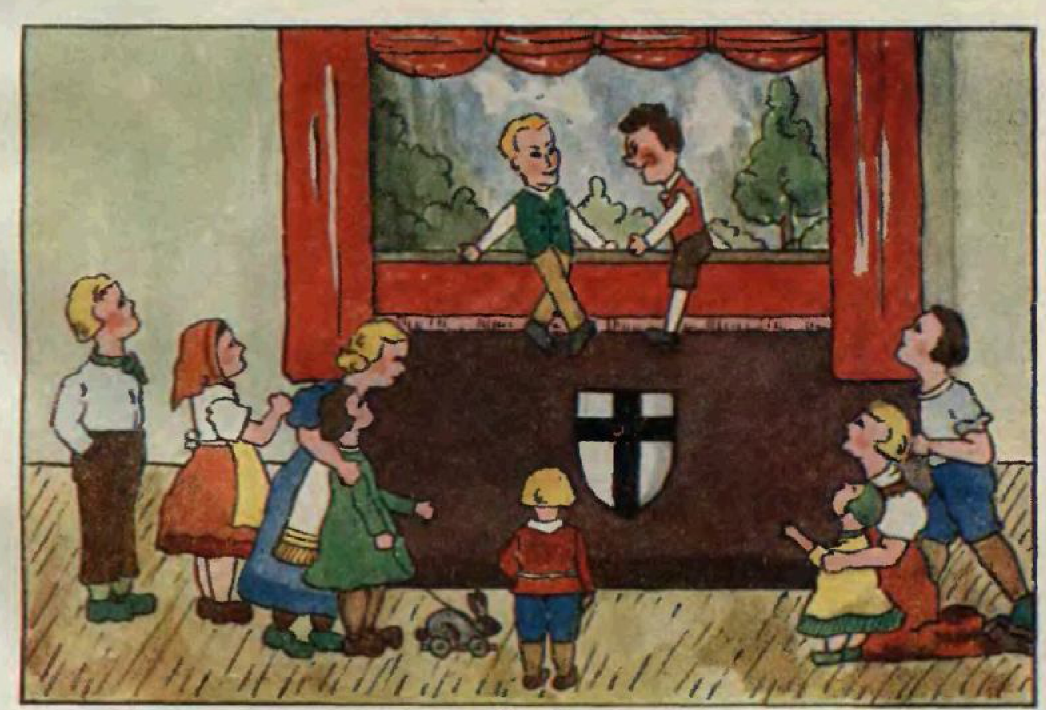
**Hindenburg OS.**

Lieber Josef!

Nächstes Jahr im Januar komme ich wieder zu Euch. Grüße mir doch bitte Deinen Vater. Alle Väter müßten so wie der Deine den Kindern richtig Aufklärung geben, über das, was sie im Puppenspiel sahen. Was hat denn Dein Schwesterlein dazu gesagt, daß Dir die Edeltraudine nicht gefallen hat? Die ist bestimmt anderer Meinung.

Herzlichen Gruß und Heil Hitler!

Der Grenzkasper.



Das Kasper

# Rätsel

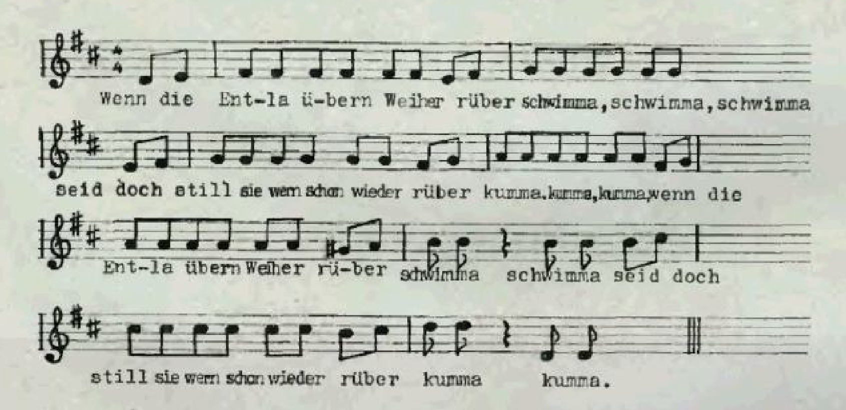


Ein Männlein steht im Walde                KRATHS

Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm,
es hat von lauter Purpur ein Mäntlein um.
Sagt, wer mag das Männlein sein, das da steht im Wald
allein mit dem purpurroten Mäntelein?

Das Männlein steht im Walde auf einem Bein,
es hat auf seinem Haupte schwarz Käpplein klein.
Sagt, wer mag das Männlein sein, das da steht im Wald
allein mit dem kleinen schwarzen Käppelein?

# Wenn die Entla . . . !




Das Lied wird in eine kleine Rahmenerzählung eingekleidet und dann läßt man es durch den Kreis, den man zu unterhalten hat, nachsingen. Man fängt mit den großen Enten an und spricht ganz langsam, wird dann bei jeder Wiederholung immer schneller, bis man bei den kleinsten Entlein angelangt ist, die am allerschnellsten über den Weiher schwimmen können. Dabei ahme man mit den Armen und Händen die Bewegungen nach, die die Enten beim Schwimmen mit ihren Beinen ausführen.

# Schnupfel, Kasperle und der Drache

**Von Richard Hauptmann, St. Annaberg OS.**




Jörg Breuer

Schnupfel und Kaspermichel wollten einen Drachen basteln, einen schönen Drachen. Einen schöneren sollten die Kinder weit und breit noch nicht gesehen haben. Sie wollten ihn aus knallrotem Papier anfertigen, mit einem langen, bunten Schwanz und zwei allerliebsten Büschelohren versehen. Und da er, wie gesagt, ein schöner Drache werden sollte, mußte er auch ein Gesicht haben. Darin waren zwei große blaue Augen, eine Nase, die wie eine Gurke aussah und ein breiter Mund. Der Mund mußte in einemfort lachen.

An einem regnerischen Nachmittage besorgten sie sich buntes Papier, Holz, Kleister und dünne Schnur, und es dauerte gar nicht lange bis der Drache zusammengebastelt war. Schnupfel und Kaspermichel waren sehr stolz auf den Drachen. Sie hatten ihn ja auch selbst gemacht.

An einem anderen Nachmittag, an dem wieder die Sonne schien, nahmen sie den Drachen mit auf die Wiese, wo sie die Ziegen hüten mußten.

Diesmal vergaßen sie, ein lustiges Feuerlein anzuzünden; denn sie konnten es kaum erwarten, bis der Drache fliegen werde.

Kaspermichel band die Schnur an der Waage fest und sagte: „Die Schnur ist so lang, daß der Drache bis zu den weißen Wolken hinaufsteigen kann."

Darüber staunte Schnupfel und verdrehte sich fast den Hals, als er zu den weißen Wolken emporguckte, die, hoch am blauen Himmel, ruhig dahinsegelten. Er wünschte sich: „So hoch möchte ich auch einmal fliegen können."

Kaspermichel sprach: „So, die Schnur ist fest, jetzt kann es losgehen!"

Schnupfel aber rief dazwischen: „Nein, es kann noch nicht losgehen, denn unser schöner Drache hat noch keinen Namen."

Nun hockten sich beide Jungen in das Gras, sahen dem Drachen in das lachende Gesicht und dachten darüber nach, was sie ihm für einen Namen geben könnten.

Kaspermichel schlug vor: „Wir heißen ihn Emil!"

„Den Namen können wir ihm nicht geben" riet Schnupfel ab, „wenn das die Kinder wüßten, würden sie immer dem Drachen zurufen: Emil, Kaffeemühl, und darüber würde er sich ärgern."

Kaspermichel sagte: „Gut, so heißen wir ihn Robert".

Das war dem Schnupfel wieder nicht recht. Er meckerte: „Robert darf er auch nicht heißen. In dem Worte Robert sind zwei „r" darin und ich kann das „r" nicht richtig aussprechen".

Kaspermichel dachte eine Weile nach und sagte endlich: „Wie wäre es, wenn wir ihn Otto nennen würden"?

Der Namen gefiel auch dem Schnupfel und so hießen sie ihn Otto.

Doch wie erschraken die Jungen, als sich der Drache auf einmal aus dem Grase aufrichtete und zu reden anhub: „Meine Herren, ich finde den Namen Otto für mich sehr passend. Ich danke Ihnen, daß Sie mir einen so klangvollen Namen aussuchten".

Schnupfel und Kaspermichel starrten den Drachen verwundert an. Das hätten sie sich nicht träumen lassen, daß ihr Drache auch sprechen könne wie ein wirklicher Mensch.

Sie hatten sich von ihrer großen Verwunderung noch nicht erholt, als sich der Drache dem Schnupsel zuwandte und höflich fragte: „Hochgeehrter Herr Schnupsel, Sie haben doch vorhin den Wunsch geäußert, einmal bis zu den Wolken fliegen zu wollen? Stimmt das?"

Der freche Schnupsel, der sonst um keine Antwort verlegen war, hätte kein Wort herausgebracht, wenn ihn nicht der Kaspermichel in die Seite geboxt und zugeflüstert hätte: „So rede doch!"

Da piepste kaum vernehmbar Schnupsel: „Ja, Herr Otto, ich möchte gerne einmal fliegen".

„Sie können ganz ruhig ein wenig lauter sprechen", sprach der Drache, „da Sie mir die Ohren um genau 2366 Tausendstel Millimeter zu klein gemacht haben, höre ich nicht sonderlich gut."

Schnupsel verteidigte sich: „Das bin ich nicht gewesen. Die Ohren hat der Kaspermichel gearbeitet. Ich hätte sie viel größer gemacht. Ich bin schlau und schlau".

Über diese Rede aber war der Drache ungehalten. Er schimpfte den Schnupsel tüchtig aus. „Es ist nicht schön", rügte er, wenn ein Junge seinen Kameraden verpetzt. Ich hätte dich gerne auf meinem Rücken reiten lassen und hätte dich bis zu den höchsten Wolken hinaufgetragen; aber von einem Jungen, der petzt, will ich nichts mehr, aber auch gar nichts mehr wissen!"

Das war dem Schnupsel nicht recht. Er versprach, niemals mehr seinen Kameraden zu verpetzen.

„Dann will ich es mir noch einmal überlegen", brummte der Drache.

Vom Steinberg wehte ein frischer Wind. Zu dem Winde sagte der Drache: „He, du Bruder Sausebraus, nimmst du uns mit?"



Der Wind pfiff durch die Zähne: „Dann müßt ihr euch aber beeilen."

Der Drache legte sich jetzt breit in das falbe Gras. Schnupsel mußte auf ihn steigen. Der Kaspermichel nahm fest die Schnur in die Hände, und wickelte sie langsam ab. Der Wind fuhr pfeifend unter den Drachen und dieser hob sich allmählich in die Höhe.

Schnupsel wurde es anfangs angst und bange. Er wagte nicht auf die Erde hinunter zu sehen, von der sie sich immer mehr und mehr entfernten.

Hätte er auch nur einen Blick hinuntergeworfen, dann hätte er den Kaspermichel erspäht, der hurtig das Seil abwickelte und zwischendurch mit dem Taschentuch winkte.

Immer höher stieg der Drache. Die weißen Wolken waren aber noch sehr fern. Schnupsel hielt sich an den Büschelohren des Drachen fest. Die Luft ging oben sehr stark. Gern hätte er hinuntergeguckt, aber seine Angst war größer als sein Mut. Erst, als auf der Wiese der Kaspermichel mit den Ziegen von

oben nicht mehr zu erblicken war, wagte er, ein wenig hinunterzugucken.

So ein Angsthase war das. Aber es ist gewöhnlich so: je größer das Maul, desto kleiner der Mut.

„Winke doch dem Kaspermichel mit dem Taschentuch", befahl der Drache.

Da wurde Schnupsel sehr verlegen, denn er hatte niemals ein Taschentuch bei sich. Und da er sich schämte, das einzugestehen, log er: „Herr Otto ... ich ... habe das Taschentuch verloren".

„Ei, ei!" sprach der Drache, „du hast das Taschentuch verloren"?

Schnell beeilte sich Schnupsel zu sagen: „Vielleicht hat es mir der Wind aus der Tasche gezogen. Vorhin hatte ich es noch!"

Als Schnupsel so häßlich log, wurde der Drache zornig.

„Du Lügner", schrie er, „mich willst du belügen! Glaubst du, ich weiß nicht, daß du niemals ein Taschentuch bei dir hast? Ein Junge, der kein Taschentuch bei sich hat, ist ein Schmutzfink, und einen Kerl, der lügt wie du, müßte ich gleich herunterschmeißen!"

Als der Drache das sagte, schaukelte er so heftig hin und her, daß Schnupsel beinahe heruntergeplumpst wäre und eilig versprach, niemals mehr zu lügen und immer ein Taschentuch bei sich zu tragen.

Da ließ es der Drachen gut sein und schwebte wieder ruhig dahin.

Schnupsel sah aber nun unter sich die Heimat liegen.

War die Heimat schön!

Die Wälder waren aus der luftigen Höhe wie riesige blaue Schatten anzusehen, dazwischen lagen die mattgrünen Wiesen, und die Dächer der Dörfer waren wie rote Farbtupfen in die Landschaft getan.

Der Buchenwald aber, über den der Drache segelte, sah wie eine einzige, große Flamme aus. Das aber kam daher, daß der Herbst das Laub schon rot und gelb gefärbt hatte. Wo das Tal aber in silbernem Dunst ertrank, von dort herauf glitzerte das Silberband der Oder.

Und dann der Annaberg. Er war wohl das Schönste von allem.

Der Gipfel mit seinen vielen grünen und bunten Farben, mit dem Turm und der Vielfalt der Dächer, beschienen von den Strahlen der sinkenden Herbstsonne, bot einen lieblichen Anblick.

Schnupsel jubelte: „Wie schön ist doch unser Annaberg!"

Das hörte der Drache, und er fragte: „Weißt du auch, wie hoch der Annaberg ist?"

Flugs war Schnupsel mit der Antwort zur Stelle: „Freilich weiß ich das! Ich bin doch schlau und schlau! Der Annaberg ist rund 400 Meter hoch!" Und Schnupsel sagte jetzt sehr stolz: „Ich weiß noch viel mehr von unserem Annaberg. — Vor vielen, vielen tausend Jahren war er ein feuerspeiender Berg. Nicht wahr, Herr Otto, ich weiß alles! Ja, ja, ich bin schlau und schlau!"

Der Drache freute sich, daß der Schnupsel so viel über den Annaberg wußte, und er fragte: „Wo hast du denn das alles gelernt?"

„In der Schule!" antwortete Schnupsel.

„Und weißt du auch, woraus der Annaberg besteht?" fragte wieder der Drache.

Das wußte aber Schnupsel nicht, und der Drache belehrte ihn, daß der Annaberg aus Muschelkalk und Basalt bestehe.

Der Drachen war ein wenig tiefer gesunken, damit sich Schnupsel alles besser ansehen konnte.

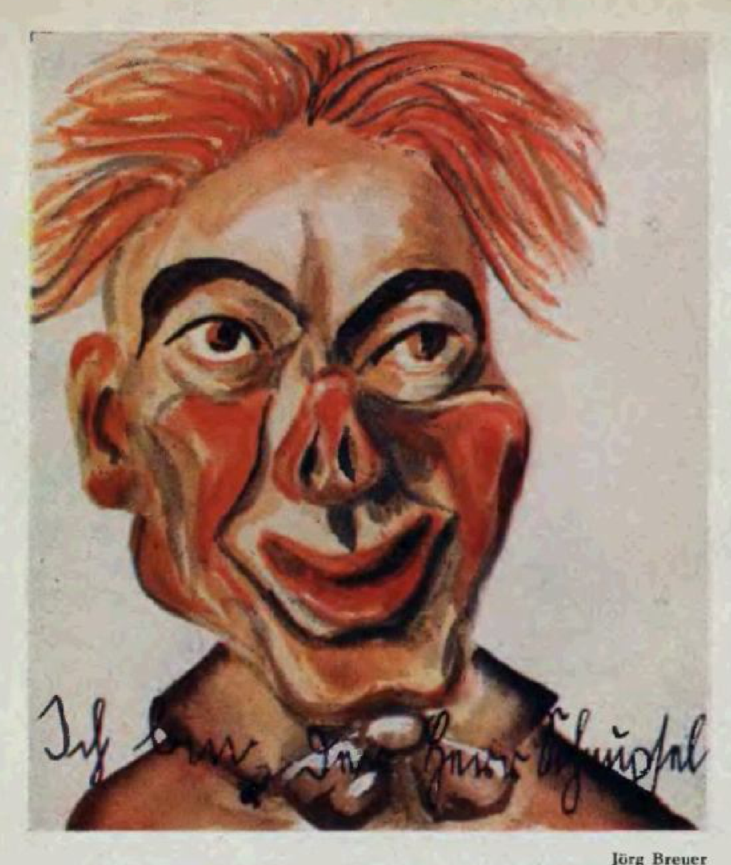
Und so konnte Schnupsel fein beobachten, wie an einem Platze viele hundert Menschen emsig arbeiteten. Der Drache erklärte dem Schnupsel, daß dort die große Volksfeierstätte gebaut werde, an der sich jedes Jahr viele Tausende deutscher Menschen versammeln werden. Und er zeigte ihm das gewaltige Selbstschutzdenkmal, das den Helden geweiht ist, die in Deutschlands schwerster Zeit, in den blutigen Selbstschutzkämpfen in Oberschlesien, im Rheinland, im Baltikum ihr Leben für die Heimat ließen.

Ganz stille wurde das Plappermündchen Schnupsels, als er das hörte. Erst als sie über die prächtige Jugendherberge flogen, die Schnupsel ganz genau erkannte, lachte er fröhlich: „Dort werde ich auch einmal mit dem Kaspermichel übernachten, und das wird schön sein."

Als die Sonne hinter den Wäldern versank, sagte der Drache: „Nun ist es höchste Zeit, daß wir landen. Ziehe dreimal an der Schnur, da weiß der Kaspermichel, daß wir wieder auf die Erde wollen!"

Schnupsel wollte aber noch nicht herunter, er wollte noch weiter fliegen, daher zog er auch nicht an der Schnur. Alles Reden des Drachen half nichts. Schnupsel sagte nur immer wieder, er wolle noch nicht herunter, oben sei es viel schöner.

Da wußte sich der Drache keinen anderen Rat, als daß er heftig zu schaukeln anfing. Und das half. Voller Angst schrie Schnupsel: „Ach bitte, Herr Otto, schaukeln Sie nicht so sehr, ich falle ja herunter!




Jörg Breuer

Außerdem vertrage ich das Schaukeln nicht, davon werde ich seekrank!"

Und da der Drache noch immer drohte, gänzlich umzukippen, zog Schnupfel dreimal an der Schnur. Das war das Zeichen für den Kaspermichel, daß er den Drachen herunterhole.

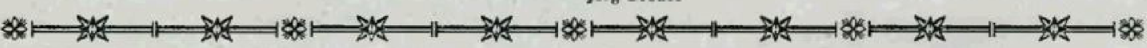
Schnupfel spürte gleich, wie Kaspermichel an dem Seile zog.

Langsam sank der Drache nieder.

Immer tiefer und tiefer.

Schon konnte Schnupfel die weißen Flecke auf der Wiese als seine Meckerziegen erkennen. Auch sah er ganz deutlich, wie der Kaspermichel die Schnur aufwickelte. Jetzt fing Schnupfel an zu winken, und Kaspermichel winkte zurück.

Dann machte es einen kleinen Schwupps, und Schnupfel war mit dem Drachen glücklich auf der Wiese gelandet. Daß er jetzt dem Kaspermichel viel zu erzählen hatte, könnt ihr euch ja vorstellen.



## Untreue

In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden, das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen, gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu gebrochen, das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht als Spielmann reisen, weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht als Reiter fliegen wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlrad gehen, ich weiß nicht, was ich will;
Ich möcht am liebsten sterben, da wär's auf einmal still.

Freiherr von Eichendorff

## Dort unten in der Mühle

Dort unten in der Mühle, saß ich in stiller Ruh,
Und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge, es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend, in Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein."

„Du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden ein Schrein zur langen Ruh".

Vier Bretter sah ich fallen, mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt ich lallen, da ging das Rad nicht mehr.

J. Kerner

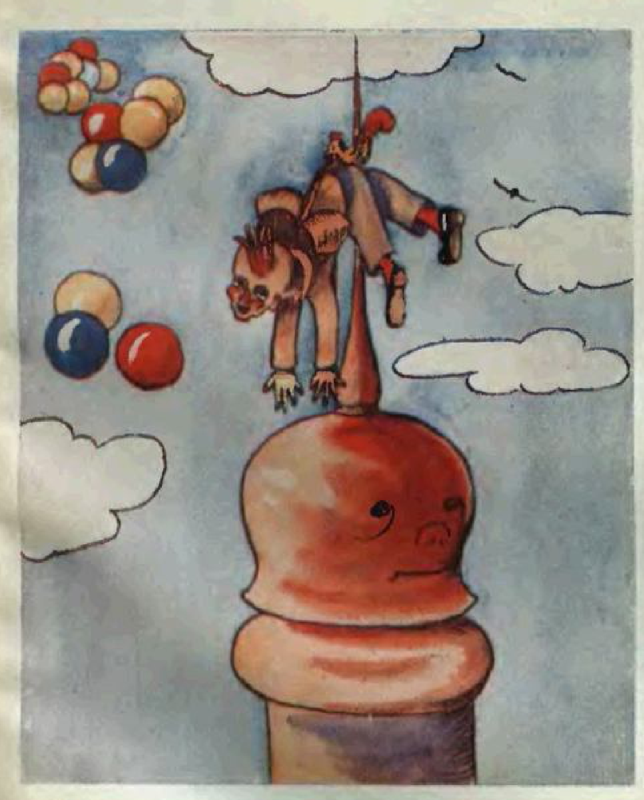
# Der unartige Schnupsel



1. Ballons verkauft der Dicke, Schwere,
Da naht Schnupsel mit der Schnipp-Schnapp-Schere.



2. Und schnipp, die Schnur ist durchgeschnitten,
Und hui, ist Schnupsel durch die Luft geritten.



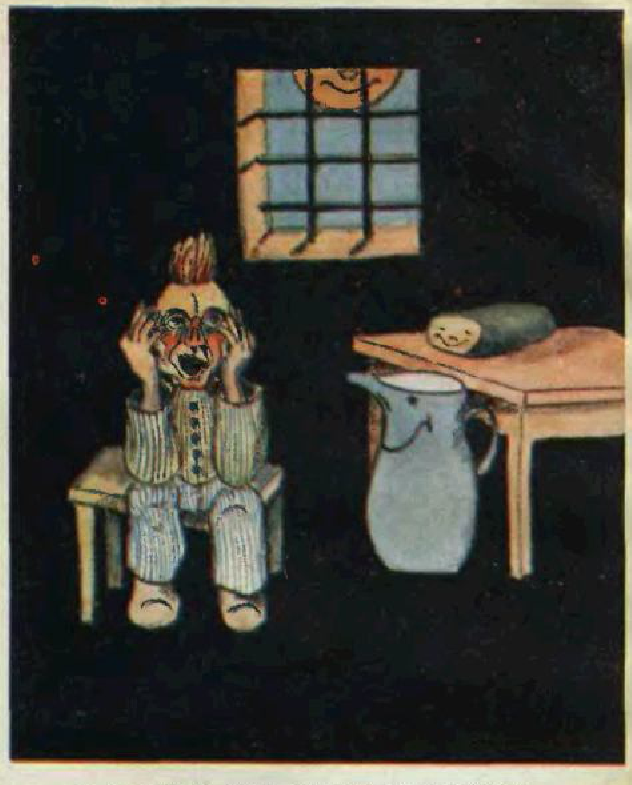
3. Doch der Kirchturmgockelhahn, schwapp!
Hält Schnupsel von der Reise ab!
Und Schnupsel schimpft: „Ach, laß mich ziehn!
Ich bin ja doch der Zeppelin!"



4. Über soviel freches Lügen,
Muß selbst der Kirchturm sich verbiegen,
Und Schnupsel wird jetzt wieder frei.
O weh, da naht die Polizei!



5. Der strenge Richter aber spricht:
„Schnupsel! Stehlen und Lügen tut man nicht!"



6. Er büßt dafür bei Wasser und bei Brot,
Und Schnupsel klagt: „Bald bin ich tot!"



7. Das Hungern ist für ihn sehr bitter,
Ganz abgemagert rutscht er durch das Gitter.




8. Er schwört jetzt bei Sternen und Mondessichel,
Von nun ab folg' ich dem Kaspermichel.

Zeichnungen und Text von Jörg Breuer

# Schnupfel im Weihnachtswald

Von Richard Hauptmann, St. Annaberg OS.

Es war wenige Tage vor Weihnachten. Schnupfel preßte sein rotes Näslein an die Fensterscheiben, auf denen glitzernde Eisblumen prächtig blühten. Mit seinem warmen Atemhauche hatte er ein großes Loch in die Eisschicht der Fensterscheibe getaut. Nun konnte er hinausgucken. Draußen schneite es. Zierliche Schneeflöckchen tänzelten nieder und legten auf die Erde einen weißen Teppich. Sträucher und Bäume trugen einen dicken weißen Pelz, und die Pumpe im Hof hatte eine weiße Pudelmütze aufgesetzt. Aber auch der Zaun hatte sich schön gemacht. Denkt euch nur, jede Stakete war mit einem Klecks Schnee betan. Hinter dem Zaun war der verschneite Garten, und hinter dem Garten das weiße Feld, und weit, weit, noch viel weiter dahinten der Wald. Wie ein blauer Saum lief er längs der Felder dahin und über ihm brannte der Himmel rot wie Ofenglut. Es ging ja auch schon auf den Abend zu. Schnupfel sah in das Rot der Wolken und fing zu singen an:

„Brenn', brüh' Abendrot,
Weihnachtsmann bäckt Zuckerbrot,
Englein scheuern blitzeblank
Himmelvaters Ofenbank".

Und dann faßte ihn eine Sehnsucht, in den Wald zu laufen. Er dachte: Vom Wald kann es nur noch ein kleines Stückchen sein bis zu dem Hause des Weihnachtsmannes. Und das ist dort, wo der Himmel wie eine rote heiße Flamme brennt. Immer lohender wurden die Wolken. Über die Felder und Gärten bis in das Fenster des Schnupfel floß und tropfte das purpurne Licht. Jetzt hielt er es in der engen Stube nicht mehr aus. Vorsichtig, daß es der Kaspermichel nicht hörte, lief er aus dem Haus. Ganz sacht schloß er hinter sich die Tür. So schnell als ihn nur seine kurzen Beinchen trugen, hastete er aus dem Garten. Da kamen noch einige Häuser, und schon dahinten dehnten sich die weiten, endlosen Felder vor ihm aus. Lag da der Schnee hoch. Bis zu den Knien sank Schnupfel ein. Er stampfte aber rüstig vorwärts, und da er hurtig Beinlein vor Beinlein setzte, kam er dem Walde immer näher. Es dämmerte schon. Kleine Beine im großen Schnee wollen aber bald müde werden. Endlos schien Schnupfel schon der Weg. Ein Hase kam daher gehumpelt. Den fragte Schnupfel, ob es noch weit bis zu dem leuchtenden Hause des Weihnachtsmannes sei. Als sich der Hase so angeredet wußte, stellte er sich kerzengerade auf, so wie ein Soldat, wenn er auf Schildwache steht, und sagte: „O, da haben Sie allerdings noch weit zu humpeln". (Er sagte statt laufen humpeln. Das Wort laufen fehlt nämlich in der Hasensprache.) Schnupfel machte ein trauriges Gesicht. Das Gesicht war so traurig, daß der Hase voller Mitleid sprach: „Lassen Sie nur den Kopf nicht hängen. So schlimm ist es ja nicht. Ja, ja, wer etwas anfängt, der muß es auch zu Ende bringen. Übrigens, wie heißen Sie denn?"

„Ich heiße Herr Schnupfel".

„Ach, Schnuckel heißen Sie!"

„Sie haben so große Löffel und hören so schlecht. Ich habe doch deutlich gesagt Schnupfel, Schnupfel".

Ein wenig verstimmt sagte der Hase: „Entschuldigen Sie vielmals, wenn ich mich verhört habe. Ich glaube, der Nordwind hat meinen Löffeln ein wenig geschadet".

„Und wie heißen Sie?", fragte Schnupfel.

Sehr vornehm stellte sich der Hase vor: „Mein Name ist Humpel. Ich bin Fabrikant einer weltberühmten Kohlfabrik. Der Kohl, den ich herstelle, wird über die ganze Welt verbreitet. Er wird gegessen, gelesen, angehört, kurz er ist für alles verwendbar."

Schnupfel hatte sich mißtrauisch die stolzen Worte des Herrn Humpel angehört. Er konnte es sich nicht verkneifen, dem vornehmen Herrn das fortwährende Schnuppern mit der Nase nachzuahmen. Da er aber hörte, daß dem Hasen der Magen vor Hunger knurrte, dachte er sich: der hat mich jetzt

---

## Weihnachten

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus;
Sinnend geh ich durch die Gassen;
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt;
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern,
Bis hinaus ins freie Feld.
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Joseph Freiherr von Eichendorff

tüchtig angekohlt. Da hörte er aber schon den Hasen sagen: „Ach, Herr Schnupsel, ich befinde mich augenblicklich in einer Verlegenheit. Es ist mir peinlich, Sie mit der Bitte zu belästigen: Haben Sie zufällig ein Krautblatt bei sich, mit dem Sie mir aushelfen könnten? Ich wäre Ihnen ewig zu Dank verbunden."

Schnupsel hatte natürlich kein Krautblatt bei sich. Eigentlich wollte er den Angeber stehenlassen, aber dann erinnerte er sich, daß ihm der Hase so freundlich Auskunft gegeben hatte, und er sagte: „Ich habe leider kein Krautblatt hier, aber kommen Sie am Abend zu meinem Fenster, vielleicht kann ich Ihnen eins schenken. Es kann auch möglich sein, daß ich Ihnen vom Weihnachtsmann ein Marzipankrautblatt mitbringe."

Über die Rede des Schnupsel freute sich Humpel, der Hase. Er strich sich den Schnurrbart, reichte Schnupsel die Pfote und humpelte davon. Schnupsel aber war nun bald im Wald. Der Schnee knirschte leise unter seinen Stiefeln und eine Meise flog neben ihm her und rief: „Piep, piep, gib acht, bald wird es Nacht." Und ein Rabe mit einem schwarzen Frack wie ein Hochzeitsbitter schrie dazu: „Krah, krah, bald ist sie da!" Schnupsel aber sagte: „Die Nacht soll nur kommen, ich habe gar keine Angst, denn ich gehe ja zum Weihnachtsmann."

Dann war er im Wald. Als ob der Wald auf jemanden wartete, so stand er da. Wie winzige Sternlein fielen die Schneeflocken nieder und blieben auf den grünen Zweigen hängen. Die kleinen Fichtchen in der Schonung sahen wie putzige Eisbären in ihrem Winterkleide aus. Durch die Stämme leuchtete das erblassende Abendrot. Vor sich hin sprach Schnupsel: „Wenn ich mich nicht beeile, löscht der Weihnachtsmann das Feuer im Ofen aus und ich sehe nicht mehr, wie er die feinen Sachen bäckt. Hätte ich doch ein flinkes Tier, auf dem ich reiten könnte." Kaum sprach Schnupsel den Wunsch aus, da stand ein Zwerg vor ihm, der hatte einen grauen Bart, der reichte bis zur Erde hinunter, eine ellenlange Nase, und die Nasenspitze leuchtete wie ein Laternchen. Darüber mußte Schnupsel herzlich lachen. Der Zwerg verbeugte sich vor Schnupsel und brummte: „Du willst ein flinkes Tier haben, das dich schnell durch den Wald trägt? Warte einen Augenblick."

Er nahm ein silbernes Pfeiflein aus dem Mantel, pfiff dreimal hinein, daß es durch den Wald gellte. Das hättet ihr sehen sollen, was da geschah! Wie der Wind so schnell kam ein Reh herbeigelaufen, das hatte goldene Hufeisen. Vor Schnupsel blieb es stehen, und der Zwerg sagte: „Hebe mich hinauf". Und als er oben saß, befahl er Schnupsel, sich ebenfalls auf das Reh zu setzen. Da war Schnupsel natürlich gleich dabei. Sehr gut war es, daß der Zwerg mit seiner Nasenlaterne vorn saß, denn es wurde schon dunkel, und da leistete die Laterne gute Dienste. Das Reh lief so schnell es nur konnte, der Schnee stob unter den goldenen Hufeisen auf und Schnupsel klatschte vor Vergnügen in die Hände. Auf einmal mitten im schnellsten Ritt schrie der Zwerg „brrrrrr". Gleich blieb das Reh stehen. „Jetzt haben wir die Bescherung", brammelte der Zwerg in seinen Bart hinein, „obwohl meine Nase so gut geleuchtet hat, haben wir den Weg verfehlt. Aber ich weiß Rat." Er ließ sich von Schnupsel auf die Erde heben, dann trippelte er durch den Schnee und rief dem Schnupsel zu, er möge doch ein Weilchen warten, er wolle nur einmal seinen Freund, den Mond, fragen, wo der richtige Weg ist. Als Schnupsel sah, wie der Zwerg auf eine hohe Kiefer steigen wollte, über der der Mond zum Greifen nahe stand, sagte er: „Bleibe doch unten, und rufe hinauf, er wird schon hören."

„Nein, nein, das geht nicht, der Herr Mond ist schwerhörig. Da muß man ganz nahe an seine Silberohren herangehen, um mit ihm zu sprechen." Er setzte sich auf einen Eichkater, der unter der Kiefer faulenzte, und hurri-burri, hoppla-hopp waren sie oben. Dann sah Schnupsel, wie der Mond mit dem Kopf nickte zu dem, was der Zwerg sprach, und wie er mit seinem silbernen Finger den Weg wies. Und wieder sprang der Zwerg auf den Eichkater, und wie der Blitz so schnell waren sie auf der Erde. Er bedankte sich bei Herrn Büschelohr von Buscheschwanz, gab ihm zum Dank einige Haselnüsse, und dann konnte der Ritt mit dem Reh weitergehen. Immer schöner aber wurde der Wald, durch den sie ritten. Das war gar kein Schnee mehr, der auf den Zweigen der Bäume lag, das war pures Silber und die Stämme waren alle aus kostbarem Gold. Und das war auch kein Schnee, über den die Hufe des Rehleins liefen, das war knisternde Seide. Da auf einmal strahlte und leuchtete etwas durch den verzauberten Tann. Schnupsel riß vor Staunen beide Augen mächtig auf. Was mag das wohl sein, was dem Walde das Leuchten und den Glanz gibt? Es war aber ein großes goldenes Tor. Dort blieb das Reh stehen, das Zwerglein sprang herunter und hieß Schnupsel absteigen. Dann aber zog er an einem Seile, daß hinter dem Tor tausend Glocken lieblich zu läuten anhuben. Und alle Glocken zusammen sangen ein wunderschönes Weihnachtslied, das klang so schön, wie das von Schnupsels Mutter, mit dem sie ihn immer, als er noch ein ganz kleiner Junge war, in den Schlaf sang. Und da tat sich das Tor auf. Ein Dutzend kleiner Kerlchen, denen aus

den Schultern allerliebste Flügel wuchsen, nahmen Schnupfel an der Hand und sagten: „Komm doch mit." Da führten sie ihn über eine blühende Wiese. Dort wußte niemand etwas von Schnee und Winter. Und hinter der Wiese, auf der die Blumen Ringelreihen tanzten, lag das Märchenland. Dort sah er Schneewittchen mit den sieben Zwerglein und den Königssohn. Scheu ging er an dem gläsernen Sarg vorbei, in dem es einmal wie tot lag. Und Hänsel und Gretel traf er, die spielten mit dem Rotkäppchen. An dem Brunnen saß die Prinzessin, warf die goldene Kugel in die blaue Luft und Froschkönig patschte und pantschte im Wasser herum. Ei, und kommt da nicht das tapfere Schneiderlein? Schnupfel begrüßte begeistert den tapferen Sieben-auf-einen-Schlag. Und dort, wo die Wiese an den Wald grenzte, saßen die sieben Geißlein um ihre liebe Mutter, und sie warnte ihre Kinderchen vor dem bösen Wolf. Schnupfel wollte aus dem Märchenlande gar nicht mehr heraus. Mit aller Gewalt mußte ihn der Zwerg an den Rockzipfeln herausziehen. Da kam aber für Schnupfel schon wieder eine Überraschung. Der Zwerg führte ihn in das Spielzeugland. Was es da wieder alles zu sehen gab! Da kugelten Bälle in allen Größen und allen Farben auf der Erde herum. Reifen liefen ganz allein, ohne daß sie jemand schlug, kreuz und quer. Schnupfel mußte arg aufpassen, daß er nicht unter einen Reifen oder gar unter einen Ball kam. Zum Glück stand ein großer Nußknacker als Verkehrsschutzmann auf einer Wegkreuzung, und der regelte den Verkehr. Vor dem Nußknacker hätte sich Schnupfel beinahe gefürchtet, denn der machte das Maul so weit auf und zu, als wollte er jemanden bei lebendigem Leibe verschlingen. Auf einem freien Platz tanzten Kreisel so wahnsinnig schnell, daß Schnupfel schwindlig wurde. Und dann kam das Schönste. Aus einer Spielzeugburg marschierten mit klingendem Spiel zehn Regimenter Bleisoldaten, vorneweg die Musik. Zackig klangen die Märsche. Schneidig war die Infanterie anzusehen. Und wie schneidig die anderen waren, die da heranmarschierten, das ist gar nicht zu sagen. Als die Kanonen und die Tanks heranrasselten, jubelte Schnupfel auf. Er sah aber auch, wie die Flugzeuge in die Höhe stiegen, wie die Propeller brummten und wie sie glatt vor Schnupfels Füßen landeten.

An den Puppen hatte er aber gar nicht so viel Gefallen. Das ist eben etwas für Mädchen. Dafür gefiel ihm wieder das schöne Knusperhäuschen, von dem er sich so viel Marzipan, Schokolade und Zuckerwerk brechen konnte, wie er nur wollte und so viel in seinem Magen nur Platz hatte. Dann mußte er aber leider das Spielzeugland verlassen. Nun waren es nur noch wenige Schritte bis zu der geheimnisvollen Backstube des Weihnachtsmannes. Allzu gerne hätte nun Schnupfel wenigstens durch das Schlüsselloch in die Stube geguckt. Das durfte er aber nicht. Der Zwerg sagte zu ihm: „Nein, mein Lieber, das geht nicht, denn das hast Du nicht verdient. Wärst Du immer recht artig gewesen, hättest Du immer richtig deutsch gesprochen, wie es der Kaspermichel tut, dann hättest Du auch noch das Schönste von allem, die Backstube mit dem Weihnachtsmann, sehen dürfen." Schnupfel wollte das aber nicht wahrhaben. Er wollte den Zwerg zur Seite drängen und bis zu der Türe laufen. Er sah aber den tiefen Graben nicht, der zwischen der Tür und ihm war, und plumps, fiel er hinein. Und er kam auf keinen Grund, gerne hätte er sich irgendwo angehalten, aber er fiel immer tiefer, tiefer und tiefer — und da auf einmal schlug er hart auf, und denkt euch, Kinder, der Schnupfel hatte das alles nur geträumt.

Er hatte sich nämlich, nachdem er aus dem Fenster geguckt hatte, auf die Ofenbank gesetzt und war eingeschlafen. Und was kam weiter — — das könnt ihr selbst erraten, — — als ihm so schön träumte, hat er wohl so lange herumgezappelt und herumgestrampelt, bis er mitsamt der Ofenbank umfiel. Und da lag nun der ungezogene Schnupfel und der Kaspermichel stand dabei und lachte den kleinen Kerl aus. Au!

---

## Winternacht

**Verschneit liegt rings die ganze Welt,**
**Ich hab nichts, was mich freuet.**
**Verlassen steht der Baum im Feld,**
**Hat längst sein Laub verstreuet.**

**Der Wind nur geht bei stiller Nacht**
**Und rüttelt an dem Baume,**
**Da rührt er seine Wipfel sacht**
**Und redet wie im Traume.**

**Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,**
**Von Grün und Quellenrauschen,**
**Wo er im neuen Blütenkleid**
**Zu Gottes Laub wird rauschen.**

Joseph Freiherr von Eichendorff

# Meine erste Wallfahrt

Von F. Flott

Nach der Meinung meiner Mutter mußte ich unbedingt zum Annaberg wallfahren fahren. Ich war damals 13 Jahre alt und ein Junge wie alle anderen. Meine Mutter gab mir gute Ermahnungen mit, damit ich mit den Jungen aus dem Dorfe keinen Unsinn machte. Ich habe auch alles versprochen. Vom Bahnhof Odertal ging es dann hinauf zum Annaberg, an viel Pflaumenbäumen vorbei, auf die ich zu gern geklettert wäre. Aber ich dachte immer wieder an das Versprechen, das ich meiner Mutter gegeben hatte. Am Abend mußten wir im Massenlager übernachten, und da waren wir Jungen nicht zu halten. Dem Paul, der mit war und der auf der Bank eingeschlafen war, steckten wir eine Zigarre aus Papier in den Mund und haben sie angebrannt. Und als sie seine Nase versengte, haben wir alle herzlich gelacht. Als der Paul wieder einschlief, drückten wir ihn von der Bank herunter, so daß er auf einen alten Großvater fiel, der unten schlief. Dieser hat ihn ganz mächtig verprügelt.

Am zweiten Tage ging es hinauf in die Kirche und zu einem Pilgergang, bei dem man einen Stein auf dem Kopfe tragen mußte. Es wurde erzählt, daß, wenn der Stein herunterfällt, die ganze Pilgerfahrt keine Bedeutung mehr hat. Ich hatte immer das bange Gefühl, daß mir der Stein vom Kopfe fallen würde, — und richtig, als ich mich nach dem Peter umsah, ob sein Stein noch oben war, fiel mir der Stein vom Kopf herunter. Jetzt war ja doch alles aus. Den anderen Jungen erging es genau so, und nun machten wir uns selbständig. Wir besuchten die nächsten Obstgärten und versuchten dort, ob die Äpfel und Birnen anders schmeckten als in unserer Heimat, krochen in den Schluchten herum und kletterten auf die Bäume. Wir waren richtig in Fahrt.

Als am Abend der Bischof aus Breslau auf den Annaberg kam, kletterte ich schnell, wie ich es zu Hause gewohnt war, auf den nächsten Baum, um ihn zu sehen. Ein alter Mann wollte mich an einem Fuß herunterziehen, aber ich war bereits oben. Ganz wundervoll konnte ich nun alles sehen. Der Paul und der Franz aber guckten neidisch auf den Baum, denn sie durften nicht herauf. Die Obstbäume im Klostergarten haben mich zu sehr verlockt, aber da hinein habe ich mich nicht gewagt.

Am Abend ging es dann wieder nach der Heimat. Ich habe jedem meiner Eltern und Geschwister etwas vom Ablaß mitgebracht und vieles erzählt, aber alles nicht, denn . . . Das war meine erste Wallfahrt auf den Annaberg.

# Franz und Josef, zwei oberschlesische Bauernjungen, fahren nach Breslau

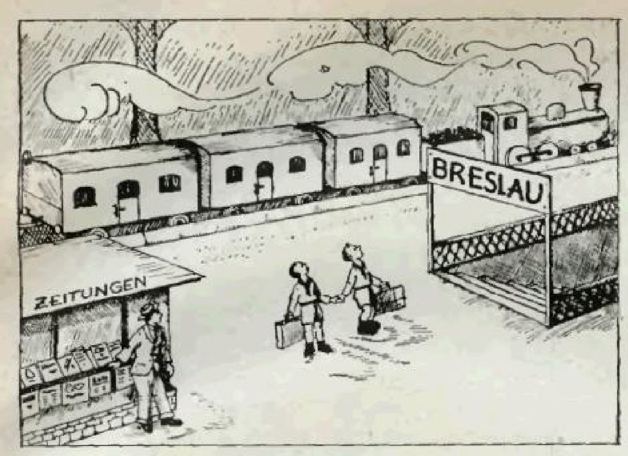
Von F. Flott

### Die Fahrtvorbereitungen

Franz und Josef sind zwei oberschlesische Bauernjungen, Franz ist 10 und Josef 12 Jahre alt. Ich bin der große Bruder, der in Breslau studiert und den Brüdern immer viel von der schönen Stadt erzählt hat. Beide möchten zu gern nach Breslau fahren, um sich all das, was ich ihnen erzählt habe, einmal selbst anzusehen. „Gut", habe ich den beiden gesagt, „ihr könnt das machen, aber ihr müßt sparen, ihr dürft euch kein Eis und keine Bonbons mehr kaufen, jeden 5-Pfennig und jeden 10-Pfennig müßt ihr in die Sparkasse legen." Das wurde abgemacht, und nun ging das Sparen los. Nach ungefähr drei Monaten hatte der Franz 2,84 RM. und der Josef 3,60 RM. gespart. Die Fahrt nach Breslau wurde auf den 1. Mai vereinbart. Jedem dieser beiden Jungen gab die Mutter noch 3 RM. mit. Für alles, was fehlte, mußte der große Bruder, also ich, sorgen. Die Schwester Anna hat die beiden in den Sonntagsanzug gesteckt und ihnen noch einen Ersatzschillerkragen in die Tasche eingepackt. Für den großen Bruder packte sie Butter und Wurst ein und brachte Franz und Josef zum Bahnhof. Am Bahnhof kaufte die Anna die Fahrkarten, die beiden Jungen hat der Schaffner übernommen, und sie fahren beide das erstemal auf der Bahn und sogar allein nach Breslau. Die ganze Fahrt haben sie aus dem Fenster geguckt, sich die Landschaft angesehen und die Stationen gezählt.

### Franz und Josef kommen in Breslau an

Lange vor Ankunft des Zuges habe ich bereits in Breslau auf meine beiden Brüder gewartet. Nun braust der Zug in den Hauptbahnhof ein. Ich bin



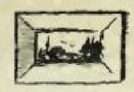
K. Raths

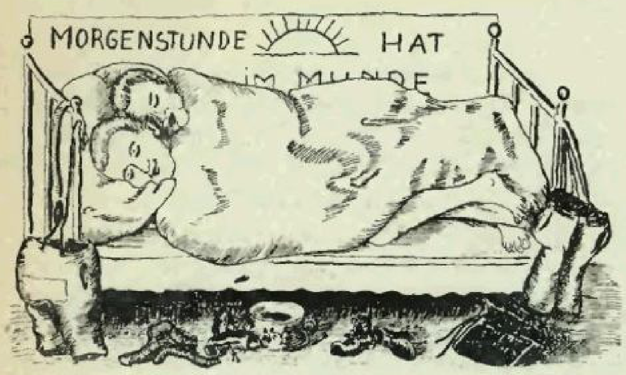
nun neugierig, was die beiden machen werden, und verstecke mich auf dem Hauptbahnhof hinter einen Zeitungsstand. Franz und Josef steigen aus dem Zug heraus, haben jeder eine blaue Mütze auf und einen sauberen Schillerkragen um, halten in der einen Hand jeder eine Tasche, in der, wie schon beschrieben, das Verschiedenste eingepackt ist. Mit der anderen Hand halten sie einander fest, was sie sonst nie tun. Ich warte nun bis sich alles verlaufen hat, und sehe, daß Franz und Josef auf einer Stelle stehen. Nun kann ich die beiden doch nicht mehr länger warten lassen und rufe: „Hallo", — da sehen sie mich auch schon. Es folgt eine stürmische Begrüßung. Wie gesund die beiden Kerle aussehen. Sie passen gar nicht in die Großstadt hinein. Vor diesen frischen Farben verbiegen sich fast vor Neid die grauen Träger der Bahnhofshalle.

**Die Fahrt durch Breslau**

Nun geht es hinaus durch die Sperre. Nachdem ich den Jungen den Hauptbahnhof gezeigt habe, einen D-Zug und was so alles da zu sehen ist, steigen wir in die Straßenbahn ein und fahren nach meiner Wohnung. Wir fahren durch die Gartenstraße, am Landeshaus vorbei, wo der Herr Landeshauptmann und der Landesleiter vom BDO. wohnen, und dann über den Tauentzienplatz, wo der General Tauentzien bei der Verteidigung von Breslau gefallen ist, und landen in meiner Wohnung. In der Straßenbahn stehen wir selbstverständlich vorn. Franz und Josef sehen zu, daß ein Wagen auch losgeht, wenn kein Motor drin ist und auch keine Pferde vorgespannt sind. Sie staunen über den Verkehr, als wir über den Ring fahren, über die Verkehrslampen, die vielen Lichter und über die vielen Menschen auf der Straße. Nachdem wir uns zu Hause gewaschen und alles ausgepackt haben, gehen wir gleich in die Stadt, um uns die schönen Bauten und die Kirchen anzusehen. Zuerst besichtigen wir das Rathaus, das den Jungen sehr gut gefällt. Im Schweidnitzer Keller sehen sie, wie dort Männer sitzen, einen großen Schoppen Bier trinken und essen. Vom Rathaus aus gehen wir die Schweidnitzer Straße hinunter bis zum Stadtgraben. Dort erkläre ich den beiden, daß Breslau früher eine Festung war und der Stadtgraben zum Schutze der Stadt diente. Am Stadtgraben liegt der Schloßplatz mit dem Schloß, vor dem die Militärparaden und die Feste der Partei stattfinden. Jenseits des Stadtgrabens liegen die Kasernen, in denen unser Vater als Soldat gedient hat. Die Liebichshöhe am Stadtgraben ist ein Festungswerk aus der alten Zeit und nach dem großen Chemiker Liebich benannt, der auch in Breslau Professor war und die künstliche Düngung erforscht hat. Von der Liebichshöhe aus sehen wir über das weite Häusermeer von Breslau und erblicken im Süden den Siling, das Wahrzeichen Schlesiens. Weiter geht es am Stadtgraben entlang zur Holteihöhe, die auch ein altes Festungswerk ist, auf der das Denkmal des schlesischen Dichters Holtei steht. Von der Holteihöhe aus übersehen wir unseren lieben Heimatfluß, die Oder, und die Dominsel mit den schönen Kirchen, die wir auch besuchen. Wir gehen in den Dom und die schöne Kreuzkirche, in der der schlesische Minnesänger Herzog Heinrich IV. begraben liegt. Ich erkläre meinen beiden Brüdern, daß die Dominsel von den Mongolen im Jahre 1241 belagert, aber nicht eingenommen wurde. Die Mongolen zogen dann weiter nach dem Westen und lieferten Herzog Heinrich II., dem Sohn der hl. Hedwig, eine Schlacht bei Wahlstatt. Von der Dominsel geht es hinüber zur Universität, bei der ich den beiden zeige, wo ich studiere und wo ich lernen muß. In Breslau haben an der Universität viele Professoren gelehrt, die große Wissenschaftler waren. Dann geht es am Goldenen Zepter vorbei, in dem die Freiheitskämpfer von 1812 13 zusammenkamen. Wir marschieren weiter und sehen uns die alten Häuser an, so die Engelsburg, über die Gustav Freytag in seinem Buch „Soll und Haben" geschrieben hat, u. a. Jetzt sind die Jungen schon tüchtig müde. Wir gehen deshalb zum Abendessen in ein Gasthaus. Franz und Josef staunen über die vielen Menschen, die hier zusammensitzen und gar nicht einmal viel Krach machen. Sie staunen weiter, wie sie von den „schwarzen Männern" bedient werden. Ich bestelle für alle ein gutes Abendessen, und die beiden wundern sich, wie schnell der Ober „folgt" und das Essen auch bringt. Sie glauben aber, daß er das alles nur wegen des großen Bruders so schnell tut.

Durch die hell erleuchteten Straßen geht es nach Hause und in die Betten. Franz und Josef sind tüchtig





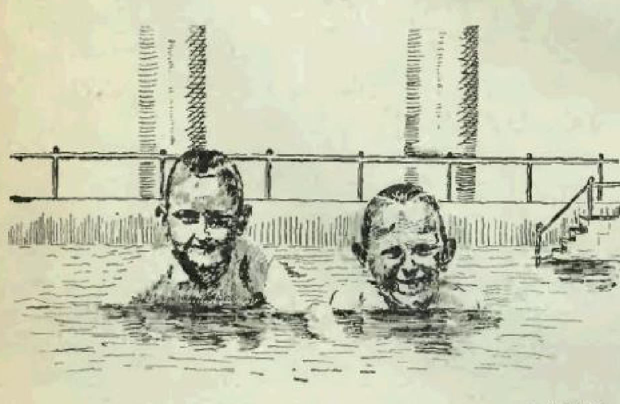

J. Breuer

müde und schlafen bald ein. Sie bekommen das Bett von mir, während ich auf dem Sofa schlafe.

**Franz und Josef im Hallenschwimmbad**

Als ich am nächsten Tage früh erwache, sehe ich wie am Bettrand bereits 4 Augenpaare auf den großen Bruder gucken, ob er schon auf ist. Denn Franz und Josef sind Bauernjungen, die gewöhnt sind, zeitig aufzustehen. Als sie aber sehen, daß ich die Augen aufschlage, springen sie schnell zurück und verstecken sich unter die Zudecke. Ich sage aber: „Raus!", und da sind sie auch schon draußen.

Nachdem wir uns angezogen und gefrühstückt haben, geht es in das Hallenschwimmbad. Während ich bisher die beiden Jungen sehr gut im Zaume halten konnte, gehen sie hier im Hallenschwimmbad durch. Franz hat es nicht für möglich gehalten, daß man auch in einem Hause schwimmen und baden könnte. Zunächst zeige ich ihnen, wie man die Hähne mit dem warmen und dem kalten Wasser aufmacht, um sich zu bespritzen. Im nächsten Moment sehe ich,



J. Breuer

wie die beiden eine ganze Reihe Hähne aufmachen und trotzdem ich sage, daß das verboten sei, hören sie nicht darauf. Franz nimmt Anlauf und kaschelt auf den glatten Fliesen der Badeanstalt und schreit vor Vergnügen. Josef steht unter der kalten Brause und quietscht ebenso. Ich kann einfach keine Ruhe schaffen. Während Franz wieder an mir vorbei kaschelt, kann ich ihn erwischen und ihm eine auf den Hosenboden geben. Gleich packe ich auch den Josef. „Nun aber Schluß, sonst können wir alles bezahlen!" sage ich, und da war auch Ruhe. Jetzt versucht Franz bereits, einen Kopfsprung vom Brett aus zu machen. Nach einigen weiteren Minuten hat er sich einen Freund geangelt, und der gibt ihm die nötigen Erklärungen. Ich versuche, die beiden noch in den Dampfraum hineinzubringen, aber sie wollen nicht. Ganz besonders Spaß gemacht hat dem Franz der Wasserstuhl, den der kleine Freund aus Breslau meinem Bruder vorführte. Da Franz nicht richtig „Tempo" schwimmen konnte, mußte er wie ein Pudel die Bewegungen machen. Das hat einem Bekannten von mir, der Turnlehrer in Breslau ist, außerordentlich viel Spaß gemacht, denn er hatte so etwas noch nicht gesehen. Weil Franz nun so komisch schwamm, wurde er von seinem Breslauer Freund der „Pudel" genannt.

Nun sind bereits einige Stunden um, der Franz will nicht heraus. Ich muß erst kommandieren: „Raus und anziehen!" Nachdem wir fertig sind, geht es in die Straßenbahn hinein und wir fahren nach Scheitnig. In Scheitnig zeige ich den beiden die Jahrhunderthalle, die aus oberschlesischem Zement erbaut ist. Die größte Orgel der Welt ist in dem großen Kuppelbau untergebracht. Die schönen Gartenanlagen und das Denkmal des oberschlesischen Dichters, Freiherr von Eichendorff, werden auch besichtigt. In der schönen Terrassen-Gaststätte essen wir Mittag.

**Im Zoologischen Garten**

Es ist klar, daß für einen Jungen vom Lande der Zoologische Garten eine Sehenswürdigkeit ist, und deshalb gehen wir also jetzt dorthin. An der Kasse kaufe ich den beiden einen Futterbeutel, damit sie die Affen und die anderen Tiere füttern können. Wie muß ich aber staunen, als ich sehe, wie vor mir Franz und Josef die Futterbeutel genau durchsuchen und sich sofort darüber hermachen und anfangen, das Johannisbrot und die Erdnüsse, die für die Affen bestimmt sind, zu essen und den Rest in ihre Taschen zu stopfen. Übrig bleibt nur eine trockene Semmel, die meiner Meinung nach für die Affen bestimmt ist.

Und tatsächlich, am Affenkäfig reichen Franz und Josef dem Affen schnell die trockene Semmel hin, der sie ihnen selbstverständlich im nächsten Augenblick an den Kopf wirft. Die Affen führt ein Wärter vor. Sie können viele Kunststücke machen und bekommen von den Zuschauern Bananen und Kekse. Wir sehen uns dann die Löwen, die Tiger, die Seelöwen, den Strauß, das Känguruh und das Lama an. Das Lama ist ein Tragtier aus Südamerika und kann spucken. Ich sage den beiden: „Geht nur zur Seite, damit es euch nicht anspuckt", worauf mich Franz sofort fragte, ob er dann das Lama auch anspucken dürfe. Bewundert werden noch der Iltis, die Marder und der Fischotter, die die beiden vom Erzählen her bereits kennen.

Nachdem wir uns noch die vielen Vögel angesehen haben, haben die beiden Jungen genug. Besonderen Spaß hat ihnen auch das Nilpferd gemacht, das 36 Zentner schwer war und Mohrrüben fraß. Jetzt stärken wir uns und nach ungefähr 2 bis 3 Stunden Ruhepause geht es wieder.

**Die Maifeier im Stadion**

Nun marschieren wir nach dem Stadion und nehmen dort an der Maifeier teil. Die beiden Jungen staunen über die vielen Menschen, die SA., die SS., das Jungvolk, die Hitler-Jugend und dann zum Schluß über das schöne Feuerwerk. Franz, der noch klein ist, wird an einem Fahnenmast von mir hochgehalten und hat so alles sehr schön übersehen können. Ich erkläre den beiden, daß hier im Stadion die großen Sportkämpfe ausgetragen werden und daß hier das große Deutsche Sängerbundesfest im Juli stattfinden wird.

Nachdem die Feier vorbei ist, fahren wir mit der Straßenbahn nach Hause. Es ist höchste Zeit, daß die Jungen ins Bett kommen.

**In Wilhelmshafen**

Am nächsten Tag fahren wir nach Wilhelmshafen, um den Jungen den Ausflugsort und die Umgebung von Breslau zu zeigen. Mit den Vororten zusammen hat Breslau eine Einwohnerzahl von 568 000 Menschen, das sind ungefähr 568mal mehr als in unserem Heimatdorf.

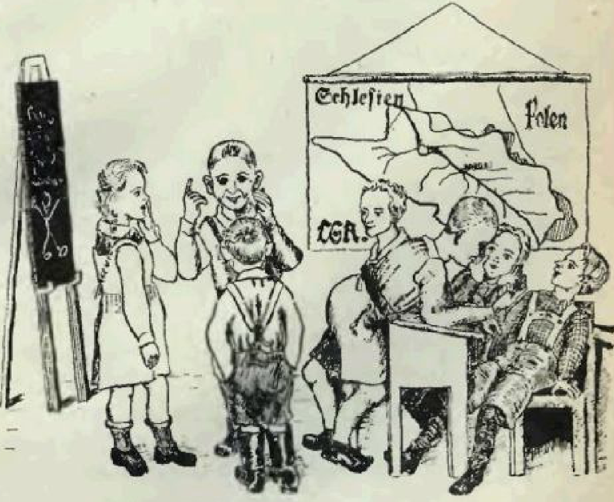
„O weh", sage ich den beiden, „unser Geld ist bereits verbraucht, ich habe nur noch 3 RM., ich glaube, daß wir nicht mehr reichen werden". Als wir Nachmittag bei meiner Wirtin ankommen, muß ich mir noch etwas borgen, weil alles weg ist. Aber es war klar, daß ich einen Pump aufnehmen mußte, weil meine Brüder nicht verstanden hätten, daß ihr großer Bruder kein Geld hat.

**Die Heimfahrt**

Am Nachmittag geht es nun wieder zum Bahnhof. Als wir in der Nähe des Fruchthauses Pedro Coll sind, marschiert eine Kompanie Soldaten mit einer Musikkapelle vorbei. Die Soldaten hatten es dem Franz schon lange angetan. Im nächsten Augenblick klettert er an einem Messinggestänge bei Coll hoch, um die Soldaten recht gut zu sehen. Ich befürchte das Schlimmste, weil ich glaube, daß im nächsten Augenblick das Schaufenster eingedrückt wird. Ich erwische den Franz nur noch am Hosenboden und ziehe ihn herunter und bin froh, daß keine Scheibe eingeschlagen war, denn wir hätten kein Geld gehabt, um sie zu bezahlen. Am Hauptbahnhof haben wir noch tüchtig eingekauft, je ein Geschenk für den Vater, die Mutter, für Bruder und Schwester. Franz und Josef bekommen noch Schokolade und Kekse für die Fahrt, und ab geht's durch die Sperre auf den Bahnsteig und in den Zug hinein. Die beiden übergebe ich wieder dem Schaffner. Franz und Josef danken mir noch, und ich sage ihnen, daß sie im



J. Breuer




J. Breuer



J. Breuer

Zuge artig sein und Vater, Mutter und die Geschwister grüßen sollen. Da erscheint auch schon der Mann mit der roten Mütze, und die beiden dampfen nach der Heimat.

Im Zuge erzählen sie sich gegenseitig, was ihnen ganz besonders gefallen hat. Dem Josef machte am meisten das Nilpferd Spaß, das 36 Zentner schwer war und Mohrrüben fraß, und dem Franz der Wasserstuhl im Hallenschwimmbad. Josef meinte: „Weißt du, Franz, mir gefällt Breslau sehr schön, aber ich möchte nicht für immer dort bleiben. Wir wollen wieder sparen und werden im nächsten Jahre mit unserem großen Bruder in die Berge fahren."

Eine Station vor dem Heimatort standen sie bereits beide am Fenster, angezogen, mit den Paketen in der Hand, um ja nicht das Aussteigen zu verpassen.

**Im Heimatdorf**

Die Schwester Anna holt die beiden auf dem Bahnhof ab und führt sie nach Hause. Als sie zu Hause ankommen, wollen sie viel erzählen, jeder will zuerst drankommen. Da sie sich nicht einigen können, geraten sie sich in die Haare. Die Mutter tritt aber dazwischen und bringt die beiden Jungen wieder zur Ruhe. Nun erzählen sie viel von dem schönen Breslau. In den nächsten Tagen sind beide in der Schule der Mittelpunkt. Tagelang haben sie den Jungen all das erzählt, was sie Schönes in Breslau gesehen hatten. Viele ihrer Kameraden wollen nun auch nach Breslau fahren und fangen zu sparen an.

Die Geschichte, die ich oben beschrieben habe, zeigt, was es alles für einen oberschlesischen Jungen in der schönen Hauptstadt Breslau zu sehen gibt, und daß jeder oberschlesische Junge einmal nach Breslau fahren müßte. Was die beiden, Franz und Josef, erlebt haben, ist wirklich wahr, denn der große Bruder von den beiden bin ich selber und habe alles miterlebt.

(Dazu gehören die Bilder zwischen S. 64 und S. 65)

## Jugend

Bogislav von Selchow

Wenn Jugend schon die Köpfe senkt,
Wenn Jugend nicht mehr vorwärts drängt,
Wenn Jugend nicht mehr Fesseln sprengt,
Wenn Jugend nur noch Tugend hat,
Dann wird das Leben schal und leer,
Dann wird es feig und satt und matt,
Dann hat die Tugend keine Jugend mehr.

Aus „Das neue Deutschland im Gedicht"
Verlag Velhagen & Klasing

# August und das Grubenpferd

Von Willi Zander

Wer meinen Freund August näher kannte, der wußte es, daß er ein Herz für alles hatte, was auf dieser Welt lebte. Dies schaffte ihm nicht nur Freunde unter den Menschen, sondern auch in der Tierwelt. Wenn er mit seinen Arbeitskameraden auf der Kiste beim Futtern saß, konnte er nicht genug von seinem Dackel, den er selbst großgezogen hatte, erzählen. An seinem Hause hingen drei Starkästen, damit, wie er sagte, in der Vogelwelt keine Wohnungsnot auftreten sollte. Stundenlang konnte er zu Hause in seinem Gärtchen stehen und seinen Täubchen zusehen, denen er aus einer Regentonne ein schmuckes Taubenhaus gebaut hatte. Auch seine Karnickel waren seine Freude und sein Stolz.

Ich glaube kaum, daß er es jemals fertiggebracht hätte, einen Wurm zu zertreten. Viele meinten sogar, August sei kindlich.

Da war auf der siebenten Sohle im vierten Revier ein Pferd, mit dem kein Pferdejunge umgehen konnte. Es schlug und biß und hatte dem verantwortlichen Reviersteiger schon manche Unannehmlichkeit eingebracht. In der letzten Woche hatte es wieder einen Pferdejungen durch einen Hufschlag verletzt. Nun stand es im Stall und keiner traute sich, das Pferd zu nehmen. Drohungen und Strafen nützten nicht. Die Jungen wollten, was wohl verständlich ist, ihre Gesundheit nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen, und so stand denn Hektor, so hieß das

## Glück auf, der Steiger kommt

Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt!
Er hat sein helles Licht bei der Nacht,
Er hat sein helles Licht bei der Nacht
Schon angezündt, schon angezündt.

Schon angezündt, das gibt den Schein,
Und damit so fahren wir bei der Nacht,
Und damit so fahren wir bei der Nacht
Ins Bergwerk ein, ins Bergwerk ein.

Ins Bergwerk ein, wo die Knappen sein,
Die da graben das Silber und das Gold bei der Nacht,
Die da graben das Silber und das Gold bei der Nacht
Aus Felsenstein, aus Felsenstein.

---

Pferd, tagelang im Stall. In der Verwaltung erwog man ernstlich, Hektor zu verkaufen. Weil er aber ein so zugfestes Pferd war, unternahm man diesen Schritt nicht gern.

Als der Steiger am nächsten Tag in meine Arbeit kam — ich war Hauer im vierten Revier — erzählte er mir von seinem Ärger. Da kam mir ein Gedanke. Ich dachte an unsern August, der unten in der Bahn fleißig seine Kohlenwagen schleppte. „Ja", sagte ich zu meinem Steiger, „ich wüßte da einen Ausweg". Nun erzählte ich von unserem tierliebenden August und meinte, er solle es doch einmal mit ihm versuchen.

Der Steiger beschloß nun, daß August vom nächsten Tage an Pferdejunge sein sollte, und zwar bei dem unausstehlichen Hektor. Als ich dies dem August erzählte, lachte er verschmitzt, als freue er sich schon auf seinen neuen Posten. Nun waren alle aus unserer Arbeit neugierig, wie August wohl seine Sache anfassen würde. Als er am nächsten Morgen mit einer roten und weißen Lampe bewaffnet vom Förderkorb trat, folgten mein zweiter Hauer und ich ihm in kurzem Abstand in den Pferdestall. Wir versteckten uns hinter einen Pfosten, um der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

August besah sich den Hektor erst von allen Seiten und ging dann allmählich zur Offensive über. „Glück auf, Hektor!" sagte er. „Na, alter Schwede, jetzt bist du doch sicher ausgeruht. Hast ja fast die ganze Woche nichts getan, und das war nicht schön von dir. Nun mußt du aber wieder schaffen, alter Freund, denn du sollst auch dem Steiger zu seinem Soll helfen. Sieh mal, er hat jetzt schon bald jeden Tag Krach beim Alten, daß er seine Kohlen nicht fördert. Und da hast du als anständiges Pferd doch kein Interesse daran. Wenn die Kameraden vor der Kohle keine leeren Wagen bekommen, können sie doch auch nichts tun und darum auch nichts verdienen, dann ist daheim Schmalhans Küchenmeister, und Hunger tut weh. Stell dir mal vor, was du wohl sagen würdest, wenn du täglich das halbe Futter bekämst".

Indem August so sprach, ging er auf Hektor zu und schlug ihn mit leichter Hand auf die Hinterschenkel; dann strich er ihm über seinen Hals und legte seine Backe an Hektors Kopf und, o Wunder, Hektor trat und biß nicht. Jetzt holte er etwas aus seiner Tasche hervor, und einen Augenblick später hörten wir Hektor lustig knabbern. Dann machte er ihn von der Kette los, legte ihm das Geschirr über und nahm ihn am Halfter. Er folgte willig wie ein Kind.



Amt für Kulturpflege der Prov.-Verw. von OS., Breslau

**Oberschlesischer Bergmann**

Am Schichtende schmunzelte der Steiger, denn er hatte nach langer Zeit heute wieder sein Soll gefördert.

So ging das nun lange Zeit, aber hinter das Geheimnis kamen die, die August nicht kannten, nicht. Ich habe es dem Steiger verraten, denn ich erfuhr von Augusts Frau, daß ihr Verbrauch an Würfelzucker, seit August Pferdejunge war, ganz gewaltig gestiegen sei. August hatte ihr gesagt, die Luft dort unten sei so warm, und man müsse immer etwas im Munde haben, wenn man keinen Durst bekommen wolle. Einen Priem konnte August nicht vertragen. Am nächsten Zahltag stand auf Augusts Lohnkarte unter Sonstiges: für besondere Ausgaben 1,12 RM. Alles ging geordnet seinen Lauf. Die Förderung klappte, das Soll kam, Hektor blieb brav und der Steiger war jeden Tag guter Laune.

Eines Tages jedoch war, wie man so in der Bergmannsprache sagt, „der Napp wieder kaputt". Vor Anfang der Schicht kam Augusts Frau an den Schalter und meldete ihren Mann krank. Er hatte die Grippe und konnte nicht zur Schicht kommen. Nun war guter Rat teuer, denn Hektor verfiel sofort wieder in sein altes Laster, und keiner konnte mit ihm fertig werden. Der Steiger wetterte und fluchte in allen Tonarten, aber besser wurde die Sache dadurch auch nicht. Man mußte sich eben gedulden, bis August wiederkam, das konnte aber lange dauern. Ich tröstete den Steiger, daß August in zwei oder drei Tagen schon wieder hier sein könnte, vorausgesetzt, wenn er die richtige Medizin bekäme. Leider habe er aber so wenig Geld, die Medizin koste schon so zwei bis drei Mark. Der Steiger sah mich lauernd von der Seite an und meinte, ich solle mal ruhig mit meiner Weisheit herausrücken, vielleicht könne er helfen. „Ja", sagte ich, „wenn der August sich einen Liter alten Korn hinter die Binde gießen könnte, dann sollen Sie mal sehen, wie die Grippe abgeht!"

Gesagt, getan. Nach der Schicht machte sich der Steiger mit einem Paket unter dem Arm nach Augusts Wohnung auf. Der traute seinen Augen nicht, als er plötzlich seinen Steiger an seinem Bett sitzen sah. „August", sagte der Steiger, „ich soll dir einen schönen Gruß vom Hektor bestellen und du sollst bald wiederkommen. Dies hier", und dabei wickelte er eine mächtige Flasche aus dem Paket, „ist die Medizin für dich. Du mußt sie nun fleißig nehmen, denn der Hektor hat Heimweh nach dir." Von Augusts Frau erbat er sich ein Gläschen und goß einen ordentlichen Schluck ein. Die beiden erzählten sich allerhand und August trank einen, dann noch einen und immer wieder einen, bis die Flasche leer war. Dies hatte der August wohl gar nicht gemerkt, und bald hatte er einen richtig brummen. Laute Schnarchtöne verrieten, daß die Medizin ihre Wirkung getan hatte. Zwei Tage später war August wieder da und wurde von Hektor freudig begrüßt. Alles ging wieder im alten Gleise. Hektor war brav und fleißig, das Soll kam, und der Steiger war wieder guter Laune.

*Aus Preußag-Werkszeitung vom 21. Februar 1937*

## Oberschlesische Jugendherbergen

**Adelenhof**, Kr. Tost-Gleiwitz, E. und Bus Peiskretscham, Hv. Willy Rücker, Peiskretscham.

**St. Annaberg**, Kr. Gr. Strehlitz, E. Odertal.

**Bergstadt**, Kr. Gr. Strehlitz (in der Schule, nur während der Ferien). E. Bergstadt, Hv. Heinrich Kalsch.

**Beuthen OS.**, 1. für Jungen: HJ.-Jugendheim, Gräupnerstraße 17, Hv. Gerhard Wenzel. Anmeldung HJ.
2. für Mädchen: Ostlandstr. 4, Hm. Else Ossig. Anmeldung HJ.

**Bischofskoppe**, Kr. Neisse bei Neustadt, E. Ziegenhals (6 Kilometer). Hv. Hans Mattner. Anmeldung HJ.

**Carlsruhe**, Kr. Oppeln, E. Carlsruhe, nur für Jungen oder Mädchen. Hv. Gustav Fiebich, Luisenstr. 21. Anmeldung HJ.

**Dramatal**, Kr. Beuthen, E. und Bus Dramatal.

**Falkenberg**, Turnhalle, Oppelner Str. 13, nur für Jungen oder Mädchen. Hm. Ida Seewald. Anmeldung HJ.

**Gleiwitz**, Rudi-von-Henke-Heim, Neuweltstraße 4, Hv. Franz Gallus.

**Hindenburg**, 1. Hohenzollernstr. 11, Hv. Hausmeister Fabian, Dorotheenstraße 48a. 2. Sedanstraße 24, Hv. Johann Wlochowitz.

**Kostau**, Kr. Kreuzburg, nur für Jungen oder Mädchen, Gutsverwaltung des Gutes Kostau ist Verwalter. Anmeldung dort.

**Krappitz**, Kr. Oppeln, Wohlfahrtshaus, Oppelner Str., Bus von Gogolin, Hv. Karl Witt.

**Kreuzburg**, nur für Jungen, Adolf-Hitler-Str. 6, Hl. Herbert Mruck, Oppelner Str. 11. Schlüssel: HJ.-Banndienststelle.

**Landsberg**, Kr. Rosenberg, Volksschule, Schulstr. 13, nur Jungen, Bus von Kreuzburg, Hv. Paul Godek.

**Leobschütz**, kath. Jugendhaus, Kunigundisstr. 6, Eingang 4, nur Jungen oder Mädchen, Hv. Karl Linke.

**Oppeln**, 1. Bolko-Insel, Hm. Marta Walter; 2. Nicolaistr. 31, Hv. Johann Piechatzek.

**Ottmachau**, Kr. Grottkau, Landesburg, E. 20 Minuten, Bus vom Bahnhof, Hv. Kurt Kinzelmann.

**Ratibor**, Hindenburgstr. 15, Hv. Bannowsky.

**Reinersdorf**, Kr. Kreuzburg, E. Konstadt.

**Rosenberg**, 1. Bürohaus, Bahnhofstr., Hv. Johann Zielonka. 2. Reform-Realgymnasium, Seminarstr. 2, Hv. Peter Nowrath.

**Schulenburg**, Kr. Oppeln, in den Ferien nur für Jungen oder Mädchen, E. Tarnau, 5 Kilometer, Hv. Schulleiter Bruno Cieplik.

**Steubendorf**, Kr. Leobschütz, Steubendorfer Forsthaus, E. Leobschütz, Hv. Theodor Höflich.

**Tost**, Kr. Gleiwitz, Eichendorff - Jugendherberge, E. Tost, 25 Minuten, Hv. Felix Cabot.

**Vatershausen**, Kr. Gleiwitz, Oberschlesisches Freizeitheim, Dorfstraße, Hv. Raimund Brysch, E. Vatershausen, 30 Min.

**Wiesbach**, Kr. Rosenberg, noch nicht in Betrieb.

**Ziegenhals**, 1. Prov.-JH., E. und Bus, 25 Minuten. 2. Sporthaus, Bieleufer 2, Hv. Alois Schäfer.

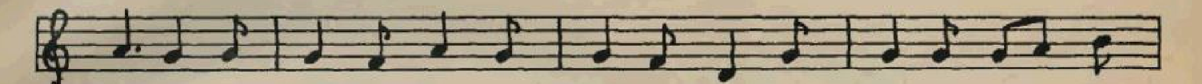
*Aus Reichs-Herbergsverzeichnis 1937*

# Schon wieder tönt vom Schachte her . . .

(Tarnowitzer Glöcklein)



Schon wieder tönt vom Schachte her, des Glöckleins dumpfes



Schallen. Lasst eilen uns, nicht säumen mehr; zum Schachte lasst uns



wallen! Drum, Freunde, reicht die Hand zum Gruß laßt scheiden uns, weil



sein es muß, das ist des Schicksals Lauf. Glück auf, Glück



auf, Glück auf, Glück auf !

Bald fahren wir mit heit'rem Sinn
Die steile Fahrt hernieder;
Ein jeder eilt zur Arbeit hin,
Und alles regt sich wieder.
Man hört des Pulvers Donnerknall,
Des Schlägels und des Meißels Schall,
Der „Hunde" Räderlauf.
Glück auf! usw.

Und sollte einst in ew'ger Nacht
Mein letztes Stündlein schlagen,
So steh' ich ja in Gottes Macht,
Der hilft mir alles tragen.
Drum, liebe Freunde, weinet nicht,
Den Tod nicht scheun, ist Bergmanns Pflicht.
Wir fahr'n zum Himmel hinauf.
Glück auf! usw.

H. Wernicke.

# Windmüller und Wanderbursch

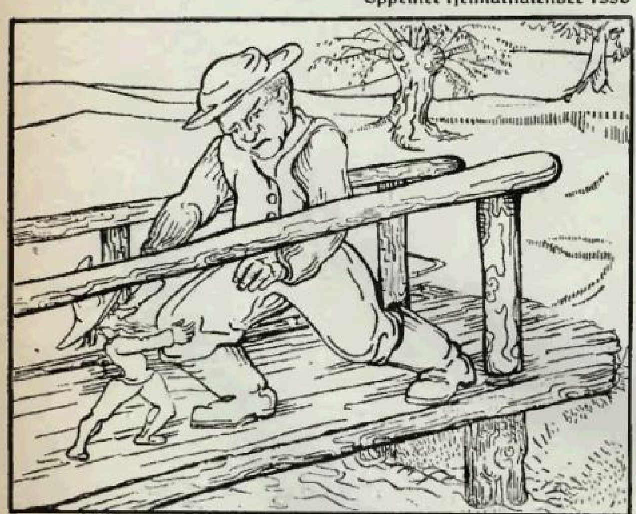
Ein Märchen von Gerhart Baron

Dem Teufel juckte einmal ganz gehörig das Fell, und er fragte deshalb seine Großmutter um Rat, was er anstellen solle. Sie riet ihm bissig, nach Oberschlesien zu gehen und dort die Menschen zu ärgern. Das gefiel ihm sehr, und er verwandelte sich flugs in einen Wanderburschen, angetan mit einem schäbigen Schafpelz und abgegriffener Mütze. So kam er bettelnd in eine alte einsame Windmühle, die abseits vom Dorfe lag. Der Windmüller, ein starker und breiter Kerl, war aber heute schlechter Laune, denn seine Frau lag krank darnieder und schon eine ganze Woche lang — es war kurz vor der Ernte — war kein Bäuerlein mehr mit Getreidesäcken zu ihm gekommen, und er hatte nichts Besseres zu tun, als den Hund zu prügeln und die Fliegen an den Wänden totzuschlagen. Der Wanderbursch zog die Mütze und bat demütig um eine milde Gabe. Dem Windmüller fiel es auf, daß er den christlichen Gruß nicht geboten, er wurde saugrob, schnallte den Riemen vom Leibe und wies ihm zähnebleckend die Tür. Dies wurmte den verkleideten Teufel, und er begann so gewaltig zu niesen, daß

die vielen zentnerschweren Mühlsteine aus dem Mahlgang sprangen und vor dem augenaufreißenden Müller zu Paaren zur Tür hinaushüpften und weit auf das Kleefeld rollten.

Der Windmüller war durchaus kein Dummkopf. Er sah sich vorsichtig um, aber der Wanderbursche war verschwunden; er schaute überall nach, fand jedoch weder drinnen noch draußen eine Spur von ihm. Da schlug er sich mit der Faust vor die Stirn und wußte gleich, daß es der Teufel selber gewesen, der ihm diesen Possen gespielt hatte. Angst und Furcht kannte er nicht, und so ging er schleunigst in die Kammer und holte eine dicke eichene Krücke, die er draußen vor der Windmühle in die Erde steckte. Er besaß auch einen ebensolchen alten Pelz, wie ihn der Wanderbursch angehabt. Den hing er über die Krücke. Dann nahm er einen handfesten Knüppel, spuckte in die derben Hände und hieb wütend und aus Leibeskräften auf den Pelz ein. Sofort stand der Wanderbursch wieder neben ihm, krümmte und wendete sich und flehte ihn an, er möge ihn doch nicht mehr so grün und blau schlagen, er wolle gern die Mühlsteine wieder an ihren alten Platz rollen. Der Windmüller war's zufrieden, und es geschah so. Dann verschwand der Wanderbursch für immer und hinterließ einen höllischen Gestank, dem Teufel war die Lust vergangen, in unserem Lande die Menschen zu ärgern.

Oppelner Heimatkalender 1938







Agathe Sander

Vorstehendes Bild kann bunt ausgezeichnet werden.

## Die Teufelsbrücke im Lenczok und deren Ursprung

Schon vor zweihundert Jahren führte durch den Lenczok der noch heute bestehende und in die Oder mündende Lengongraben. Über den Graben führt innerhalb des Lenczoks eine etwa zehn Meter lange Holzbrücke. Nach den Aussagen eines Nachbarn meiner Eltern, des Bauern Kalussek, der im Alter von über 80 Jahren 1920 starb, soll sein Vater einmal um Mitternacht auf der genannten Brücke folgendes Erlebnis gehabt haben:

Der alte Kalussek mußte die Brücke passieren, als sich ihm in der Mitte derselben ein kleines Männlein entgegenstellte und versuchte, ihn in den Graben zu stoßen. Kalussek war stark und setzte sich zur Wehr. Er packte den Wassermann, denn dieser war das kleine Männlein, und schlug ihn so heftig an das Brückengeländer, daß es knallte, als hätte man mit einem langen Brett aufgeschlagen. Vor Schmerz wimmernd, sprang der Wassermann in den Graben.

Endlich kam Kalussek über die Brücke. Nun mußte er an den Lenczokteichen vorüber. Da erschien das Männlein wieder und versuchte, ihn auf vielerleiweise in den Teich zu ziehen. Es warf ihm Äste in den Weg, damit er straucheln sollte. Es jaulte unheimlich auf, um ihn zu erschrecken. Es spritzte mit Wasser, um ihn zu irritieren. Schließlich warf es ihm in einem schnellen Sprunge und einer gut gezielten Armbewegung den Hut vom Kopfe. Als der alte Kalussek nach dem fallenden Hut greifen wollte, trat er fehl und stürzte in den Teich. Nun hatte der Wassermann sein Ziel erreicht, denn im Wasser besitzt er die größte Stärke. Er versuchte den alten Kalussek unterzutauchen, aber der wehrte sich verzweifelt. Alle seine Abwehrversuche bekräftigte er mit einem harten Männerfluch. Aber je mehr er fluchte, desto geringer wurden seine Kräfte. Nicht mehr lange konnte es dauern, und er hatte das Spiel verloren.

In seiner Todesangst fiel ihm ein Stoßgebet ein. Er sagte es schnell, und sofort hörten die Angriffe des Wassermannes auf. Mit weinerlicher Stimme bat er: „Kalussek, laß ab, du zerschlägst mir das ganze Kreuz!"

Als Kalussek innehielt, verschwand der Wassermann. Nun konnte Kalussek seinen Weg fortsetzen und kam ganz erschöpft zu Hause an.

Da zu dieser Zeit auf der genannten Brücke mehrere derartige Fälle vorkamen, nannten sie die Leute die Teufelsbrücke.

Aufgeschrieben am 30. März 1935
von Schülerin Angela Krzikalla

„Was Großmutter erzählte . . ." Sagen und Märchen aus Markdorf OS. Zusammengestellt von G. Röhrich.

**Deutscher, gedenke:**

Im Deutschen Reich leben 67 Millionen Deutsche, in Österreich 6,4 Millionen, im Freistaat Danzig 400 000, in der Schweiz 2,85 Millionen, in Luxemburg 295 000, in Liechtenstein 12 000.

**Deutscher, bewahre es:**

In der Tschechoslowakei wohnen 3,7 Millionen deines Blutes, in Rußland 1,8 Millionen, in Frankreich 1,7 Millionen, in Rumänien 800 000, in Südslawien 700 000, in Ungarn 600 000, in Italien 250 000, in Belgien 150 000, in Litauen 130 000, in Lettland 75 000, in Dänemark 50 000, in Estland 30 000. Insgesamt leben in Europa außerhalb des Deutschen Reiches über 21 Millionen Deutsche.

**Deutscher, vergiß es nicht:**

In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es 10 Millionen Deutsche, in Brasilien 600 000, in Kanada 300 000, in Argentinien 130 000, in Chile 30 000, in Afrika 125 000, in Asien 197 000, in Australien 160 000. Insgesamt leben auf der Erde 100 Millionen Deutsche, davon jeder Dritte außerhalb des Deutschen Reiches.

„Rolandrufe."

# Denke daran!

Oberschlesien ist dein Heimatland, das du lieben mußt, weil es groß und schön ist. Es liegt an der Grenze im Südosten des Deutschen Reiches. Auf Grund seiner Lage ist es eine Festung des Deutschtums. In der Geschichte, der Kultur und der Wirtschaft hat Oberschlesien immer Großes geleistet. — —

In Neubrücken im Kreise Groß Strehlitz ist die älteste bekannte germanische Runenschrift entdeckt worden ...

Bereits 600 v. Chr. haben germanische Stämme, die Basternen und Skiren, in Oberschlesien gewohnt. Ihnen folgten die germanischen Stämme der Wandalen, die bis in das 5. und 6. Jahrhundert das Land besiedelten und einen Hochstand der Kultur in Oberschlesien erreicht haben. Im Museum in Beuthen ist auf Grund der Ausgrabungen ein wandalisches Bauerngehöft wiederhergestellt worden, das die Großartigkeit der wandalischen Bauerngehöfte zeigt ...

Im 12. und 13. Jahrhundert gründen deutsche Siedler, die Schlesien rückbesiedeln und aus Franken, Thüringen und Obersachsen kommen, Dörfer, Burgen, Klöster und Städte. Sie haben das Land gerodet und zum Wohlstand gebracht, den eisernen Pflug für die Ackerbearbeitung eingeführt, der von den Polen und Tschechen übernommen wurde und noch heute so genannt wird, und den Dörfern und Städten das deutsche Recht gebracht. Deutsche Bergleute haben bereits im 13. Jahrhundert um Beuthen nach Silber und Blei gegraben. Fast alle oberschlesischen

Städte sind in dieser Zeit von den Deutschen angelegt worden...

Im Jahre 1163 erhält Schlesien selbständige Herzöge aus dem Stamme der Piasten. Im Vertrage von Trentschin, im Jahre 1335, verzichtet der polnische König für alle Zeiten auf Schlesien. Seitdem befindet sich das Land über 700 Jahre lang ununterbrochen in der Schicksals- und Kulturgemeinschaft des deutschen Volkes und im Deutschen Reich...

Im Jahre 1742 kommt Schlesien durch Friedrich den Großen an Preußen. Ein Teil des größeren Schlesien — Bielitz, Teschen, Jägerndorf und Troppau — bleiben bei der Krone Habsburg. Viel hat Friedrich der Große für die Provinz getan, die Industrie und den Handel aufgebaut, neue Dörfer angelegt, Sümpfe getrocknet und anderes mehr. Bei Tarnowitz wurde 1788 die erste Dampfmaschine auf dem europäischen Festland aufgestellt, in Gleiwitz 1796 der erste Kokshochofen ebenfalls auf dem europäischen Festland in Betrieb genommen...

Die Festung Cosel wurde von den Franzosen im Jahre 1807 vergeblich belagert und ist nicht eingenommen worden...

Die oberschlesischen Eisenhütten waren in den Befreiungskriegen die Waffenwerkstätten. In ihnen wurden die Kanonen für Blücher gegossen. Auch die Eisernen Kreuze im Jahre 1813 wurden in Oberschlesien in der Gleiwitzer Hütte hergestellt...

Der jüngste Kriegsfreiwillige der Befreiungskriege war der Gleiwitzer Quartaner von Vaerst...

Die großen Dichter und Schriftsteller Eichendorff und Gustav Freytag und der größte Bienenforscher Dzierzon sind oberschlesische Landsleute...

Die Industrie in Oberschlesien ist ein Werk deutscher Arbeit und deutschen Fleißes und hat in der Vorkriegszeit größte Leistungen vollbracht. Oberschlesien war neben dem Industriegebiet an der Ruhr das zweitgrößte im Deutschen Reiche. In Oberschlesien liegt auch das tiefste Bohrloch Europas, und zwar 2240 Meter tief bei Czuchow, Kreis Gleiwitz (seit 1922 in Ostoberschlesien)...

Die oberschlesischen Regimenter haben immer zu den tapfersten des Deutschen Reiches gehört. Im Weltkriege haben sie vielmals ihren Mut bewiesen. Der erste im Osten Gefallene des Weltkrieges ist der Jäger Paul Grun, der in Grunsruh im Kreise Rosenberg begraben liegt...

Am 4. Februar 1920 ist unserer Heimatprovinz ohne Abstimmung das Hultschiner Ländchen entrissen worden. Gegen den Willen der Bevölkerung wurde es der Tschechoslowakei zugeteilt...

Am Annaberg hat der Selbstschutz am 21. Mai 1921 im Sturm, bei dem auch Schlageter dabei war, die polnischen Insurgenten verjagt...

Trotz des Abstimmungssieges in Oberschlesien am 20. März 1921 und des Sieges am Annaberg wurde Oberschlesien in zwei Teile zerrissen. Westoberschlesien blieb beim Deutschen Reiche, und Ostoberschlesien kam zu Polen. Von 67 Gruben gingen 53 an Polen verloren, und von den Kohlenvorräten, die in der Erde lagern, sind über 90 Prozent an Polen gefallen...

Die Wirtschaft Oberschlesiens ist eine sehr bedeutende: von den Zinkerzen, die in Deutschland im Jahre 1935 gefördert wurden, entfallen 67 Prozent und von den Bleierzen 27,5 Prozent auf Oberschlesien...

Bekannt ist neben der Kohlen- und Eisenindustrie in Oberschlesien die Kalkstein-, Zement-, Papier-, Porzellan- und Leinenindustrie...

In Oberschlesien befindet sich die größte Talsperre des Deutschen Reiches bei Turawa im Bau. Als wichtiger Verkehrsweg wird der Adolf-Hitler-Kanal gebaut, der die Oder mit dem Industriegebiet verbindet und im Jahre 1938 fertig sein wird...

Tausende von Oberschlesiern gehen alljährlich als Handwerker und landwirtschaftliche Arbeiter nach allen Teilen des deutschen Vaterlandes und sind als fleißig und arbeitsam bekannt...

In Oberschlesien ist der erste Hitlerjunge, der Schüler Rudolf von Henke, für das Dritte Reich gefallen...

In Oberschlesien sind sieben Vorkämpfer für die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland gefallen. Erst der Nationalsozialismus sorgt für den deutschen Osten und für Oberschlesien und versucht, wirtschaftlich und kulturell unserem Heimatland zu helfen...

Oberschlesien hat immer zum großen schlesischen Heimatland gehört, von dem Breslau, die schöne Hauptstadt Schlesiens, der Mittelpunkt ist, die jeder Oberschlesier besucht haben muß...

Viele Oberschlesier wohnen außerhalb der deutschen Grenzen in: Polen, Ostoberschlesien, Ostschlesien, in der Tschechoslowakei, im Hultschiner Ländchen und in Sudetendeutschland. Sie gehören zu uns. Das dürfen wir niemals vergessen...

Alle großen Bauten in Oberschlesien, die Kirchen, die Städte, die Fabriken und Gruben, alles, was bedeutend ist, haben die Deutschen durch ihren Fleiß und ihre Ordnung aufgebaut. Sei deshalb stolz, daß du ein Deutscher bist! F. Flott

## Kein schöner Land

Kein schöner Land in dieser Zeit,
Als wie das unsre weit und breit,
Wo wir uns finden, wohl unter Linden
Zur Abendzeit.

Hier haben wir so manche Stund'
Gesessen wohl in froher Rund',
Und täten singen, die Lieder klingen
Im Eichenrund.

Daß wir uns hier in diesem Tal
Noch treffen so viel tausendmal,
Gott mög es lenken, Gott mög es schenken,
Er hat die Gnad'.

Drum Brüder, eine gute Nacht,
Der Herr im hohen Himmel wacht,
Mit seiner Güte uns zu behüten
Ist er bedacht.

---

# Schlußwort

Liebe Jungen und Mädel!

Ich wollte Euch in diesem Büchlein einiges sagen, das Euch zeigt, wie stolz Ihr auf Oberschlesien sein könnt, wie fleißig und arbeitsam der Oberschlesier ist, wie schön das Land ist und welche Bedeutung es in der Geschichte immer gehabt hat. Ihr müßt wissen, daß alles, was in Oberschlesien an Wirtschaft und Bauwerken geschaffen worden ist, von den Deutschen aufgebaut wurde, die nicht nur in Oberschlesien wirkten, sondern weit darüber hinaus im ganzen Osten tüchtig gearbeitet haben.

Unser Oberschlesien ist ein Teil unserer schönen schlesischen Heimat, die über die Grenzen Reichsschlesiens hinausgeht und alle erfaßt, die Schlesier sind. Das gesamte schlesische Gebiet beherrscht die schöne Stadt Breslau, die Ihr alle gesehen haben müßt. Und dieses Schlesien ist wiederum ein Teil unseres lieben deutschen Vaterlandes, das alle deutschen Stämme umfaßt, ist Deutschland, das Land der 80 Millionen, die in- und außerhalb des Deutschen Reiches wohnen, ist das Land, dem unser Führer Adolf Hitler Kraft und Mut gegeben hat. Wir können stolz sein, daß wir Deutsche sind.

F. Flott



# Inhaltsverzeichnis


| | Seite |
|---|---|
| Widmung | 3 |
| Ich bin ein Deutscher. Adolf Hitler | 4 |
| Zum Geleit | 5 |
| Meine Heimat. F. Flott | 6 |
| Oberschlesiens Lage und Wirtschaft. F. Flott | 7 |
| Hans Schemms Vermächtnis | 9 |
| Heimat. August Winnig | 10 |
| Der Adolf-Hitler-Kanal. F. Flott | 11 |
| Die oberschlesischen Heimindustrien. F. Flott | 11 |
| Um Deutschland wird gerungen. H. Menzel | 12 |
| Spruch. Ernst Moritz Arndt | 13 |
| Schlesien, Germanenheimat, deutsches Land immerdar! Johannes Gottschalk, Hindenburg | 13 |
| Nach Ostland geht unser Ritt | 15 |
| Nach Ostland | 16 |
| Die deutsche Besiedlung Schlesiens, insbesondere Oberschlesiens. Gustav Freytag | 17 |
| Vivat, jetzt geht's ins Feld! | 19 |
| Der Zietenritt und die Kavalleriegefechte bei Mocker, Bratsch, südwestlich von Leobschütz im Mai 1745. Oberleutnant Wagener | 19 |
| Spruch. Herzog Nikolaus von Württemberg | 21 |
| Die Gleiwitzer Hütte. Alfons Hayduk | 22 |
| Friedrich der Große. Georg Hyckel | 24 |
| Die Bauern lernen Kartoffeln essen. Klemens Lorenz | 24 |
| König und Sämann. Klemens Lorenz | 24 |
| Der Held von Cosel. Hanns Gottschalk | 25 |
| Eichendorff, der Dichter des Waldes und des Wanderns. Karl Sczodrok | 27 |
| Die Heimat. Freiherr von Eichendorff | 28 |
| Drei berühmte Oberschlesier. Friedrich Stumpe | |
| Gustav Freytag | 29 |
| Karl Godulla | 30 |
| Der Bienenvater Johann Dzierzon | 31 |
| Unsere Bienen. F. Flott | 32 |
| Abschied. Freiherr von Eichendorff | 33 |
| Das ist uns allen wie ein Gebet | 33 |
| Mutter Barbens Sohn. Hanns Gottschalk | 34 |
| Mein Oberschlesien. Wilhelm Kothe | 36 |
| Die Abstimmung | 36 |
| Der Sturm auf den Annaberg | 37 |
| Spruch. Hermann Göring | 37 |
| Widmung. Bernhard von Hülsen | 39 |
| Ostoberschlesien. F. Flott | 39 |
| Mein oberschlesisch' Land. Paul Grabowski | 40 |
| Hultschin. F. Flott | 40 |
| Die niederschlesischen Grenzkreise. F. Flott | 40 |
| Mit dem Führer im Flugzeug von Ostpreußen nach Schlesien. Wilhelm Scholz | 41 |
| Schwur. Benno Hein | 42 |
| Das Hultschiner Ländchen. Hermann Janosch | 44 |
| Oberschlesien und seine Soldaten. Oberstleutnant Kirsten | 45 |
| Kameraden, die Trompete ruft! G. W. Hornessen | 46 |
| Grenzland OS. Hans Niekrawietz | 46 |
| Oberschlesiens deutsches Gesicht. Karl Sczodrok | 46 |
| Lebensraum. Rudolf Witzany | 49 |
| Lied in Oberschlesien. Georg Battel | 50 |
| Wie spricht der Oberschlesier. F. Flott | 51 |
| Die Burgruine Tost. F. Flott | 53 |
| Ich reise übers grüne Land. Freiherr von Eichendorff | 53 |
| Singendes Dorf. Walter Erzgraeber | 53 |
| Du oberschlesische Heimat. Alfred Nowinski | 54 |
| Wunderliches aus einem oberschlesischen Walddorf. G. Röhrich | 54 |
| Im schönsten Wiesengrunde. Wilhelm Ganzhorn | 56 |
| Der Bauernsohn. Hans Niekrawietz | 57 |
| Es ist ein Wunderbares, eine Mutter | 57 |
| Rat des Vaters an seinen Sohn. J. Sturm | 58 |
| Kennst du schon deine Ahnen? | 58 |
| Der ewige Stammbaum. E. Wallocha | 58 |
| Stammbaum. Zeichnung | 59 |
| Bauernhochzeit im Oppelner Land. S. K. Kull | 60 |
| Oberschlesische Hochzeitbitter laden zur Hochzeit ein | 61 |
| Oberschlesische Legende. Richard Hauptmann | 62 |
| Ein Heimatgruß aus Amerika | 62 |
| Hitler-Jugend erzählt. Hans Gregor | 63 |
| Das ist ein Jungenleben! Heinrich Mainka | 64 |
| Sinnspruch. Hermann Stehr | 65 |
| Von Grunsruh nach Berlin. HJ.-L. | 66 |
| Nichts kann uns rauben. Karl Bröger | 67 |
| Jungmädel der Grenzkreise erzählen | 68 |
| Deutschland? Hans Johst | 70 |
| Die Oder im Frühling | 71 |
| Von uns Jungmädeln im Grenzland. L. H. | 71 |
| Ein Oppelner Junge im Landjahr. Franz Jamros | 72 |
| Schlesisches Volk, hab acht! Werner Altendorf | 72 |
| Mädel kämpfen für deutsches Volkstum | 73 |
| Mein Schlesierland! | 73 |
| Wir fahren durch Schlesien. F. Flott und G. Cudek | 74 |
| Die unverträglichen Nachbarn. H. G. | 87 |
| Der ungeladene Wassermann. Richard Hauptmann | 87 |
| Der Grenzkasper an seine lieben Kinder | 88 |
| Rätsel | 90 |
| Wenn die Entla ...! | 90 |
| Schnupsel, Kasperle und der Drache. Richard Hauptmann | 91 |
| Untreue. Freiherr von Eichendorff | 94 |
| Dort unten in der Mühle. J. Kerner | 94 |
| Der unartige Schnupsel. 8 Bilder von Jörg Breuer | 95 |
| Schnupsel im Weihnachtswald. Richard Hauptmann | 97 |
| Weihnachten. Freiherr von Eichendorff | 97 |
| Winternacht. Freiherr von Eichendorff | 99 |
| Meine erste Wallfahrt. F. Flott | 100 |
| Franz und Josef, zwei oberschlesische Bauernjungen, fahren nach Breslau. F. Flott | 100 |
| Jugend. Bogislaw von Selchow | 104 |
| August und das Grubenpferd. Willi Zander | 104 |
| Glück auf, der Steiger kommt | 105 |
| Jugendherbergen | 106 |
| Schon wieder tönt vom Schachte her ... H. Wernicke | 107 |
| Windmüller und Wanderbursch. Gerhart Baron | 107 |
| Die Teufelsbrücke im Lenczok und deren Ursprung. Angela Krzikalla | 108 |
| Deutscher gedenke! | 109 |
| Denke daran. F. Flott | 110 |
| Kein schöner Land | 111 |
| Schlußwort. F. Flott | 111 |




# Achtung!

**Liebe Jungen und Mädel!**

1. An dem **Preisausschreiben,** das jetzt genau beschrieben wird, sollt ihr euch alle beteiligen. Jeder muß es lösen und den ersten Preis bekommen. **Die Aufgabe lautet:**

Auf der Karte sind die Städte, die eingezeichnet sind, aber keinen Namen tragen, zu bezeichnen. Dazu sind der Text und die Bilder in dem Aufsatz „Wir fahren durch Schlesien" auf S. 74 zu verwenden.

**Zur Beachtung:** Die Fahrt beginnt auf dem Annaberg, den ihr auf der Karte sofort finden werdet. Damit ihr euch in der Karte zurechtfindet, sind die Flüsse, die Bahnen und die Talsperren und einige Berge bereits eingezeichnet. In die Karte sind nur Städte einzutragen, die im Text fettgedruckt sind.

Die Namen sind sauber einzutragen.

Jedes Kind kann, nachdem die Namen eingetragen sind, die Karte noch bunt auszeichnen, z. B. die Grenzen rot oder blau, das deutsche Staatsgebiet und die Nachbarländer in den verschiedenen Farben. Dann können auch z. B. die einzelnen Kreise bunt gezeichnet werden oder ihr könnt auch in die Karte, wie z. B. bei Beuthen ein Grubenbild, bei Oppeln eine Zementfabrik und ähnliches einzeichnen. Der Text „Wir fahren durch Schlesien" zeigt euch, was für Bilder aus den einzelnen Städten gezeichnet werden müßten. Im übrigen macht es so, wie ihr es wollt, jeder kann selbständig seine Karte ausgestalten.

Ist euch etwas nicht klar, so fragt den Herrn Lehrer, der euch bestimmt Auskunft geben wird.

**2. Bedingungen:**

Alle Karten müssen ausgezeichnet bis zum 1. März 1938 bei der Landesgruppe des BDO. eingegangen sein. Die Anschrift lautet: **Bund Deutscher Osten, Landesgruppe Schlesien, Breslau, Landeshaus, Gartenstr. 74.** In die nachfolgende Rubrik tragt euren Namen ein und zwar:

Name: ..............................

Vorname: ..............................

Wohnort: ..............................

Kreis: ..............................

geboren am: ..............................

In welche Schule gehst du? ..............................

Der BDO.-Onkel Franz Flott wird sich dann jede einzelne Karte genau ansehen und euch schreiben, welchen Preis ihr bekommt.

Nun, liebe Jungen und Mädels, ran an die Arbeit. Die Fahrt durch Schlesien wird euch Spaß machen, und ihr lernt so eure Heimat kennen. Außerdem gibt es schöne Preise. Die schönsten Karten aber werden gedruckt und mit eurem Namen veröffentlicht werden.

**3. Preise:**

1. Preis: Eine Reise für 3 Kinder am 4. und 5. Mai 1938 zur Südostausstellung und zum Maschinenmarkt nach Breslau. Besuch beim BDO.-Onkel Franz Flott.
2. Preis: Eine Reise für 3 Kinder zum Kaspermichel und Herrn Schnupsel im schönen Monat Mai zur Hochzeit des Kaspermichel auf den Annaberg.
3. Preis: Ein Kunstgegenstand aus der Gleiwitzer Hütte.
4. Preis: Eine Sammeltasse der Porzellanfabrik in Tillowitz bei Falkenberg.
5. Preis: Ein Kunstgegenstand aus oberschlesischem Marmor aus Groß Kunzendorf bei Neisse.
6. Preis: Eine Handarbeit aus der Schönwälder Stickstube in Gleiwitz.
7. Preis: Ein buntbemalter Marktkorb aus Rutenau, Kreis Oppeln.
8. Preis: Ein fetter Karpfen aus den Teichen von Falkenberg für das Osterfest.
9. Preis: 2 Pakete von dem weltbekannten Neisser Konfekt.
10. Preis: Eine Flasche Annaberger Klosterbitter (für die Eltern!). Dazu noch ein Trostpreis, und zwar eine Schachtel des guten Schnupftabaks von der Weltfirma Doms in Ratibor.

F. Flott


Städte bis 50000 Einwohner
" über 100000 "
" über 500000 "
Reichsgrenze
Grenzen vor 1918
Provinzgrenzen
Regierungsbezirksgrenze
Kreisgrenzen
Eisenbahnen
Reichsautobahn
Kanal Teiche Talsp.
Grenze zw. C.S.R. u. Polen
POLEN
TSCHECHOSLOWAKEI
OST-OBERSCHLESIEN
HULTSCHINER LÄNDCHEN
Oder
Maßstab 1:1000000
1 mm auf der Karte gleich 1 km
Wir fahren durch Schlesien
Ein Preisausschreiben für Jungen u. Mädel
—— Alles Nähere steht auf der Rückseite ——
Bearbeitet von F.F. u. K.R. Bund Deutscher Osten, Landesgruppe Schlesien, Breslau.

# Schicksalskampf im deutschen Osten

Memel
Tilsit
Königsberg
Danzig
Bromberg
Posen
Warschau
Breslau
Beuthen
Krakau
Prag
Brünn
Leutschau
Passau

## kämpft mit uns im Bund Deutscher Osten

G. Ludek
Breslau

Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4 — Klischees: Köhler & Lorenz, Breslau 1